Naturgeschichte

DAS

THIERREICH

ERSTE CLASSE

SAEUGETHIERE.

(Mit 400 Abbildungen, aller bis jetzt bekannten Gattungen Säugethiere. Nach der Natur und den besten Originalien gemalt & lithographirt)

von

H. Reichert,

und einem diese Bilder erläuternden, naturhistorisch-systematisch geordneten Texte

von

V. TRÖTHAN.

WIEN,

Bey Mayer & Comp. u. in der Mechitaristen Congregations Buchhandlung:

1837.

Vorrede.

Die Naturgeschichte ist in unserer Zeit durch die unermüdeten Forschungen eines Cuvier, Humboldt, Blumenbach, Schreger u. a. m. auf einen so hohen Standpunct gebracht worden, daß die Werke älterer Naturhistoriker für die Verehrer dieser Wissenschaft, theils unzureichend, ihres Volumens, und der theuern Abbildung wegen, kostspielig sind, und ihrer Undeutlichkeit wegen ganz umgeschaffen werden mußten, daher der Ankauf derselben immer sehr theuer war, so daß sich die Mehrzahl auf den Ankauf solcher Ausgaben zu verzichten gezwungen sah.

Der Unternehmer schmeichelt sich durch die Herausgabe dieses Werkes, den Freunden der Naturgeschichte ein Werk an die Hand zu geben, das ihren Wünschen möglichst entsprechen soll, und ihnen jene unermüdeten Forschungen ausgezeichneter Männer dieses Faches besonders obig erwähnter Naturforscher versinnlicht, durch herrliche der Natur möglichst treue Abbildungen, leicht faßlich darstellt.

Bei der Aufstellung des Textes hat man die Schriften der ausgezeichnetsten Naturforscher benützt, und war besonders bemüht bei aller Genauigkeit und Faßlichkeit in der Naturbeschreibung so viel als möglich alles Trockene zu vermeiden, und denselben eben so belehrend als angenehm und unterhaltend darzustellen, um das Werk auch der Jugend zur nützlichen Lectüre empfehlen zu können.

Der Herausgeber hatte auf seinen wissenschaftlichen Reisen, besonders während seines langen Aufenthaltes in Frankreichs Hauptstadt, wo er ebenfalls für Werke dieser Art arbeitete, Gelegenheit, für diese Lieferungen Kunststücke zu sammeln. Die reichen Naturalien-Cabinette, Museen und Gallerien unserer Kaiserstadt, sind ebenfalls zu diesem Zwecke benützt worden.

Man war bei der Herausgabe dieses Werkes, außer der naturgetreuen Zeichnung und dem richtigen Colorit, bemüht, etwas Ausgezeichnetes zu liefern, und macht das Publikum besonders darauf aufmerksam, da abgesehen von dem äußerst billigen Preis, und der Art der Lieferungen ihm gewiß kein Aehnliches zur Seite gestellt, werden kann.

Die Thiergattungen sind, wo möglich, in Situationen dargestellt, die Bezug auf ihre Lebensweise, Aufenthalt, Charakter und die Art ihrer Jagd haben. Der Leser sieht sich in kurzer Zeit im Besitze eines Bilderwerkes, dessen einzelne Blätter, bei aller Wohlfeilheit,

jedes Cabinet schmücken können. Eben so hat man bei der bildlichen Darstellung der Menschen-Racen dahin gesehen, sie durch merkwürdige Personen beider Geschlechter zu repräsentiren.

Den Naturfreunden des Königreiches Ungarn ist eine gelungene Uebersetzung in die Landessprache gewidmet, und man glaubt um so mehr einen längst gehegten Wunsch zu befriedigen, als ein Werk dieser Art noch nicht vorhanden ist, welches ebenfalls auch von den übrigen Ländern unseres Kaiserstaates gelten dürfte.

Die Fortsetzung dieses wissenschaftlichen Werkes hängt zum Theil von der gütigen Aufnahme dieser Lieferungen (welche die Classe der Säugethiere enthält) ab, welche sodann nur einen Theil des Ganzen ausmachen werden. (Diesem Theile werden sodann die übrigen Classen des Thierreiches als Fortsetzung folgen.)

Man hat bei der Herausgabe dieses in Hinsicht der Beschreibung bündigen Werkes mehr auf eine vollkommene und wahre, der Natur gemäße Darstellung einer Naturgeschichte in Bildern, die diesem Zwecke auf eine so ausgezeichnete Weise entsprechen soll, daß demselben jene, in solchen Werken erschienenen, gewiß nicht gleich kommen werden; als auf einen langen, manchen Leser ermüdenden Text gesehen. Jenen, welche einen weitläufigern wünschen, stehen ohnedem eine große Auswahl gediegener Werke dieser Art in Menge zu Gebot, und man wird daher in diesem Versuche, das Streben nach Wahrheit und Einheit nicht vermissen, in so fern dieselben, wie sie die Natur darbietet, ohne Verkünstlungen dargestellt sind. Es ist bisher noch kein Werk erschienen, das nicht der Kritik der Gelehrten und Künstler unterworfen, und manches Tadelhafte daran zu finden gewesen wäre. Es mag wohl diesem Werke auch so ergehen, jedoch erwartet der Herausgeber, daß diesem auch jene Nachsicht geschenkt werde, die den erwähnten widerfuhr.

Wien am 1. October 1835.

P. Reichert.

Einleitung.

Die Gegenstände, welche wir durch unsere Sinne wahrnehmen, nennt man Wesen, Körper, und den Begriff sämmtlicher Körper, welche sich unseren Sinnen darbieten, faßt man unter der Benennung Sinnenwelt, das Wesenreich, oder unter der Natur im Allgemeinen; unter der Natur eines Körpers insbesondere aber den Inbegriff sämmtlicher zu seinem Daseyn gehörigen Eigenschaften.

Die Wissenschaft, welche alle Körper der Sinnenwelt ihrem Forschen unterwirft, heißt Naturwissenschaft. Sie erklärt die Erscheinungen an den Naturkörpern, entwickelt die Gesetze, nach welchen sie erfolgen, und befaßt sich damit, sowohl den ursprünglichen Zusammenhang derselben unter einander, als mit der übrigen Natur zu entdecken. Der ganze Umfang der Sinnenwelt, die Erde sammt den sie umgebenden Planeten, die leblosen und lebenden Wesen, gehören demnach in ihr Gebieth.

Die allgemeine Naturlehre lehrt sämmtliche Körper kennen, und entwickelt die Gesetze alles Seyns und Wirkens. In den einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft werden die Körper nach einer bestimmten Ansicht betrachtet, z. B. die Gesetze der Bewegung entwickelt, oder die Mischungsverhältnisse der Körper erörtert.

In der Naturgeschichte beschäftiget sich also die Mineralogie, mit den Eigenschaften der unbelebten oder unorganischen Wesen; die Pflanzenkunde, mit den Eigenschaften der Pflanzen, und die Thierkunde oder Zoologie, mit den Eigenschaften und Geschichten der Thiere. Die letzte ist es, welche das gegenwärtige Werk zu fassen bestimmt ist. Pflanzen- und Thierreich nennt man zusammen die organischen Reiche, das Mineralreich aber das unorganische.

Die Geschichte der Organisation ist die Geschichte der Entstehung und Bildung der organischen Wesen, im Allgemeinen und in ihrer Beziehung auf uns; sie lehrt uns die innige Verbindung des Menschen mit seinen Mitgeschöpfen, und gibt uns die e rhabensten Begriffe von dem schaffenden und erhaltenden Geist der Natur und von dem engern Bande, welches alle Wesen umschließt, leitet, nach ewigen Gesetzen regiert und erhaltet.

Alle Körper als Bestandtheile der Erde zeigen entweder noch ihre ursprüngliche Form, wie sie vermög der Naturkräfte hervorgingen, und heißen daher natürliche Körper (naturalia) oder sie sind durch die Hand des Menschen, durch Thiere, oder zufällig und durch mechanische und chemische Einflüsse verändert, oder in künstliche Körper (Kunsterzeugnisse, artefacta) umgestaltet worden. Die ersten sind Gegenstände, welche den Naturforscher beschäftigen, die zweiten werden in der Technologie (Lehre von den Gewerbserzeugnissen) und in der Chemie abgehandelt.

Betrachten wir die uns umgebenden natürlichen Körper, so bemerken wir in Ansehung ihrer Struktur, ihrer Entstehung und ihres Wachsthumes zwei große Hauptverschiedenheiten unter ihnen. Die einen erscheinen in steter Ruhe und immer in gleicher Form, so lange nicht äußere Kräfte auf sie einwirken, sie bilden das Mineralreich und heißen unorganische, leblose Körper. Die andern sind in steter Veränderung begriffen, deren Ursache in ihrem Innern begründet wird; sie bilden das Pflanzen- und Thierreich und heißen organische, belebte Körper.

Dem organischen Körper kommt eine bestimmte, und selbstständige Bildung zu, hervorgebracht durch eine von Innen aus wirkende, bildende Thätigkeit (Lebenskraft). Jeder organische Körper zeigt starre oder feste und flüssige Theile. Die ersten zeigen eine höchst verschiedenartige Bildung, erscheinen in fasriger, röhriger oder zelliger Form, und enthalten in ihren Zwischenräumen die flüssigen. Die verschiedenartigen Theile und Gefäße, woraus die organischen Körper bestehen, heißen Organe, Werkzeuge, und stehen in einer nothwendigen Verbindung, sowohl unter sich als mit dem ganzen Körper; sie liefern daher bei mechanischer Theilung nie dem Ganzen ähnliche Pflanzen, oder Thiere im Kleinen.

Die organischen Körper sind immer von andern derselben Art und Gestalt hervorgebracht, so daß ihre Existenz in einer ununterbrochenen Reihe, bis zu ihren Stammältern zurückgeführt oder abgeleitet werden kann.

Die organischen Körper nehmen vermittelst eigenartiger und sehr verschiedener Theile fremde Stoffe aus der Außenwelt in ihr Inneres auf, setzen und verwandeln (assimiliren) dieselben; das daraus Gebildete wird in der Substanz aller Theile des Körpers abgesetzt und angeeignet. Alle diese Veränderungen gehen mittelst eigener Verrichtungen, Werkzeuge (Organe) vor sich, woher auch der Name kommt, und die innere stets fortdauernde Bewegung, welche bewirkt, daß die einzelnen Werkzeuge zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, nämlich zur Erhaltung des Lebens hinarbeiten, nennen wir Lebenskraft, und die organisirten Körper demnach auch lebende oder belebte Körper.

Alle organischen Körper unserer Erde zerfallen in zwei Reihen: Pflanzen und Thiere. Bei den ersten bemerken wir die Bildungsthätigkeit, als die vorherrschende Seite des Lebens; bei dem letztern ist die Bewegung vorherrschend und zwar mannigfaltige und willkührliche Bewegung; und hierdurch unterscheidet sich schon das unvollkommenste Thier von der vollkommensten Pflanze. Indessen sind doch die Gränzen zwischen Thier- und Pflanzenreich nicht so leicht zu bestimmen, die untersten Thiere mit höchst einfachem Körperbaue und unmerklicher Empfindung ähneln sehr der untersten Reihe der Vegetabilien. Die Reihe der organischen Körper ist daher füglich einer, an beiden Enden aufgehangenen Kette zu vergleichen, deren oberste Glieder an einem Ende die vollkommensten Thiere, und am andern Ende die vollkommensten Pflanzen enthalten; die untersten und zusammenhängenden Glieder aber, die von beiden Reihen am einfachsten organisirten Geschöpfe bilden.

Als die wichtigsten Unterschiede sind bis jetzt: Die Art der Aufnahme der Nahrung, die willkührliche Bewegung und Empfindung, die Art der Fortpflanzung und die Bestandtheile, die wir entweder durch mechanische Theilung oder chemische Zerlegung erhalten, angenommen.

Die Thiere besitzen meistentheils am vordern Ende ihres Körpers eine Hauptöffnung, den Mund, mittelst dessen sie, vom Gefühle des Hungers getrieben, verschiedenartige Nahrungsstoffe annehmen; von hier aus kommen die Nahrungsmittel in einen Schlauch, den Darmkanal, in welchen die nahrungsfähigen Stoffe aufgesogen, und dem übrigen Körper zugeführt werden. Die Thiere besitzen daher gleichsam ihre Wurzeln innerhalb ihres Körpers, nämlich Magen und Darmkanal, wo durch unzählige Gefäßmündungen die Einsaugung vor sich geht. Der von den Nahrungsmitteln übrig gebliebene unbrauchbare Stoff wird bei den Thieren durch eigene Ausführungswerkzeuge weggeschafft. Bei den Pflanzen wird der abgesonderte unbrauchbare Stoff durch Ausdünstung weggeschafft, und er dringt an der Oberfläche aller Theile ohne Nachtheil hervor.

Bei den Thieren geht größtentheils der Erzeugung der Akt der Begattung voraus, und es wird zu diesem Behufe das Zusammentreffen zweier Gegensätze (des männlichen und weiblichen Thieres) erfordert. Das anfangende Leben des jungen Thieres ist eine Zeitlang mit dem Lebensprozesse des Mutterthieres verflochten; erst später ist die Organisation desselben so weit gesteigert, ein eigenes selbstständiges, für sich bestehendes Leben fortzuführen. Die Erzeugung bei Pflanzen geht theils durch wirkliche Befruchtung vor sich, durch Einwirkung des Blüthenstaubes auf den Fruchtknoten, theils aber auch durch mancherlei Verlängerungen des Stammes und der Wurzeln, durch Keime, Zwiebel, Knollen; die zusammengesetzten Gewächse pflanzen sich durch Knospen, Augen oder Wurzelsprossen fort. Bei vielen Pflanzen, den Cryptogamischen hat man auch bis jetzt noch keine Befruchtungstheile bemerkt, und wir wissen nicht mit Gewißheit, ob sie aus Samen oder Keimen ihren Ursprung nehmen; hieher gehören die Flechten und Schwämme.

Aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff sind alle Theile der Gewächse gebildet, in dem thierischen Körper tritt zu diesem Stoffe noch der Stickstoff hinzu. Als entferntere Bestandtheile finden wir Mineral-Laugensalz oder Soda, Pottasche oder Pflanzen-Laugensalz, Kieselerde, Eisen- und Braunstein und Salpeter in den meisten Gewächsen. Bei den Thieren kommen noch außerdem, Phosphor, Schwefel und das flüchtige Laugensalz vor.

Von den nähern thierischen Bestandtheilen führen wir als die vorzüglichsten: 1) Die Gallerte den thierischen Leim; 2) den Eyweißstoff; 3) den Faserstoff an.

Die einfachsten organischen Bestandtheile des Thieres sind Zellgewebe, Faser- und Marksubstanz. Aus diesen werden die zusammengesetzten Theile gebildet, welches die Häute, die Knochen, Knorpeln, Muskeln, Sehnen und das Nervenmark sind, die am meisten zusammengesetzten Organe sind die Eingeweide, zu deren Bildung alle 3 angeführten Grundformen beitragen. Dieser letzteren Verrichtung ist sehr mannigfaltig, und die Struktur jedes einzelnen dem Zwecke entsprechend. Die Gefäße trennen sich in ausführende und zurückführende, welche zusammengenommen, ein eigenes System darstellen, und die in ihnen enthaltenen Flüs-

sigkeiten im Kreise herumbewegen. Die Struktur der Organe im Thiere ist regelmäßiger, bestimmter, viele finden sich paarig vor, und wir finden viel weniger Abweichungen, als bei den Pflanzen.

Die Thiere zeichnen sich durch willkührliche Bewegung, Ortsveränderung und ein bestimmtes Muskelsystem aus, von den Grundstoffen ist der Stickstoff vorwaltend, die einzelnen Theile sind mannigfaltiger, starre und weiche Theile enthalten die Flüssigkeiten, welche von einem Centralpuncte aus im Kreise bewegt werden, das Mischungsverhältniß der Säfte ist leicht zu stören, die Textur der Theile ist durch Hinzutritt des Nervenmarkes vermehrt; wodurch jegliche Empfindung vermittelt wird. Die Struktur in den zusammengesetzten Organen, z. B. in den Sinneswerkzeugen, dem Herzen, der Lunge ist mannigfaltiger, alle Theile zeigen mehr Symmetrie, die wichtigen Organe sind meist paarweise vorhanden, oder an der Mittellinie des Körpers gelagert, und meist in zwei Hälften geschieden. Sämmtliche Thiere zerfallen in weiß- und rothblütige, die letztern in kalt- und warmblütige.

Die Säugethiere, als die höchst ausgebildeten Thiere zeigen die vollkommensten und im gleichmäßigsten Verhältnisse stehenden Sinnesorgane; das Gehirn ist regelmäßiger gebildet, sie gebären lebendige Jungen und säugen sie an ihren Brüsten. Die Lunge als Respirationsorgan befindet sich in der Brusthöhle, und theilt sich in zwei Flügel und mehrere Lappen; das Herz ist vierhöhlig, das Zwergfell scheidet Brust- und Bauchhöhle, der Verdauungsapparat zeigt Milz- und Magenspeicheldrüse, Netz und Gekröse, mit vielen Lymphgefäßen und Drüsen zur Milchsaftbereitung. Die Knochen und Muskeln sind in hohem Grade und gleichförmig ausgebildet. Die Säugethiere werden nach ihrer äußern Form und vorzüglich nach ihren Bewegungswerkzeugen in 3 Ordnungen abgetheilt, wovon das Nähere in der Naturgeschichte der Haussäugethiere erwähnt wird.

Eintheilung der Säugethiere.

Bei der Eintheilung der Säugethiere schließen wir uns den in unserer Zeit gewürdigtsten Naturhistorikern an, welche das System Cuvier's, als das naturgemäßeste und festgeordneteste, erkennen.

Dieses beruht auf der Zahl, Form und Stellung der Zähne, da diese auf die Nahrung hindeuten, in Verbindung mit den Organen des Gefühls und der Ortsbewegung, indem auf den letzten Organen sich die mehrere oder mindere Schnelligkeit des Ganges gründet.

Hieraus lassen sich auch die verläßlichsten Unterschiedsmerkmale der nachfolgenden Ordnung ableiten.

I. Ordnung. Zweihändige.

Diese Ordnung faßt eine einzige Gattung, und zwar bloß den Menschen in sich, welche aber ungemein viele Varietäten zählt.

Zwei vollkommene Hände, mit welchen der mannigfaltigste Gebrauch, und die feinste Betastung sich verbindet, platte Nägel an Fingern und Zehen, zugleich ein aufrechter Gang auf zwei Füßen, ohne Hinsicht auf seine Geistesanlagen, heben ihn in seiner Vollkommenheit weit über alle andere Thiere hervor.

II. Ordnung. Thiere mit vier Händen.

Diese sind nicht nur an den vordern sondern auch an den hintern Gliedmaßen mit einer wahren Hand versehen, und haben in den Fingern ein ähnliches Getaste, eben so den Zahnbau wie der Mensch: Affen, Paviane, Meerkatzen, Makis, u. s. w.

III. Ordnung. Raubthiere.

Ohne einen freien Daum an den vordern und hintern Extremitäten.

Man theilet sie in mehrere Familien, wegen auffallenden Merkmalen ein.

IV. Ordnung. Beutelthiere.

Die Vorderfüße sind fünfzehig. Viele von ihnen haben an den Hinterfüßen einen abstehenden Daum oder eine Hand. Ihr vorzügliches Kennzeichen besteht darin, daß die Weibchen einen Beutel am Bauche haben, in welchem sie ihre Jungen, wenn sie schon geboren sind, eine Zeit lang tragen und säugen.

V. Ordnung. Nagethiere.

Diese zeigen einen ganz auffallenden Bau der Zähne, sie sind meißelartig, und deßwegen ist die Verrichtung derselben eher nagend als kauend, und die Backenzähne dienen ihnen eigentlich nur zum zermalmen. Sie können mit ihren Zähnen sehr harte Körper zernagen, und daher ernähren sich Manche auch größtentheils nur von Holz und Rinde.

VI. Ordnung. Klauenthiere oder Zahnlose.

Von den Zahnlosen stehen zwei Thiergattungen mit ihnen in mehrfacher Verbindung. Sie haben große Klauen, und sind mit Haaren oder Stacheln bedeckt. Es ist zweifelhaft, ob sie den Säugethieren unterzuordnen sind, indem sie Eyer legen sollen.

Sie sind also als ein Mittel zu betrachten, die sich wohl nirgends zweckmäßiger, als hier anschließen läßt. Man nennt sie Monotremen.

VII. Ordnung. Hufige Thiere.

Die unteren Ende ihrer Gliedmaßen sind mit einem hornartigen Ueberzug oder Hornschuh versehen; ihr Zahnbau ist verschieden, sie ernähren sich bloß mit Pflanzen, eine Gattung ausgenommen.

VIII. Ordnung. Wiederkäuer.

Haben einen vierfachen Magen, und kauen wieder. Ihre Nahrung besteht ebenfalls bloß in Pflanzenkost, jedoch werden sie auch in Kamtschatka mit getrockneten Fischen ernährt.

IX. Ordnung. Walle.

Diese haben manche Aehnlichkeit mit den Fischen, da ihre Extremitäten ganz zum Schwimmen eingerichtet sind, und ihr Aufenthalt im Wasser führte ihnen den unrichtigen Namen Wallfische zu. Indem sie aber wie andere Säugethiere durch die Lunge athmen, ihre Junge lebendig gebären und säugen, so gehören sie in die letzte Ordnung der Säugethiere. Erstaunen muß man über die Größe dieser Thiere, bei näherer Beschreibung derselben.

Erste Ordnung. Säugethiere.

Zweihändige, der Mensch. Bimana.

Alles, was man an seinem Körper wahrnimmt, gibt ihm den ersten Rang unter allen Geschöpfen. Man mag den Bau seiner zu den mannigfaltigsten, Erstaunen erregenden Verrichtungen gewandten Hände und die Füße betrachten, die ihn zum aufrechten Gang fähig machen, oder den hochgewölbten Kopf und das ihn adelnde Gesicht betrachten.

Am vorzüglichsten jedoch unterscheidet ihn vor allen Thieren seine Vernunft und Sprache. — Mit diesen hohen Vorzügen verbindet sich noch die Vollkommenheit seiner Sinne, sein Bewußtseyn, und die harmonische Zusammensetzung der Organe. — Diese Ordnung hat nur Eine Gattung.

Der Mensch. Homo. L'homme.

Vorderzähne $\frac{4}{4}$, sie sind vorn gerade abgeschnitten und meißelförmig scharf; die mittleren obern sind breiter, als die Seitenzähne, die untern sind überhaupt viel schmaler, so daß alle vier nur wenig mehr Raum einnehmen, als die beiden mittlern obern, von welchen die beiden Seitenzähne auf die untern Eckzähne passen. — Eckzähne $\frac{1}{1}$—$\frac{1}{1}$, sie stehen nicht vor und sind den Vorderzähnen ähnlich, nur dicker. — Backenzähne $\frac{5}{5}$—$\frac{5}{5}$ ihre Kronen sind alle stumpf, und wenig höckerig, doch deutlich in vier Höcker getheilt, wenn sie nicht sehr abgenützt sind. Alle diese 32 Zähne stehen in ununterbrochener Reihe an einander. Eine Stellung, welche so bei keinem andern Säugethiere vorkommt.

Bloß körperlich betrachtet, ist der Mensch für sich ein wehrloses, hilfsbedürftiges Geschöpf. So hilflos ist kein Thier als er in den ersten Jahren seiner Kindheit. Keines bekommt so sehr spät sein Gebiß, lernt so spät auf seinen Füßen stehen; keines wird so vorgerückt an Jahren, erst mannbar u. s. w.

Dagegen hat aber der Mensch, sobald er sich aus dem allerdings hilflosen Zustand der Kindheit hervorhebt, in Ansehung seines Körpers unendlich große und wesentliche Vorzüge vor den Thieren. Seine Verbreitsamkeit, oder Anlage, allmählich und ohne im Wesentlichen verändert zu werden, in jedem Him-

melsstriche auszudauern und zu leben, seine aufrechte Stellung, die ihm nicht die geringste Mühe macht, der künstliche, zu unzähligen Bewegungen und Verrichtungen geschickte Bau seiner Hände und Finger, seine feine, glatte, empfindliche Haut, seine ausnehmende Schönheit, sein seelenvolles Auge, sein geistreiches, ausdruckvolles Angesicht, die unbegränzte Geschicklichkeit aller seiner Gliedmaßen, die er immer zu steigenderer Vollkommenheit erheben kann — das alles verschafft ihm schon von Seiten seines Körpers, einen entschiedenen Vorzug vor den Thieren.

Ueber alle diese so auffallenden Vorzüge erhebet ihn jedoch noch unendlich höher, eine vernunftgemäße Cultur seiner geistigen Anlagen und Kräfte.

Mit dem zweckmäßigen Gebrauch derselben, zu dem edelsten Wesen entwickelt, trotzet er allen Gefahren der Elemente, und alles muß ihm zu Gebote stehen, was zur Erhaltung seines glücklichen Daseyns nothwendig ist; denn er hat sich auf dieser Bahn zum Beherrscher aller auf ihn wirkenden Gegenstände emporgeschwungen!

Alles was er auf Erden unternimmt und ausführt, die ganze Kunstwelt, die Wissenschaften und tausend erstaunungswürdige Erfindungen, die ihm Nutzen und Vergnügen entgegenbieten, sind Wirkungen seiner unerschöpflichen Geistesthätigkeit. Ohne Waffen geboren und schutzlos den Elementen ausgesetzt, bezwingt er durch von ihm erfundene künstliche Werkzeuge den kolossalen Elephanten, den noch größeren Wallfisch, den mächtigen Löwen und den grimmigen Tiger. Er hat selbst dem Himmel das Feuer abgeborgt, und wendet es bald wohlthätig zur eigenen Erhaltung; aber leider auch verderbend zur Bezwingung seiner Mitbrüder und übrigen Mitgeschöpfe an, sobald er das ihm innewohnende sittliche Gefühl nicht beachtet. Stolze Paläste hat er sich zur Wohnung erbaut, und sich alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens hervorzubringen gewußt. — Unwissend und ohne alle Kenntniß geboren, entkeimet in ihm der göttliche Funke seines Verstandes so hoch, daß er selbst mit seinen Sehröhren, jenseits der Erde seine Forschungen ausdehnt, und die weiten Räume des Himmels zu ermessen waget.

Woher alle diese wirkungsvollen Eigenschaften, diese hohen Vorzüge des Menschen, — worin liegt der Grund dieser Erscheinungen?

Wir vermögen hier das Gesammtgefühl unserer innern Ueberzeugung nur so auszudrücken: in der geistigen, den Menschen durchströmenden Lebenskraft, welche Seele genannt wird.

Weitläufige Definitionen hierüber findet man hinreichend in ausgezeichneten psychologischen Werken.

Allgemeine Beobachtung über die verschiedenen Racen der Menschen, ihrer muthmaßlichen Abstammung, ihrer Wohnplätze und ihrer Charakteristik.

Ueber die Lebensweise der ersten Menschen können wir nichts Bestimmtes angeben, und halten uns hier nur an die biblische Tradition, deren zu Folge Armenien oder ein benachbartes Land der Wohnsitz der ersten Menschen gewesen seyn möchte, von wo aus sie sich dann bei ihrer allmählichen Vermehrung nach den beiden Polen hin verbreiteten. Nach der Sündfluth galten Noahs Söhne als die Stammväter der verschiedenen Racen. Japhet wäre der Stammvater der weißen, Sem der gelben, und Cham der schwarzen Menschenracen.

Mit der biblischen Andeutung: es gäbe nur Eine Art der Menschen, stimmen auch die meisten Naturforscher überein, da sie behaupten: alle die abweichenden Gestalten und Farben des Menschen, wie man sie bei den verschiedenen Völkern unseres Erdballes findet, seien nur Ausartungen und Varietäten, hervorgebracht durch die Verschiedenheit der Lebensart und des Klimas, und in dieser Meinung schließen wir uns daher an die Mehrzahl ausgezeichneter Naturforscher an.

Bei der nähern Betrachtung der verschiedenen Menschenvarietäten oder Racen halten wir uns ganz an das allgemein angenommene System von Blumenbach, welcher fünf Menschenracen annahm, nämlich: 1. Die caucasische oder weiße, 2. die mongolische oder gelbe, 3. die äthiopische oder schwarze, 4. die malayische oder braune, 5. die amerikanische oder rothe. Wir wollen diese Benennungen auch beibehalten, und einer jeden Race diejenigen Völker beizuordnen suchen, welche dazu gehören.

Die caucasische Race.

Hierzu gehört in der ersten Lieferung, Blatt Nr. 1 und 2, und Figur Nr. 1 und 2.

Man nennt die Race, zu welcher wir Europäer gehören, die caucasische, weil alle Sagen es wahrscheinlich machen, daß der ursprüngliche Wohnsitz der dazu gerechneten Völker die Gebirgskette gewesen sei, welche das caspische und schwarze Meer begränzt, und wir unter dem Namen Caucasus kennen. Die Haupt-

charaktere, welche diese Race leicht erkenntlich machen, sind: ein ovales, gerades Gesicht, weiße Farbe der Haut, mittelmäßig gespaltener Mund, eine große, meist zugespitzte Nase. Die Zähne stehen vertikal; die Stirn ist voll, vorstehend; die Backen gefärbt; die Lippen dünne; das Gesicht wohl proportionirt. Die Haare lang und weich, deren Farbe vom Hellblonden bis zum Tiefschwarzen alle Varietäten übergehend, und wellenförmig, oft gelockt ist. Die Gesichtsknochen wenig vorragend, das Kinn rundlich. Die Physiognomie überhaupt gar verschieden.

Man kann die caucasische Race in drei Hauptgattungen bringen: in die europäische, die arabische und die indische. Die europäische stammt aus Asien, und bewohnt noch einen Theil dieses Welttheils, und zerfällt wieder in mehrere Unterracen.

Die westliche Race scheint der Urstamm zu seyn, und ist jetzt noch in der Nähe des Caucasus wohnhaft. Die Farbe der Weiber ist glänzend weiß, und die Gestalt auszeichnend schön.

Dahin gehören die Bewohnerinen Mingreliens, Circassiens und Georgiens, welche wegen ihrer Schönheit sehr angerühmt werden. Die Männer sind ebenfalls schön, von mittlerem Wuchs, ihre gewöhnliche Höhe 5 Fuß, 4 Zoll und darüber.

Die südliche Race. Die dazu gehörigen Völker sind ebenfalls schön, ihre Hautfarbe weniger weiß, bisweilen bräunlich, von mittlerer Größe etwa 5 Fuß, 3 Zoll Höhe; der Kopf im Verhältniß zum Körper klein.

Dahin gehören die Bewohner der europäischen Türkei, Italiens, Siciliens, Griechenlands. Sie scheinen Urbewohner der thracischen und apenninischen Gebirge; sind aber nicht mehr ungemischt zu finden.

Die celtische Race. Die Menschen, welche dahin gehören, sind etwas größer als die vorigen. Die mittlere Größe 5 Fuß, 5 Zoll, die Stirn erhöht, über der Nasenwurzel ein mehr oder weniger tiefer Eindruck. Die Haut oft blaßgelblich. Dahin gehören die Basken in Frankreich und Spanien, einige schottische Hochländer, Walliser und Niederbretagner.

Die Germanier. Die mittlere Größe 5 Fuß, 6 Zoll. Die Hautfarbe weiß oder blaß. Dahin gehören ebenfalls sämmtliche deutsche Nationen: die Engländer, Holländer, Dänen und Schweden, und der größte Theil der Franzosen, die Schweizer und Tiroler.

Von ihnen unterscheiden sich als eine Varietät die Slaven oder Slavonier. Sie kamen wahrscheinlich von den Carpathen, und bevölkerten Ungarn, Pohlen, Lithauen, Curland und Rußland, und vermischten sich mit den Tartaren; westlich ist Böhmen ihr letzter Wohnsitz. Ihre Hautfarbe ist etwas brauner, als die der übrigen Europäer.

Man kann alle diese Unterracen unter dem Namen der celtisch-caucasischen zusammen nehmen.

Die arabische Unterrace begreift die Völker, welche wir unter den Namen der Hebräer oder Juden, der Araber der Wüste oder Beduinen, der übrigen Araber mit beständigen Wohnplätzen, der Drusen und anderer Bewohner Libanons, der Mauren, der Maroccaner, der Berbern, der Abyssinier und anderer Bewohner des nördlichen Afrikas kennen.

Die Völker haben, wenn sie sich der Sonne nicht sehr aussetzen, eine weiße Farbe, sind aber sehr mit andern Völkern, besonders zur Zeit der großen Völkerwanderung, welche die Geschichte nachweiset, vermischt worden.

Die Männer, besonders die eigentlichen Araber, sind meist von hohem Wuchs, die Weiber dagegen von einem verhältnißmäßigen kleineren; welches Mißverhältniß jedoch bleibend ist.

Diese Völker zeigen zwar viele Geistesfähigkeiten, sind aber doch in der Cultur sehr zurück; sie sind gastfreundlich, auf der einen Seite stolz, auf der andern ihren Herrn sclavisch ergeben.

Als dritte Unterrace kann man die Hindus ansehen. Sie sind kleiner als die Araber; ihre Gesichtszüge ähneln mehr den westlichen Racen als den Arabern; ihre Farbe ist dunkelgelb, oft ins Rußschwarze oder Bronzirte übergehend. Sie wohnen an den Flüssen Indus und Ganges, und bevölkerten nach und nach die ganze westliche Halbinsel bis Ceylon, finden sich auch auf den laquedivischen und maldivischen Inseln und auf andern Inseln dieser Meere zum Theil wieder.

Mit den Malajen und Mongolen haben sie sich gemischt, da ihre Wohnsitze zum Theil an diese, zum Theil an die mongolische Stammrace gränzen.

Die Sprachen aller dieser Völker sind verschieden, so wie ihre Religion. Die alte Sprache der Pelasker, ist die Stammsprache der Griechen oder Lateiner, vieler ausgestorbenen Sprachen, und aller Sprachen des wärmeren Europa's, der Italiener, Franzosen, Spanier, Portugiesen und Römer.

Die allemanische oder gothische Sprache, hat sich über den Norden von Europa verbreitet, und sich in der deutschen, holländischen, dänischen, englischen und schwedischen Sprache verzweigt.

Die slavische Sprache sprechen die Rußen, Pohlen, Böhmen und Wenden.

Die alte celtische Sprache herrscht nur noch in den baskischen Provinzen von Spanien und die Religion aller dieser Völker ist jetzt die christliche.

Die arabischen Stämme haben meist die Religion Mahomets angenommen, und ihre Sprachen sind die arabische, syrische, und hebräische mit ihren Verzweigungen, auch die maurische und türkische.

Die Hindus haben als Stammsprache die sogenannte Sanscritsprache oder die heilige Sprache der Indier, und ihre Religion ist die mahometanische und die Lehre des Brama.

Mongolische oder scythische Race.

Die mongolische Race fängt in Osten des tartarischen Zweiges der caucasischen Race an, und nimmt das ganze Land bis zum indischen Meere ein. Sie bewohnt die ungeheure Strecke Asiens, welche sich in der Länge von den östlich in das caspische Meer strömenden Flüssen bis zum japanischen und ochozkischen Meere erstrecken; ferner China, Tunkin, Cochinchina, Siam, Birma, und Thibet; auch kann man zu diesen Völkern rechnen, die polarischen Hochländer, oder Polarmenschen, welche die Küsten des nördlichen Eismeeres in Europa, Asia und Amerika bewohnen, und die unter dem Namen der Lappen, Samojeden Esquimaux u. s w. bekannt sind. Man kann sie auch die gelbe oder olivenfarbe Race nennen.

Die Gestalt dieser Race weicht von der caucasischen sehr ab. — Man kann diese Race, welche sehr zahlreich ist, in mehrere Unterabtheilungen bringen.

Die erste ist die kalmükisch-mongolische, wovon ein Theil zu den alten Scythen gehörte, jetzt sind sie unter den Namen der Turkomanen, Kirgisen, Kosaken, Baschkiren, Mongolen und Mantschus bekannt. Ihre Voraltern haben unter dem Namen der Hunnen, unter Attila, Tschenkiskan und Tamerlan, Verwüstungen über große Landesstrecken verbreitet, und sind bis nach Italien vorgedrungen. Sie sind von mittelmäßiger Größe, stark, muskulös, die Oberschenkel dick, die Unterschenkel kurz.

Sie bewohnen Bucharien, Daurien, Songarien und die tartarisch-chinesischen Steppen, und verbreiten sich bis zum caspischen, japanischen und ochozkischen Meere. Sie sind meist herumschweifend, leben unter Zelten, sind kriegerisch, raubsüchtig, die Gefahren verachtend. Kamehle und Pferde sind ihre beständigen Begleiter. In den kalten Regionen des nördlichen und östlichen Asiens vermischen sie sich mit den Hyperboreern.

Die Mantschu's haben die lange Mauer überstiegen und sich China unterthänig gemacht, dadurch aber mehr Civilisation angenommen. Die Religion ist die Schamanische, oder die Lehre des Lama, oder der Mahometanismus.

Die zweite Unterrace ist die chinesische, und begreift die Völker, welche unter dem Namen der Chineser, Japaner, Coreer, Tunkineser, Cochinchineser, Siameser, Birmanen und Thibetaner bekannt sind. Sie verbreiten sich von den Hochebenen und Gebirgen Thibets und der Kette des Himalaja her, nach Ost und West durch reiche Ebenen bis ans Meer aus. Sie sind etwas größer als die Mongolen und wohlgestaltet. Die Frauen sind korpulenter als die Männer, und Dickleibigkeit gilt für Schönheit. Die Hautfarbe ist oft so weiß, wie bei den caucasischen Völkern. Sie haben einen den Mongolen entgegengesetzten Charakter, scheuen das Reisen, sind sanft, höflich, oft kriechend. Die Civilisation ist bei diesem Stamme seit den ältesten Zeiten vorgeschritten, und sie sind besonders in mechanischen Künsten sehr erfahren; allein sie stehen seit langer Zeit darin stille, weil sie mit andern Völkern äußerst wenig Gemeinschaft haben.

Ihre Religion ist die Lehre des Confucius, oder sie sind Anhänger des Lama. Die Aehnlichkeit ihrer Gesichter ist sehr groß. Die Kleidung der Männer und Weiber besteht in einem weiten langen Ueberrock mit weiten Ermeln und langen weiten Hosen; weiß von seidenen Zeugen.

Die dritte Unterrace wird durch die Hyperboreer oder Nordpolar-Nationen gebildet. Sie wurden bald zur caucasischen, bald zur mongolischen Race gezählt, und stehen zwischen beiden inne, doch den letztern etwas näher. Sie bewohnen die nördlichsten Gegenden Europas, Asiens und Amerikas. Zu ihr gehören die Ostiaken, Samojeden, Tungusen, Jakuten, Tschukschen, Korjaken, Lappen, Kamtschadalen der alten Welt, und die Esquimaux und Grönländer der neuen Welt, längs der Nordwestküste von Amerika bis gegen den 80. Grad nördlich wohnend.

Die Menschen dieser Art sind klein, ihre mittlere Größe ist 4 ½ Fuß, untersetzt obschon mager, ihre Füße breit, kurz, gerade, mehr dick. Der Kopf rund und groß; das Gesicht breit und kurz, besonders gegen die Stirn hin platt, die Nase gequetscht, doch nicht sehr breit; die Backen vorstehend, die Augenlieder gegen die Schläfe zurückgezogen; die Augen braungelb, nie blau oder grau; der Mund groß, die Zähne scheitelrecht, von einander entfernt stehend; die Haare gerade, schwarz, fettig und hart, das Barthaar dünne, die

Stimme fein. Die Weiber häßlich, muskulös, fast so groß wie die Männer; die Brüste schlaff, hangend, birnförmig und so lang, daß sie den auf den Rücken getragenen Kindern zugeworfen werden können. Die Warze ist groß, lang, runzlicht und schwarz. Die Farbe der Haut ist dunkel, je weiter gegen Norden, desto dunkler. Hund und Rennthier sind ihre Hausthiere. Sie leben fast ausschließlich vom Fleisch der Walle, Fische und Vögel, von Speck und Thran; auch sogar Birkenrinden, Flechten, isländischen Moos. Die Eier der Sumpf- und Wasservögel, wovon jährlich vielleicht Hunderttausende verzehrt werden, machen ebenfalls einen großen Theil ihrer Nahrung aus.

Kupferfärbige Race. Amerikaner.

Die amerikanischen Völker lassen sich eben so schwer einer andern Race unterordnen, als es schwer ist, charakteristische Kennzeichen aufzustellen, welche sie hinlänglich von andern unterscheiden.

Die Bewohner des Nordens dieses Welttheiles nähern sich in einiger Hinsicht der mongolischen Unterrace, welches auch nicht sehr auffallen kann, da es sehr wahrscheinlich ist, daß Völker aus Asien nach Amerika gelangen konnten, weil mehrere zwischen beiden Continenten liegende Inseln den Uebergang erleichterten, wie die Aleanten und Kurilen.

Die Miamis, die Osagen, Cherokesen, haben viel Aehnlichkeit mit der tartarisch-mongolischen Bildung. Humboldt glaubt auch, die Azteken oder alten Mexikaner seien mongolischen Ursprunges, da ihre Augen schief stehen, und der Bart sehr dünne und schwarz ist, ja selbst alle Sagen der Mexikaner deuten darauf hin, daß ihre Voraltern aus Nordwest eingewandert seien.

Bei allen in wärmeren Gegenden wohnenden Amerikanern aber ist das kupferrothe vorherrschend. Außer dem aber ist ein sehr bedeutender Unterschied zwischen den Bewohnern des Nordens und des Südens dieses Welttheiles, und man kann ebenfalls drei Unterracen, neben den Hyperboreern, annehmen.

1) Die columbische Race, welche Columbus bei seiner Entdeckung antraf. Herr Bery St. Vincent glaubt, sie sei vom Fusse der Alleghanigebirge und den Apalachen ausgegangen, und habe sich über das ungeheure Becken des Lorenzstromes bis zum 46. Grad und weiter ausgedehnt, und sich südlich von den Floridas von Insel zu Insel, über die Antillen, über Terrafirma, in die Gujanas bis nach Cumama, dem Meere parallel verbreitet.

Die Canadier, die zahlreichen Völkerschaften, welche ehemals die Gebiete der vereinigten Staaten bewohnten, von welchen schon viele verschwunden und andere dem Aussterben nahe sind. Die Eingebornen von Honduras und Jukatan, die Caraiben und Galibis gehören hieher. Diese Menschen sind groß und wohlgebaut, lebhaft und stark, grob, faul; führen ein herumschweifendes Leben, sind unmäßig, dem Trunke ergeben und waren Menschenfresser. Sie gehen fast nackt, nur mit einer Gurt um die Lenden bekleidet. Ihre Sprachen sind so verschieden, daß ein Stamm den andern nicht versteht. Ihre Religion ist einfach.

2) Die Bewohner von Central-Amerika scheinen sich von den übrigen zu unterscheiden und eine eigene Unterrace zu bilden. Ihre Stämme sind eben so zahlreich, als ihre Sprachen; hierher gehören:

In Brasilien die vorhandenen wilden Stämme: Tupinambos oder Tupajas. Auch gehören dahin die Botocuden, die Puris, Patachos, Machacaris, und viele andere, deren Namen den Europäern kaum bekannt sind. — Auch bei diesen und noch mehreren Völkern — bei den Choruas von Buonos-ayres, Omaguas, Guayacus, Guayaris und Coroados spricht fast jeder Stamm eine eigene Sprache, so daß die benachbarten Stämme einander oft nicht verstehen. Sie haben keine Religion, sind genügsam, aber geistlos und träge.

3) Die Patagonier im Süden sind nicht zahlreich, zeichnen sich aber durch ihre Größe aus, die man indeß sehr übertrieben und als Riesen beschrieben hat. Sie sind gewöhnlich 6 Fuß. Es gibt darunter mehrere, deren Höhe $6\frac{1}{2}$ Fuß und darüber erreicht. Sie führen eine herumschweifende Lebensart. Im Ganzen sind sie munter, fast nackt, und mit Häuten bedeckt, leben von der Jagd, besonders von Seehunden, deren Fleisch und Fett sie roh genießen; sie können lange hungern, sind wohlproportionirt, nicht dick aber muskulös. Die Hautfarbe ist kupferroth.

Man sieht aus allem diesen, daß es schwer hält, einen Nationalzug der Amerikaner zu finden, denn die unendliche Verschiedenheit ihrer Sprachen macht die Muthmaßungen ihrer Herkunft um so schwieriger. — Die meisten lebten in der Vielweiberei. Viele bemahlen ihren Körper mit Rocou und dem bittern Oel der Carapa, theils um die starke Ausdünstung zu verhüten, theils um die Stiche der Insecten abzuhalten, welche bei nacktem Körper fast unerträglich wären.

Als schöne Nationen werden die Akansas, die Illinois, die Californier, die Mexikaner, die Apalachen, die Völker von Jukatan, Honduras und die Caraiben geschildert.

Malaische oder braune Race.

Man glaubt, die Völker dieser Race seien von der Halbinsel Malaka ausgegangen, und stehen völlig zwischen Negern und Mongolen in der Mitte.

Es scheint daher wohl annehmbar zu seyn, daß sie aus der Vermischung beider entstanden sei. — Man trifft wirklich auf mehreren Inseln des indischen Meeres drei Racen an, Mongolen, Neger und Malajen. Man kann wohl folgende Unterracen der Malajen annehmen.

1) Die östliche, rein malaische.

Sie haben mit den Chinesern und Hindus einige Aehnlichkeit, sind bedeutend groß, von 5 Fuß, 3—5 Zoll Höhe; auf den Mariannen noch größer und stärker. Ihr Körper ist wohl gebaut und muskulös, die Haut ist kastanien- oder vielmehr rhabarberbraun; je nach der Nähe der Sonnenlinie, die sie bewohnen; sie geht ins ziegelrothe, gelbe, braune, kupferrothe und selbst ins schwarze und aschgraue über.

Auf Timor gibt es von allen Varianten des rothen und braunen. Auf Ternate sind sie fast schwarz, auf Nicobar noch schwärzer, die Macassaren sind die häßlichsten. Auf Manilea und Formosa, wo die Weiber sehr schön seyn sollen, gibt es fast Weiße. Ihr Busen ist fast halbkugelig, nicht hängend, die Haare platt, ohne Geruch und weich. Der Kopf ist in Ansehung der Form und Größe dem der caucasischen Race ähnlich.

2) Die westliche oder oceanische.

Sie bewohnen Neuseeland, die Fidgis-, Freundschafts-, Mulgraves-, Sandwichs-, Marquesas-, Gesellschafts-Inseln, und die Osterinsel.

Sie sind größer als die vorigen, mehr gelblich und heller. — Die Bewohner Neuseelands gehören zu den schönen Menschen, und auf Otaheiti und den Freundschaftsinseln gibt es schöne Weiber. — Viele haben große Fortschritte in den Künsten der Europäer gemacht, und scheinen sehr gutmüthigen Charakters zu seyn. Den Gebrauch der Metalle kannten die Meisten nicht. — Es gehören hieher auch die Bewohner der Küsten der großen Inseln in der Sundstraße von Java, Borneo, Celebes, Sumatra, Timor, der Philippinen und Formosa, der Molukken, Mariannen, Diebsinseln, Carolinen und der Gruppe Radak. Viele sind von den eigentlichen Malajen nicht leicht zu unterscheiden.

3) Die australische Unterrace

begreift in sich die Bewohner Neuhollands.

Sie haben einen runden, auf dem Scheitel nicht plattgedrückten Schedel, stark nach vorne gerichtete Zähne und vorstehende Kinnladen.

Die Haut ist umberfärbig oder rußig-schwarz, der Körper ziemlich stark, Arme, Hüften und Schenkeln sehr schlank und unproportionirt. Diese Menschen sind in der Civilisation am weitesten zurück, haben weder Religion noch Gesetze, leben paarweise, zum Theil ungesellschaftlich; sind ganz nackt. Sie kennen weder Wohnungen noch Zelte, wohl aber den Gebrauch des Feuers, um daran zu braten, nicht aber zu kochen.

Seitdem die englische Colonie in Neuholland bestehet, sind diese Wilden noch um nichts besser geworden, obschon sie in der Colonie unter civilisirten Menschen wohnen.

Man hat in der neuesten Zeit einen fast weißen Stamm entdeckt.

Sie bewohnen bloß Neuholland, und leben hauptsächlich an den Küsten dieses Landes. — An Verstand fehlt es ihnen durchaus nicht, aber sie sind zu faul um Etwas zu lernen.

Man hat in Neuholland eigene Schulen für sie errichtet, in welchen ihre Kinder eben so gute Fortschritte im Lernen, als die europäischen machen; sie begreifen leicht und haben ein unglaubliches Talent zum Nachahmen. — Diese Wilden haben sich sehr dem Trunke ergeben, und zanken sich dann immer.

Die Bewohner der Marton-Bay, jenseits der blauen Berge gegen Norden am Brisbanestrom, sind oft 6 Fuß hoch, haben ausdrucksvolle, Verstand andeutende Züge, und proportionirte Gliedmaßen. Sie sind sehr menschenfreundlich, gutmüthig, beschäftigen sich bloß mit Jagd und Fischfang. Sie leben nomadisch und ziehen aus einer Gegend weg, sobald Fische und Gewild seltner werden. Die Weiber sind groß, wohlgebaut, gerade, und haben nicht minder ausdrucksvolle Züge als die Europäerinnen. Beide Geschlechter gehen ganz nackt, und die Weiber zeigen dabei nicht die mindeste Scham gegen die Fremden.

Die Bewohner der Insel Sachalin nahe an den Ufern der östlichen Tartarei scheinen mehr zu

dieser Race, als zu den Mongolen zu gehören. Sie sind stark, wohlgebaut, doch nicht groß; haben vielen Verstand, und sind stark behaart. Eben so sind die Einwohner Tschekas in der Bay Crillon beschaffen. — Der Bart geht bis auf die Brust; Arme, Hals, Rücken sind haarig, wie bei einem Bären. Gesichtszüge den europäischen nicht unähnlich, und von vielem Verstand.

Die Bewohner der Insel Mauna sind nach Lapeyrouse außerordentlich groß und stark, so wie diejenigen von Oyolava; die kleinsten messen wenigstens 5 Fuß, 4 Zoll und die größten mehr als 6 Fuß; ihre breite Brust, ihre nervigen Arme und starken Schenkel machen sie den Schiffern furchtbar. Unbändig und wild schlagen sie sich um jede Kleinigkeit; die Weiber sind indecent, und haben keinen Begriff von Keuschheit.

Bei dieser Race ist besonders die Tatuirung sehr gewöhnlich, und vorzüglich auf den Südsee-Inseln zu einer Kunst erhoben. Sie besteht in farbigen Puncteindrücken, welche auf die Haut angebracht werden, und allerlei Figuren bilden, womit der Körper manchmal vom Kopf bis zum Fuß bedeckt wird.

Aethiopische Race mit krausen Haaren oder Schwarze.

Das Haar ist kurz, wollig, kraus, mehr oder minder schwarz. — Man muß aber auch hier wieder mehrere Unterracen unterscheiden, welche so charakteristisch sind, daß man mehrere Racen daraus gemacht hat.

1) Eigentliche Neger.

Das Haar kurz, kraus und wollig. Die Hautfarbe schwarz. Die Neger sind meist träge, unvorsichtig, sehr leidenschaftlich für Tanz und Spiel, sehr sinnlich, zum anhaltenden Nachdenken wenig aufgelegt; daher scheinen sie im allgemeinen weniger Geistesfähigkeiten zu haben, welche sich indeß bei guter Erziehung gar oft auch bei ihnen entwickeln.

Aus der Verbindung des Negers mit den Weißen, entstehen die sogenannten Mulatten, welche wieder weiße oder schwarze Kinder bekommen, je nachdem sie sich wieder mit dem einen oder andern verbinden.

Selbst im innern Bau unterscheiden sich die Neger vom Weißen. Der Magen ist runder und erhebt sich mehr bei der Einmündung des Schlundes; er gleicht mehr dem Magen der Affen.

Es gehören zu dieser Race die Joloffs, die Fublahs, die Völker am Senegal, und in der Sierre-Leona, die Völker an der Goldküste, die Bewohner von Ardra, Benin, Majomba, Nigritien, Loango, Congo, Lubalo, und Benguela, die Mandingos, die Aschantis an der Goldküste, kurz alle Völker von Senegal an, bis zum schwarzen Vorgebirge, und auf den Inseln des grünen Vorgebirges.

Die Fublah-Neger sind die schönsten und schwärzesten, und bewohnen Tombuctu. Die Bambaras haben sehr dicke Lippen und platte Nasen.

2) Kaffern. Diese bewohnen den Süden von Afrika unter dem Wendekreise, von heiligen Geistfluße an, bis zur Meerenge von Bab-el-Mandeb. Diese große Strecke umfaßt die Länder von Monomotapa, der Jaggas, die Kafferei, der Borores, die Küste von Zangebar und Mozambique, Mongala, Mombasa, Melinde, Monomugi, der Anzikos, die Königreiche Alaba, Ajan und Adel, und das Land der Gallas.

Die Kaffern unterscheiden sich sehr von den Negern durch ihren stolzen Charakter; sie haben mehr Geschicklichkeit, sind kriegerisch und tapfer. Ihre Haut ist weniger glänzend, die Gesichtszüge regelmäßiger und schöner, der Körper ist stark und wohlgebaut, groß aber nicht plump wie bei den Negern.

Die Weiber sind nicht so groß, als die europäischen, aber gut gebaut; ihre Glieder gerundet, das Gesicht sanft und froh.

Da sie kriegerischer als die Neger sind, so haben sie große Reiche gebildet, wie Mococo, Monomotapa und Monemugi.

Sie glauben an ein höchstes Wesen, beten aber dasselbe nicht an, wohl aber das böse Wesen, oder den Teufel.

Die Betschouanen oder Buschmänner sind zwar von derselben Race, doch haben sie viel Eigenes. Ihre Gestalt ist schlanker als die der Kaffern; die Haut braun, die der Weiber ist sehr weich und glänzend; sie haben schöne Augen, blendend weiße Zähne, eine schlanke und höchst reizende Gestalt, und die Physiognomie beider Geschlechter nähert sich der europäischen mehr, als bei den andern Kaffern. Sie treiben starken Handel mit Elfenbein und Goldstaub. Die Knaben werden beschnitten.

3) Die melanische Race. Sie gleichen den Negern, unterscheiden sich aber von ihnen durch die mageren Glieder, wie die Neuholländer.

Man findet sie in Diemensland bis über den 44. Grad südlicher Breite gegen die Meerenge von Entrecastraux; auf dem Feuerlande im Süden von Amerika bis über den 55. Grad. Sie bewohnen auch einige Gegenden der Insel Formosa, der Philippinen, Cochinchinas, der Halbinsel Malakka, Borneos, Celebos, Timors, der Molukken, den größten Theil von Neuquinea, die Arihipel, der Heiligengeistinseln, und Neucaledonien, und die Südgiinseln.

Hier sind sie kriegerisch und Menschenfresser; auch genießen sie eine Art von Thonerde. Außerhalb den Südgünseln und Neucaledonien sind sie faul, furchtsam, dumm, und führen ein elendes Leben. Die Hautfarbe ist ganz schwarz, wie Ebenholz.

Diese Race ist äußerst wenig entwickelt, einige bauen nicht einmal Häuser. Sie sind nackt, nur mit einem Thierfell um die Schulter bedeckt, schamlos. Sie haben keine Religion.

4) Die Hottentoten haben den allervorspringendsten Mund und die häßlichsten Gesichtszüge von allen Nationen.

Die Hautfarbe ist hell nußfarb, mehr oder weniger gelblich, nie schwarz. Die Frauen sind die häßlichsten von allen; klein, mit langen hängenden Brüsten, welche sie dem Säugling über die Schultern werfen.

Diese Menschenart ist die unreinlichste und stupideste, welche es nur geben kann. Sie bestreichen sich mit übelriechendem Fett, tragen oft Armbänder von ungegerbtem Leder, welches an ihnen fault, und genießen die Eingeweide der Thiere, ohne sie zu waschen. Sie haben keine Religion. Ihre Sprache hat sonderbar schnalzende oder kullernde Worte, fast wie man es bei Kullern des Truthahnes hört.

Diesen angeführten Menschenracen könnte man alle bekannten Völker der Erde anreihen, obschon es mehrere gibt, welche wohl eben so gut zu der einen als zu der andern gezählt werden können. Die allgemeinen Charaktere der Racen, sowohl der Kopfbildung als in der Hautfarbe pflanzen sich unter allen Umständen und unter allen Klimaten fort, so lange keine Vermischung mit andern Racen Statt hat. Aus dieser Vermischung aber entstehen Varietäten, welche die Kennzeichen beider mit einander vereinigen. Man findet diese Vermischungen am auffallendsten in den von Europäern gegründeten Colonien, wo diese Menschen unter dem Namen die Farbigen vorkommen.

Nach mehreren Generationen mit einer Race fallen die Kinder wieder in eine der Hauptrace zurück. So erzeugt z. B. der Caucasier mit dem Neger den Mulatten, mit dem gelben Malajen den Mestizen, mit dem Amerikaner den rothen Mestizen. Der Neger zeugt mit dem zimmetfarben Amerikaner den schwarzen Caraiber. Der Weiße mit dem Mulatten den Terzeron; der Schwarze mit diesem den Carao u. s. w.

Die Kinder der Neger sind bei ihrer Geburt viel heller, doch nie ganz weiß, aber bald verbreitet sich die Farbe über den ganzen Körper; sie fängt zuerst an den Geschlechtstheilen an, und nach wenigen Tagen ist sie allgemein. Die Kinder bei den Amerikanern sind schon bei der Geburt röthlich.

Unter allen Menschenracen, auch unter den Negern, wo es am auffallendsten ist, kommt eine Hautkrankheit vor, bei welcher die ganze Haut milchweiß wird, eben so die Haare; die Augen aber sind roth, schwächlich, und ertragen das Licht nicht gut. Daher sehen solche Menschen am besten bei der Dämmerung. Man nennt sie Albinos oder Kackerlacken, und kann diesen Zustand am besten mit Weißsucht (Leucosis) bezeichnen.

Wir haben das Charakteristische verschiedener Menschenracen deßwegen äußerst gedrängt beleuchtet, da der Zweck dieses Werkes hauptsächlich dahin geht, eine Naturgeschichte in so schönen und vollkommenen lithographischen Abbildungen zu liefern, daß es zu deren Erklärung gewiß keiner Weitläufigkeit des Textes bedarf und bis jetzt nicht ihres Gleichen hat.

Was den Ursitz der Menschen betrifft, so ist es mit seiner Natur am übereinstimmendsten: daß gewiß warme oder gemäßigte Gegenden die Wiege der ersten Menschheit waren, kalte, wie die Polargegenden sind höchst wahrscheinlich später bevölkert worden.

Die Geschichte schweigt, so weit sie reicht, über den Ursprung der Völker, oder gibt uns offenbar fabelhafte und unzuverlässige Angaben. Selbst die Sprachen können uns wenig leiten: wenn auch einige gemeinschaftlichen Ursprung verrathen, so sind wieder andere so weit von einander unterschieden, daß man keine Stammsprache erkennen kann. In der Hauptsache sind alle Völker der Erde sich gleich; alle sind mehr oder minder der Vervollkommnung und der Civilisation fähig; alle sollen sich als Brüder behandeln, und den in der Civilisation weiter Fortgeschrittenen, würde es vielmehr zum Ruhme und zu ihrer Geistesbeglückung gereichen, den roheren, ungebildeteren nachsichtsvoll zu begegnen; allein von Selbstsucht beherrscht, verblendet, geschah stets das Gegentheil, wie es die Geschichte der Menschheit bezeugt, von welcher düsterer Ansicht sich aber der edle Menschenfreund mit Thränen im Auge wegwendet, der nur einen unerforschlichen

Erzeuger — oder Vater des ganzen Weltalls mit einem unmündigen Begriff erfassen kann, und sich in dieser Beziehung — nach dem Beispiele eines Sokrates, mit einem Nichtswissen gedemüthiget fühlet.

Nach dieser sehr begränzten Naturgeschichte des Menschen, wollen wir noch die verbreitete Menge derselben in Kürze berühren.

Die Zahl der Menschen auf der ganzen Erde zu schätzen ist beinahe unmöglich, da so viele Theile des Erdballs noch unbekannt sind.

Mit Wahrscheinlichkeit mag die Menge auf sieben — acht hundert Millionen steigen. Diese Bevölkerung ist aber ungleich vertheilt. Europa ist jetzt wohl der civilisirteste und bevölkertste Welttheil, doch ist die Frage, ob nicht das ungeheure China noch bevölkerter sei. Ehemals war Asien in den weiten türkischen Ländern viel mehr bevölkert als jetzt, und es konnten Heere von Millionen einzig von der persischen Monarchie geliefert werden; allein eingerissene Unsittlichkeit hat diese Länder sehr entvölkert. Ein Schicksal, das allen Völkern bevorsteht, welche reine Humanität nicht als den Keim zur wahren Menschenbeglückung zu würdigen wissen, und die dahin zweckenden Weisheitslehren unbefolgt von sich stoßen.

Diese durch tausendjährige Erfahrung bestätigte Wahrheit sollte man von den Dächern predigen, und die Neigung dafür schon dem Säugling in der sittlich gereinigten Milch veredelter Mutter zufließen machen.

Darum vergehen die Geschlechter der Menschen, und auf ihren Gräbern erblühen zwar neue Nationen, aber im Laufe der Jahrhunderte rafft sie ebenfalls eingerissene Unsittlichkeit von ihren Wohnplätzen weg. Die amerikanischen Urvölker werden wahrscheinlich in ähnlicher Folge in wenigen Jahren ausgestorben seyn, und dagegen sich eine starke europäische Bevölkerung — entstanden aus einem sittlich geordneteren Lebensgenusse, sich dort ausbreiten.

Die zu dieser Lieferung gehörigen Bilder sind meist portraitmäßig charakteristische Abbildungen der wichtigsten Menschenraςen in Brustbildern; theils nach der Natur, theils aber nach den vorzüglichsten Originalgemälden.

Caucasische Race.

Zwei Brustbilder.

Blatt Nr. 1 und 2. Figur Nr. 1 und 2.

Mongolische oder scythische Race.

Brustbilder von Chinesen und Japanern.

Aus Krusenstern's und Lord Macartney's Reiseberichten.

Blatt und Fig. Nr. 3.

Nr. 3. Chinesen.

Der Chinese, welcher sich durch die Bildung seiner Augen fast von allen Nationen unterscheidet, ist höflich, bedächtig, keusch, arbeitsam, sparsam, mäßig in Essen und Trinken; dabei aber auch eigennützig, stolz auf die wahren und eingebildeten Vorzüge seiner Nation, zur Verstellung und heimlichen Selbstrache geneigt, oder, wie Lord Macartney und Barrow, welche Gelegenheit hatten, die Chinesen näher zu studiren, ihren Charakter schildern, worüber sie sagen: Er ist ein seltsames Gemisch von Stolz und Niederträchtigkeit, von erkünsteltem Ernste und kindischem Leichtsinne; von verfeinerter Höflichkeit und auffallender Unanständigkeit. Ihre Gesichtsbildung und Körperbau ist rein mongolisch, obwohl etwas hart ausgedrückt.

Neue Moden finden keinen Eingang bei diesem Volk. Zufolge der Nachrichten, welche die Petersburger Zeitungen unterm 8. Aprill 1817 lieferten, soll sich der chinesische Kaiser jetzt mehr mit den europäischen Sitten und Gebräuchen bekannt machen, und den Wunsch geäußert haben, auch an seinem Hofe beständig Gesandte der fremden Staaten oder Mächte zu sehen, wie dieß in Europa der Fall ist.

Die Männer müssen die Strickarbeit verrichten. — Der Tanz ist vielfältig unbekannt. Das Frauenzimmer hält viel auf kleine Füße, und wird sehr eingeschränkt. Bei der Eingeschlossenheit der Weiber; bei dieser Trennung vom andern Geschlechte bleibt die Liebe, der Sporn so vieles Edlen, unbekannt; der freie Umgang ist gehindert, und es kann kein Meisterstück eines Genie's aus dieser Nation hervorgehen; doch haben auch Mütter die väterliche Gewalt, wie sie im alten Rom üblich war. Die Polygamie, der schamlose Handel der Ältern mit ihren Töchtern wird durch Religion und Gesetze gebilliget. —

Die gewöhnliche Nahrung ist Reis, wovon 7/10 der Chinesen leben, und andere Getreidesorten für die übrigen 3/10, der gewöhnliche Trank Thee (auch von Fischen und Schweinfleisch wird viel, weniger von Rind-

und Schaffleisch verzehrt). Anstatt des Weines, Kaffee und Chokolade, werden starke Getränke aus Reis und Weizen bereitet. Obschon sie sehr berauschend sind, so sieht man gewiß selten einen betrunkenen Chinesen. Unter den Gewürzen machen sie von dem Pfeffer den meisten Gebrauch. Eine große Vorliebe haben sie für starke Wohlgerüche. Die Einfuhr des Tabaks ist aber neuerdings verbothen worden. Sänften auf Reisen, auch wohl Pferde, Maulthiere und Kamehle vertreten die Stelle des Fuhrwerkes. Begräbnisse werden in Städten nicht geduldet.

Die chinesische Kleidung ist für einen schönen Körperbau nicht vortheilhaft; denn sie läßt nur Kopf, Hände und Füße sehen. Männer und Weiber tragen lange, bis auf die Füße hinabreichende Unterkleider, Oberröckeln mit weiten Ärmeln, weite Beinkleider, kurze wie Halbstiefeln gemachte Strümpfe und Pantoffeln, deren Vorderspitzen in die Höhe stehen. Die Männer tragen auch Halbstiefeln, und umgürten sich mit einem seidenen Bande, dessen Ende bis auf die Knie herabhängen. Der weibliche Kopfputz besteht in artig eingetheilten Locken. Die Männer scheren ihre Köpfe bis auf die Mitte, wo sie einen Zopf stehen lassen, den sie binden oder kräuseln, auch tragen sie Mützen nach Art einer Glocke. Der Kaiser und die Prinzen tragen gelbe Kleider und Leibbinden; Staatsbediente, Obrigkeiten und Gelehrte tragen sie von Atlas mit rothem Grunde; gemeine Leute von schwarzer, blauer oder violeter Farbe. — Die Trauerfarbe ist weiß.

Die ursprünglichen Religionen in China haben den Konfutse oder Konfutius (dieß ist der Name des großen Weltweisen und Gelehrten in China, welcher in diesem Reiche noch bis jetzt in großem Ansehen steht, und als ein Heiliger verehrt wird. Er wurde 551 v. Ch. im Königreiche La geboren. Durch seine Klugheit und Gelehrsamkeit kam er zur Würde eines Mandarins. Es ist keine Stadt in China, wo dem Andenken dieses weisen Mannes nicht ein Pallast gebaut wäre) und Laokum zu Stiftern. Jene gründet sich auf die Verehrung des höchsten Wesens unter dem Namen Tion durch Gebethe, Opfer und Herzensbesserung ohne Bilder und andere Götter, und ist die Religion der Philosophen aus China; diese lehrt eine vernünftige Moral, hält aber Gott und die Seele für körperliche Wesen, und hat dadurch ihren Anhänger Taotse genannt, zur Einführung vieler von einander abweichenden Götter Anlaß gegeben. (Gleich dem Epikur stellt Laokum Vergnügen zum höchsten Ziele des menschlichen Lebens auf.) Zu diesen 2 Religionen kam in der Folge ursprünglich von Indien die des To, eine Abart vom Christenthume hinzu, welche die meisten Anhänger hat. Die neueste Religion ist Schigemuhische oder Lamaische. Sie ist seit der Eroberung des Reiches durch die Mandschu in Mitte des vorigen Jahrhunderts Hofreligion, und steht unter Aufsicht eines Lama oder Nuntius, den der Dalai Lama von Tibeth am chinesischen Hofe auf dessen Kosten hält. Dalai Lama ist der große oder hohe Oberpriester, welchen die Kalmucken, Mongolen und andere Völker der Tartarey des Südens als einen Gott verehren. Zwar heißen alle Geistlichen der tartarischen Völker Lama, aber der Dalai Lama wird für unsterblich gehalten, weil geglaubt wird, daß bei seinem Tode seine Seele aus seinem Körper in einen andern übergehe. Er hat seine Residenz eigentlich im Lande Butau auf dem Berge Gutala. Die vornehmsten Tartaren machen ihm große Geschenke. Stirbt der Dalai Lama, so bestimmt er durch gewisse Merkmahle den Erben des von seinem Leibe ausgewanderten Geistes. Ist der Erbe noch ein Kind, so tritt die Vormundschaft ein. Der Dalai Lama wie die übrigen Lamas führen ein eheloses Leben. Sie haben auch noch sonst viele Gebothe zu halten, von denen sich zur leichtern Erfüllung jeder eines auserwählt. Juden und Mahomedaner genießen öffentliche Religionsübung. Die Kinder, besonders weiblichen Geschlechts, werden sehr oft ausgesetzt, weil die ungeheuere Bevölkerung die Ernährung erschwert, und die Vielweiberei erlaubt ist.

Die Chinesen sind ein Hauptvolk, und reden folglich eine eigene Sprache, die aus lauter einsylbigen Wörtern besteht, und nicht fähig ist, ausländische Wörter ganz richtig auszusprechen, weil ihrem Alphabete einige Hauptbuchstaben fehlen. Nebst der chinesischen, als der Nationalsprache, redet man auch mandschuhisch, mongolisch, und kalmukisch. — —

Die chinesische Schrift ist eine eigene Art von Bilderschrift, die aus Charakteren besteht, welche mit der Sache selbst keine Verwandtschaft haben. Papier wird insgemein aus Rinden von Maulbeer- und Ulmenbäumen und Baumwollenstauden, einiges auch aus Seide, Baumwolle oder Hanf verfertiget, und mit Alaunwasser glänzend gemacht. Man schreibt mit Pinseln, die in eine Art von Tusch getaucht werden, von der Rechten zur Linken nach der Länge des Papieres herab. Ihr Papier ist weniger weiß als das unsrige; aber glänzender.

Bewohner von Kamtschatka.

Aus Capitain Cooks Reisen.

Blatt und Fig. Nr. 4.

Ueber den Ursprung dieser Völker, welche sämmtlich den hohen Norden bewohnen, ist man bisher noch sehr im Dunklen, ob sie von der caucasischen Race abstammen, wie Cuvier meint, oder von der mongolischen, wie Blumenbach annimmt. (Die Reise des englischen Capitains Ross könnte uns hierüber bald näheren Aufschluß ertheilen.) Sie haben von beiden etwas gemein, doch möchte man sich eher Blumenbachs Meinung anschließen, und ihre Abstammung von den Mongolen suchen, da ihre schmutzig gelblichte Haut, ihr schwarzes schlichtes Haar, ihr plattes, kurzes und rundes Gesicht und die eingedrückte Nase und kleinen Augen, sie mehr den Mongolen, als den Caucasiern näher bringen. Hieher gehören alle diejenigen Völker, welche jenseits dem 50. Grade nördlich die Länder bis zum arktischen Kreise und darüber hinaus bewohnen, die Samojeden, Ostiaken, Lappen, Grönländer, Kamtschadalen, Eskimos. Man hat sie in neueren Zeiten unter dem Namen der arctischen Polarländer oder Hochländer näher kennen gelernt, vorzüglich durch die Reisen der Britten und Russen nach den Polarländern. Capitain Ross kehrte erst vor wenigen Jahren aus diesen Ländern zurück. Das ungemein kalte Klima jener Länder erfordert bei ihnen auch eine demselben angemessene warme Kleidung, die bei den Männern und Weibern sich fast ähnlich ist. Die Sommerkleidung besteht aus einem rennthierledernen Kittel mit einer Kapuze, über welche oft noch ein wasserdichtes, aus Darmhäuten großer fischartiger Säugethiere verfertigtes Hemd gezogen wird. Im Winter dagegen wird die Kleidung aus Rennthier- oder Hundsfellen verfertiget, wobei die Haare alle inwendig zu liegen kommen, oft werden auf diese Art auch Vogelhäute an einander genäht, vorzüglich bei den Kamtschadalen und Tungusen; sie gebrauchen hiezu die Bäuche des gezopften Farrentauchers (Marmon cirrhatus), dessen weiche, aber dicht stehenden Federn außerordentlich warmhältig sind. Jene mit dem chinesischen und japanischen Reiche mehr in Verbindung stehenden Völker verwenden auch wohl Nankin zur Sommerkleidung.

Die Kleidung eines männlichen Kamtschadalen besteht aus einem Fuhrmannskittel ähnlichen Oberkleide, unter diesem eine knapp anliegende Jacke und unter dieser ein kurzes, rothes oder gelbes Hemd, meist von persischem leichten Seidenzeuge. Dann trägt der Mann ein Paar lederne enge Hosen, welche bis über die Waden gehen; ein paar Stiefeln von Hunds- oder Rennthierfellen, immer wird aber die Haarseite nach innen gekehrt. Im Winter eine Pelzmütze mit zwei Klappen, welche meist am Kittel sitzt, und bei schlechtem kalten Wetter über die Schultern hängt. Die Kleidung der Kamtschadalinen besteht im Sommer aus einem langen weiten Gewande von weißem Nankin, welches um den Nacken anschließt und mit einem Halstuch oder Binde von farbiger Seide gebunden wird. Ueber diesem Gewande tragen sie ein kurzes Leibchen ohne Ärmel von buntem Nankin. Der Rock ist meist von leichtem chinesischen Seidenzeuge, das Hemd ebenfalls von Seide mit Ärmeln, welche bis an die Knöchel der Hand reichen. Um den Kopf ist ein farbiges Tuch gebunden, welches bei verheiratheten Frauen das Haar auf dem Kopf ganz bedeckt. Die Mädchen hingegen lassen das Haar im Nacken fliegen. Im Winter tragen sie, wie Männer Hosen, Stiefeln und Pelz.

Amerikanische Race.

Männer aus Nordwestamerika.

Blatt und Fig. Nr. 5.

Aus Capitain Cooks Reise.

a) Ein Mann aus Nutka Sund. Fig. 1.
b) Ein Mann aus Prinz Wilhelms Sund. Fig. 2.

Nach den übereinstimmenden Berichten neuerer Reisebeschreiber sind die Bewohner dieses Erdstriches wie die der übrigen Polarländer Eskimos, welche klein von Statur sind, und sich mit einer öhligen braunrothen Farbe bemahlen, haben jene an und für sich schon dunkle Haut, welche allen Amerikanern, selbst den nördlichsten eigen ist.

Ihre gewöhnliche Kleidung, besonders von Nutka Sund, besteht im Sommer in einem leinernen Mantel oder Kittel, dessen oberer Rand mit einem Pelzstreifen besetzt ist, der untere aber mit Franzen oder Quasten verziert wird. Dieser Mantel geht unter dem linken Arm durch, und über denselben tragen sie einen kleinen Mantel von demselben Stoffe. Ihr schwarzes Haar hängt schlicht und gerade über die Schultern hinunter, das Gesicht

ist mit verschiedenen Farben, aber meist mit hochrother, weißer und schwarzer bemalt. In die Ohrläppchen machen sie ziemlich große Öffnungen, und eben so zwei solche an dem obern Rand der Ohren. Sie stecken dann Knochenstücke darein, oder auf einen ledernen Riemen genähte Federspulen, und hängen allerlei Spielerei, wollene Quasten, Kupfer oder Messingblech, in Gestalt eines Hufeisens hinein. An den Händen tragen sie Armbänder von Riemen mit weißen Korallen und Quasten geziert. Ihre Kleidung besteht im Winter meist aus Pelz. Die Unterkleider sind wie bei den Kamtschadalen. Alle diese Völker nähren sich von allem Eßbaren, dessen sie habhaft werden können, es möge nun aus dem Thier- oder Pflanzenreich seyn; Fische, Seethiere, Conchilien, besonders die Maismuscheln, sind für sie vorzügliche Nahrungsmittel. Man findet diese letztern sehr häufig. Im Sunde bratet man sie in der Schale, und steckt sie bis zum Gebrauch auf hölzerne Spießchen, wo sie ohne fernere Zubereitung gegessen oder in Öhl getaucht werden. Oft genießen sie auch das Fleisch der Wallfischarten und Seehunde, besonders dasjenige des Seeschweins (Delphinus Phocaena), deren Fett und Fleisch in Stücken geschnitten, getrocknet und ohne weitere Bereitung genossen wird.

Je weiter nach Norden die Menschen wohnen, destomehr ist ihre Nahrung auf das Thierreich beschränkt, da das Land keine Gewächse mehr hervorbringt. Die Grönländer genießen wie bekannt fast gar nichts als Fleisch von Säugethieren, Vögeln und Fischen, weil die wenigen Pflanzen zur Nahrung der Menschen ohnehin nicht viel taugen, und das Holz zu ihrer Bereitung nicht einmal in hinlänglicher Menge zu haben wäre. Der von diesen Völkern auch in größerer Menge genossene Thran, ist ihnen unschädlich.

Wegen Mangel an starkem Holz können sie ihre Waffen, Bogen, Pfeile, Wurfspieße selbst ihre Schlitten meist nur von Knochen machen. Die Bewohner von Prinz Wilhelm Sund, tragen einen Rock gleich einem Fuhrmannshemd, das gewöhnlich bis an die Knöchel, zuweilen auch nur bis an die Knie reicht. Er hat oben eine Öffnung eben so groß um den Kopf durchzustecken. Die Ärmel gehen bis über die Hände. Diese Röcke werden aus Thierfellen gemacht, deren behaarte Seite auswärts getragen wird. Eben so bestehen diese Kleidungsstücke oft auch nur aus Vogelhäuten. Diejenigen, welche den Kopf bedecken, machen sich dazu für den Sommer Mützen, von Stroh, Binsen oder Holz, wie an der Abbildung ersichtlich ist. Die Ohren werden mit mehreren Löchern durchbohrt, worin sie kleine Büschel von Corallen hängen. Auch der Nasenknorpel ist durchbohrt, und mit verschiedenen Verzierungen versehen. Bei beiden Geschlechtern findet man öfters in der Unterlippe einen Einschnitt, welcher ganz durchgeht. In diese künstliche Wunde stecken sie einen schmalen, aus Knochen oder Muschelstücken verfertigten Zierath, welcher wie Zähne aussieht. Andere haben bloß mehrere Löcher durch die Unterlippe gebohrt, und in diese Knöpfe von Muschelschalen gesteckt, der Knopf ist mit einem Stachel befestiget, so daß die Spitze nach Innen ragt, der Kopf hingegen außerhalb der Lippe vorsteht, und alle diese Knöpfe zusammen gleichsam eine zweite Reihe von Zähnen, unter den natürlichen, bilden.

Die Menschen dieser Nation besonders die Männer sind breitschultrig, haben einen auffallend großen und dicken Kopf, breites, rundliches Gesicht, kurzen dicken Hals, die Nase am Ende dick und rund, hakenförmig, oder aufgeworfen. Ihr Haar schwarz, schlicht und grob, der Bart fehlt ganz oder ist sehr dünne. Einige haben um die Lippen einen steifen borstigen Knebelbart. Ihre Nahrung besteht meist aus getrockneten Fischen, gebratenem oder geröstetem Fleisch von Land- oder Seethieren, eben so genießen sie auch in großer Menge Fett und Thran von Seehunden oder Wallfischen.

Tujadanega.

Nach dem Original-Gemälde von Romney.

Blatt und Fig. Nr. 6.

Ein unter diesem Namen durch Capitain Joseph Brant, und seinen längern Aufenthalt in London bekannt gewordener Heerführer der Mohawks, oder der ehedem sogenannten 6 Nationen. Ein Mann, welcher von sehr großem Einfluß und ausgezeichneten Fähigkeiten war, und sich einst in politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes in London aufgehalten hatte, wo sein Bildniß von dem großen Portraitmahler Romney nach dem Leben gemahlt wurde. Er hat damals in den Philosophical Transactions vom Jahre 1786 einen von ihm selbst geschriebenen Aufsatz, über die von einigen Reisebeschreibern behauptete Bartlosigkeit der Amerikaner einrücken lassen, welches daselbst abgedruckt sich noch vorfindet.

Mico-Chlucco.

Blatt und Fig. Nr. 7.

Ein Anführer der Siminolen, aus Bertrams Reisen nach Nordamerika bekannt. Seine starken ausdrucksvollen Gesichtszüge, zeigen einen Mann von nicht gemeinen Talenten, wie man sie unter diesen Völkern

häufig fand und noch findet, wo die Charaktere der Nationen nicht durch den Umgang mit den Weißen und durch den Mißbrauch starker Getränke verdorben werden.

Wie die Völkerschaften Nordamerikas überhaupt, sind auch die Völkerschaften Südamerikas in unzählige Stämme getheilt, man kann deren bis zu mehreren Hundert zählen. Ihre Sitten und Sprachen sind eben so verschieden, als die Stämme selbst. Viele leben jetzt noch wild, wieder andere sind halb civilisirt und den Spaniern unterworfen, welche sie mit Gewalt oder Güte zu Christen bekehrt haben. Andere sind unterjocht und größten Theils noch Heiden oder haben vielmehr gar keine Religion. Hieher gehören außer jenen beiden Racen der Kupferfärbigen die Caimakans, Araukaner, in Brasilien die Marurunas, Juris, Miranhas, und viele andere ganz unbekannte Stämme, mehr oder minder in Wildheit lebend. Sie gehen meist ganz nackt, höchstens um die Lenden umgürtet, und treiben weder Ackerbau noch Viehzucht, sondern nähren sich von der Jagd, dem Fischfang, und den vielartigen Früchten, welche die Tropenländer unangebaut hervorbringen.

Es sind bis jetzt noch viele Stämme, die Menschenfresser sind, welche ihre Feinde aufzehren. Sie führen unter sich und mit den Kolonisten häufige Kriege, und wollen sich durchaus noch nicht zur Civilisation bequemen.

Ein Maruruna - Indianer.

Aus der Reise nach Brasilien von Spix und Martius.

Blatt und Fig. Nr. 8.

Das gegenwärtige Bild zeigt uns den Anführer dieses wilden und kriegerischen Stammes von brasilischen Urbewohnern am Rio Jarari, einem Seitenarm des Amazonenstromes, in der Provinz Groß-Para an den Grenzen von Peru. Das Haupthaar ist um den Scheitel, in einen Zoll breitem Kreise abgeschoren. Die Stirne und die Wangen sind mit Streifen tatuirt. In den Nasenflügeln, den Ohren und der untern Lippe sind aus Muscheln geschnittene Schälchen als Zierathen befestiget; die Lippen sind mit vielen kleinen Palmenstacheln durchbohrt; an jedem Mundwinkel steht eine lange rothe Arafeder.

Botocuden.

Aus der Reise des Prinzen von Wied.

Blatt Nr. 9. Fig. a. b.

Eine der gefürchtetsten Völkerschaften Brasiliens, welche noch jetzt Menschenfresser sind. Sie sind wild und tapfer, lieben den Krieg und werden auch bloß deßhalb oft mit den Portugiesen in solchen verwickelt. Sie bewohnen die Urwälder dieses Landes, haben eine schönere und kräftigere Körperbildung als die übrigen Stämme, sind meist von mehr als mittlerer Statur, stark, breit von Brust und Schultern; das Ganze ihres Baues ist wohl proportionirt. Ihre Gesichtszüge haben viel Ernstes, die Backenknochen sind oft breit, zuweilen flach, jedoch geregelt; die Hautfarbe ist röthlichbraun, die Größe ihrer Augen verschieden, aber immer schwarz und lebhaft.

Sie gehen meist nackt. Die Männer gerathen sehr oft unter sich in Streit, besonders wenn einer den andern beleidigt, oder einer des andern Jagdbezirk betritt, wobei sie sich mit langen Stöcken bekämpfen, wo es jedoch nur blutige Köpfe, äußerst selten aber einen Todschlag abgibt. Sie haben eine eigene, aber eben so unnatürliche Gewohnheit, indem sie sich die Unterlippe durchstechen, in die gemachte Oeffnung dann ein rundes, oft mehrere Zoll breites flaches Holz bringen, welches sie sehr oft mit einem noch größeren vertauschen, wodurch ihre Lippen ein widerliches, ja oft ekelhaftes Ansehen erhalten, indem der Speichel immer herunter fließen muß. Ebenso werden dergleichen Holzstücke in die Ohrlappen gesteckt, so daß ihnen diese Organe oft bis auf die Schultern herabhängen.

Ein Juri-Indianer.

Aus Dr. Spix Reise.

Blatt Nr. 10. Fig. a. b.

Das hiezu gewählte Bild ist das Portrait von dem Sohne eines Kaziken aus der Nation Juri, vom Stamme der Juri-Comas, welche die Landschaft am Rio Pureos, einem Seitenstrome des Japura bewohnen. Er war noch sehr jung, als ihn baierische Reisende aus der Gefangenschaft befreiten, und nach München brachten. Ein großer Theil seines Antlizes war tatuirt.

Ein Mädchen vom Stamme Miranha.

Aus Dr. Spix Reise.

Miranha, eine zahlreiche und kriegerische Nation, welche den obern Theil des Rio-Japura in der Capitanie von Rio Negro, nämlich die Gränzen der columbianischen Provinz Papayan bewohnen, und noch bis jetzt Menschenfresser seyn sollen. Auch dieses Mädchen wurde von den so eben erwähnten baierischen Reisenden aus der Gefangenschaft befreit und nach München gebracht.

Kaneena.

Aus Cap. Cooks Reise.

Blatt und Fig. Nr. 11.

Dieser Mann, den wir hier im Portraite liefern, war einer der Häuptlinge von den Bewohnern der Sandwichsinseln. Cap. Cook, gegen welchen sich Kaneena ganz besonders freundschaftlich bewies, ließ ihn zeichnen. Er war ein schöner, wohlgebauter, großer Mann, von 6 Fuß Höhe, hatte edle, ausdrucksvolle Züge, dunkle, feurige Augen; im Betragen war er voll Anstand und ungezwungenem Wesen. Seine Kleidung war sehr schön und vortheilhaft. Ein Helm von bunten Federn zierte sein Haupt; einen Mantel von den Federn des rothen Baumumläufers (Dicaeum vestiarium, Cuv.), das Zeichen eines Oberhauptes, hatte er über die Schultern hängend. Die gewöhnliche Kleidung der übrigen Insulaner bestand dagegen in dem Maro, einem Stück dicken Zeuges, welches von der Rinde des Papiermaulbeerbaumes bereitet und verschiedenartig gefärbt wird, und gewöhnlich 10 bis 12 Zoll breit ist, und um die Hüften gegürtet wird. Es ist dieß die tägliche

Kleidung jedes Standes. Von zierlicher Arbeit und der verschiedenartigsten Färbung sind die von diesen Inselbewohnern verfertigten Matten; gewöhnlich von 5 Fuß Länge und 4 Fuß Breite. Sie werden über die Schultern geworfen, und vorn über einander geschlagen; jedoch bedient man sich ihrer nur meist im Kriege. Die weibliche Kleidung ähnelt sehr der der Männer. Sie legen ein Stück Zeug um die Hüften, welches die Schenkel halb bedeckt, die Mädchen lassen dieses hingegen aber bis auf die Waden herabgehen, wie einen kurzen Unterrock. Die Haare sind im Nacken kurz abgeschnitten, und vorn zurückgeschlagen. Muscheln und rothe Bohnen dienen ihnen zum Halsschmucke, aber öfters tragen sie einen Kranz von getrockneten Blumen, eine Art Eibisch, nebst einer Menge anderer schöner, höchst verschiedener Putzstücke um den Hals, oder in den Haaren, es ist dieß eine beinahe fingerdicke Schnur, mit in einander geschränkten kleinen Federchen dicht besetzt, so daß ihre Oberfläche dem feinsten Sammte gleicht, meist mit rothen, gelben, grünen und schwarzen Streifen.

Eine tatuirte Halbfigur.

Aus Krusensterns Reise.

Blatt und Figur Nr. 12.

Tatuiren, oder die Kunst bleibende Zeichen und Figuren seinem Körper einzuätzen, ist der malaischen Race eigen und hat auf den Washington- und Marquesas-Inseln den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht. Die hier gelieferte Abbildung mag es dem Leser am besten erklärend darthun.

An den Schultern, Brust, Schenkeln, den Waden, den Vorderarmen, den Hinterbacken u. s. w. werden schildförmige Zeichnungen angebracht, manchmal auch selbst die Figur eines Menschengesichtes, jedoch in verzerrter und höchst entstellter Situation.

Hat einer einen Feind erlegt und verzehrt, bei Gelegenheit einer Schmauserei u. s. w. werden diese Zeichen als Erinnerungen angebracht, und dienen als Zeichen des Muthes und der Tapferkeit.

Eben so haben sie so gezeichnete und eingeätzte (tatuirte) Ordenszeichen von verschiedenen Gesellschaften z. B. Eßgesellschaften rc. Jede Figur am Körper hat ihren eigenen Namen, und die meisten werden nur für einzelne und besondere Theile am Körper bestimmt. Über Nase und Backen geht eine Art von Band, über die Augenbraunen und Stirne weg ein anderes, höher oben ein drittes. Jedes dieser Hauptzeichen hat seinen eigenen Namen und Bedeutung, wieder andere sind bloße Verzierungen und hängen deßhalb auch meist von der Phantasie und der Geschicklichkeit des Tatuirmeisters ab.

Nicht selten werden sogar Thierfiguren, Schildkröten, Eidechsen u. s. w. gezeichnet. Wenn zuweilen der ganze Körper über und über tatuirt ist, werden neue Figuren über die andern gemacht, wodurch die Zeichnung undeutlich und verwirrt werden muß.

Die Nukahiwer sind schöne und kraftvolle Menschen und haben einen gut proportionirten Körperbau. Unter den Frauenzimmern, besonders unter jenen der Häuptlingsfamilien gibt es viele, welche an Schönheit unsern schönsten Europäerinnen wenig nachstehen.

Diese Menschen sind, wie sehr viele Bewohner der Südsee, bis jetzt noch immer Menschenfresser, was leider ein alter, von ihren Urältern angeerbter und eingewurzelter, jedoch unmenschlicher und grausamer Gebrauch ist, den sie aber weder für abscheulich noch grausam halten. Nicht selten sollen die Nukahiwer bei eingetretener Hungersnoth, Weiber und Kinder tödten, um sich mit dem Fleische derselben den Hunger zu stillen; jedoch machen die reichern Insulaner hievon eine Ausnahme. Eben so sind die Bewohner von Neuseeland, von den Fidgii-, Navigator-, Mendoza-, Washington-, Salomons-, Sandwich- und wahrscheinlich auch jene der Freundschafts-Inseln noch bis jetzt Menschenfresser. Wie der Franzose Cabris, der längere Zeit auf Nukahiwa lebte, erzählt, geht man daselbst ordentlich auf Menschenjagd aus, und aus Haß oder Gewohnheit verzehren sie dann ihre, bei solchen Gelegenheiten erlegten Feinde.

(Cabris war in Nukahiwa tatuirt worden, und ließ sich deßwegen vor einigen Jahren als er von dort nach Europa zurückgekehrt war, in mehreren größeren Städten Deutschlands öffentlich sehen.)

Zauberer und Hexenmeister, deren es unter diesen Völkerschaften noch gibt, benützen sehr oft diese grausame Gewohnheit des Volkes, wenn es sie nach Menschenfleisch gelüstet. Bald ist es ein Jüngling, bald ein Greis, bald ein Mann, bald ein Weib, jetzt ein Fetter, dann ein Magerer, bald ein Tatuirter, ein andermal ein Untatuirter, der diesen Unmenschen als Opfer ihrer grausamen Lüsternheit geliefert werden muß. Gewöhnlich werden zu diesem Behufe solche Personen von andern Stämmen eingefangen, mit welchen diese Völkerschaften in Feindschaft stehen. Alle im Kriege Erschlagenen werden aufgefressen. Der Sieger eignet sich dann jedesmal den Kopf des von ihm Getödteten zu, welchen er sogleich abschneidet, die Öffnung des Hinterhauptknochens erweitert und dann das Blut und Gehirn austrinkt. Der Schädel wird sodann von allem Fleische

gereiniget, mit Schweinshaaren verziert, die untere Kinnlade mit einem Bande aus Cocosfasern künstlich an den Schädel befestiget, und als Zeichen der Tapferkeit trägt ihn dann der Held bei feierlichen Gelegenheiten um die Hüften.

Bewohner von Neuholland.

Aus Perons Reise.

Blatt Nr. 13. Figur a. b.

Die Bewohner von Neuholland gehören zu der australischen Unterrace, welche bereits in der Eintheilung erörtert wurde. Die vorliegenden Abbildungen sind charakteristische Portraits von einem Manne und einem Weibe dieser Nation.

Der Körperbau dieses Volkes zeigt eben nicht das beste Verhältniß der einzelnen Theile zum ganzen Körper, besonders auffallend erscheint die außerordentliche Magerkeit der Arme und Füße, welche diesen Menschen eigen ist, und daher auch nicht am besten mit dem sonst starken Körperbau übereinstimmt. Die Hauptbaare und Bart, der eben nicht bedeutend ist, sind schwarz. Die Lippen aufgeworfen, doch nicht negerartig vorstehend, die Nase zwar stumpf, jedoch nicht platt. Stirne, Augenbraunen und Nasenrücken werden eben so wie andere Theile des Gesichtes fleckweise mit Röthel oder Oker bemahlt.

a) Eine Mannsperson, dessen Haar kurz, nicht eigentlich kraus, sondern mehr flockig ist; der Backenbart stark, die Nase mit einem Holz durchstochen; Stirne, Backen, Nasenrücken und Kinn sind mit Röthel bemahlt. Über die Stirne und rund um die Augen, so wie über die Nase weg läuft ein weißes Band mit Kreide gezeichnet, welches zu den rothen Flecken, der braunen Haut und den schwarzen Haaren sehr sonderbar absteht.

Dieser Mann hieß Y-Erran-Gou-la-ga.

b) Ist eine weibliche Figur, mit einem Stirnbande von europäischem Zeuge, das Haar ist kurz abgeschnitten und flockig; das Gesicht eben so mit Röthel bemahlt, wie das des Mannes. Sie hieß Quire-Kiene.

Schwarze oder äthiopische Race mit krausen Haaren.

Bewohner von Diemens-Land.

Blatt Nr. 14. Figur a. b.

Diese Völkerschaften scheinen von den eigentlichen Negervölkern abzustammen, mit denen sie die schwarze Hautfarbe und die krausen Haare gemein haben. Es scheint, daß ihre Voraltern in der Vorzeit aus Afrika an diese Küsten verschlagen wurden. Sie haben ganz die unförmliche Schlankheit der Neuholländer und nicht den starken und robusten Körperbau der eigentlichen Neger und unterscheiden sich von den Letzteren durch ungemein weit eröffnete Nasenlöcher, seitlich vorstehende Backenknochen, besonders kleine Augen, und ihre Lippen sind nicht so wulstig und vorstehend als wie jene der Neger. Wenn sie auch gleich beim ersten Anblick sehr viele Ähnlichkeit mit den Letztern zeigen, so wird man doch leicht die größte Verschiedenheit ihrer Züge wahrnehmen, wenn man jeden derselben einzeln und genauer berücksichtiget. Sehr viele von ihnen sind tatuirt, jedoch bei weitem nicht so künstlich wie bei der malaischen Race, eben so bemahlen sie sich öfters ihr Haar mit rother Farbe, was freilich ganz sonderbar mit dem Schwarzen ihrer Hautfarbe kontrastirt. Der Bart, und selbst der Schnurbart, ist bei diesen Stämmen sehr dünn. Ihrer Häßlichkeit, und ganz besonders jener ihrer stinkenden Weiber wegen, wird die Vermischung dieses Volkes mit den europäischen Ansiedlern nicht leicht Statt finden.

Sie gehen nackt wie ihre Nachbarn die Neuholländer, scheinen aber hinsichtlich ihrer intellectuellen Fähigkeiten, weit unter diesen zu stehen; ihr Charakter scheint aber wohl noch grausamer zu seyn. Sie ziehen ein herumschweifendes Leben allen Genüssen der Civilisation vor. Ein Thierfell über die Schultern gehangen, macht ihre ganze Kleidung aus.

Der Mann, der sich hier gezeichnet findet, hieß Grou-Agara; das Weib mit dem Kinde Ara-Maida, und hat ganz das Grausame ihres eigenen Charakters.

Eigentliche Neger.

Die Abbildungen sind nach Sömmering.

Blatt Nr. 15. Fig. a. b.

Die Wohnplätze so wie die Hauptcharaktere, durch welche sich diese Menschenrace besonders auszeichnet und von andern unterscheidet, ist bereits in der Eintheilung gesagt worden. Die Physiologie der Neger hat sehr viele Aehnlichkeit mit der des Schädels des Orangs von Borneo, wenn er noch jung ist, weßwegen diese Race nicht leicht mit einer andern verwechselt werden kann. Aber deßwegen ist der Neger dennoch Mensch, und kann bloß wegen seiner Gesichtsbildung nie den Thieren beigezählt werden; denn die freien Neger auf Haiti, so wie jene in Sierra-Leona, und jene, welche als Colonisten aus Amerika ausgehen, beweisen durch ihre Tapferkeit, durch ihre weisen Staatseinrichtungen, ihre Schul- und Bildungsanstalten, so wie durch ihre immerwährenden Fortschritte in der Cultur der civilisirten Welt, daß sie so gut wie ihre weißen Nachbarn, die ehedem ihre Herren im vollsten Sinne dieses Wortes waren, einer geistigen Bildung fähig seien.

Gereizt durch die unmenschlichste Behandlung despotischer Plantagenbesitzer, denen sie ehedem angehörten, erlaubten sie sich zuweilen, entweder um sich für unschuldig erlittene grausame Behandlungen an ihren Beleidigern zu rächen, oder um sich frei zu machen, die Selbstrache, die dann keine Gränzen mehr kannte, weil in ihren Adern warmes afrikanisches Blut rollte. Die Geschichte liefert uns hiervon viele solcher lesenswerthen Thaten, deren einige uns den Neger als Rächer an seinen Beleidigern, andere aber, eben so beschämend für jene, welche den Neger dem Thiere gleich achten, zeigen, daß, wenn er, auch selbst in seiner Sklaverei, einen menschlichen Herrn fand, das ihm erwiesene Gute nicht vergaß, sondern sich nicht selten selbst für seinen Wohlthäter opferte.

Folgende Erzählung, die aus englischen Blättern entnommen ist, mag zeigen, wie sehr diese Unglücklichen, oft schon in ihrer Kindheit, von ihren Unterdrückern zu dulden hatten. In Isle-Maurice wurde Jemand ausgeschickt, einige neue Neger zu verhaften. In dem Berichte darüber kommt folgende Stelle vor: Ich glaube mich einer Pflicht gegen die Menschheit zu entledigen, wenn ich benachrichtige, daß ich beim Durchsuchen der Hintergebäude zwei Knaben von etwa 10 — 12 Jahren fand, welche man peitschte; die armen Kinder hatten schwere Ketten am Halse, lagen mit dem Gesichte auf dem Boden, so daß der Rücken der glühendsten Sonnenhitze ausgesetzt war. Als ich beim Anblicke dieser Grausamkeiten meinen Abscheu ausdrückte und nach ihrem Verbrechen fragte, sagte man mir, daß sie fortgelaufen wären und im Zuckerrohre Feuer angemacht hätten. —

Es ist zu bekannt, daß derlei, ja oft noch viel grausamere Züchtigungen für die geringsten Vergehen angewandt wurden, und es scheint, daß nun einmal die Zeit gekommen sei, wo die Europäer es einsehen, daß ihnen das Recht, Menschen so knechtisch zu unterjochen, nicht von Gott gegeben wurde, und nicht mit den angebornen Rechten eines jeden Menschen vereinbar sei. England und andere Länder haben zum Wohle der leidenden Menschheit hierin bereits wichtige Schritte gethan; sie haben die Neger auf ihren überseeischen Besitzungen ganz frei gegeben, den schändlichsten aller Handelszweige, den Sklavenhandel eingestellt, und ihre Besitzungen sind nicht verödet, wie jene, die nur wegen ihrer unersättlichen Geldgier so heftig gegen diese Verordnungen ihre Stimme erhoben, sondern sie sind in einem weit blühendern Zustand als alle jene, wo noch Sklaven gehalten werden. Es ist zwar wahr, daß selbst im eigentlichen Vaterlande des Negers, in Afrika, der Menschenhandel seit unerdenklichen Zeiten üblich war und ist. Hoffentlich wird er doch in der Zukunft auch dort aufhören, und Frankreichs Beispiel wird auch dort Nachahmer finden. Aber deßwegen werden auch die Küstenländer Afrikas nicht mit Unrecht die Barbarei genannt.

Als Columbus Amerika entdeckte, war daselbst keine Spur von Knechtschaft zu finden, denn nur freie Völker und Stämme fand er dort. Nachdem er nun diesen Welttheil für die Krone von Castilien in Besitz genommen hatte, und die Spanier durch die dort häufig gefundenen reichhaltigen Gold- und Silberminen gereizt, das Land eroberten, so mußte, weil die Eingebornen zu den beschwerlichen Arbeiten in den Bergwerken zu schwach gefunden wurden, nachdem die spanische Grausamkeit Millionen Bewohner dem Golddurste geopfert hatte, sie aber hierzu zu faul und träge waren, auf Mittel gedacht werden, wenn man anders das Land ferner bebauen und aus seinen Gold- und Silbergruben Nutzen ziehen wollte. Sie fuhren nun zu diesem Behufe auf Menschenhandel aus, versetzten die Söhne Afrika's nach Amerika, und zwangen sie zu den nöthigen Arbeiten. Dieser Handel, der nun seinem Ende nahe zu seyn scheint, brachte ein sehr wichtiges welthistorisches Ereigniß hervor, indem sich die Neger, erst auf europäische Colonien gebracht, sich nun über die ganze neue Welt zerstreuten, mit Weißen und den ursprünglichen Landeseinwohnern vermischten, und neue, früher nicht bestandene Varietäten erzeugten, die nun bereits zu bleibenden Racen umgeschaffen sind.

Buschmanns-Race.

Blatt Nr. 16. Fig. a. b.

Nach den letzten Berichten neuerer Reisenden, sind die Buschmänner, wie sie nicht ungegründet beweisen, eine eigene Race, die sich jedoch von den ihnen ziemlich nahe verwandten Hottentotten wohl unterscheiden. Ihre Hautfarbe ist nicht schwarz, sondern lohgelb, ihre Gesichtszüge sind häßlich, ihr Charakter grausam, heimtückisch und sie sind noch bis jetzt, wie die Neuholländer, ohne alle Cultur, und leben ohne gesellige Verbindung.

In den weiten Ebenen ihres Landes ziehen sie frei umher, ganz unabhängig von einander, und vereinigen sich nur, wenn sie einen allgemeinen Angriff auf die Colonie am Cap der guten Hoffnung beabsichtigen, oder wenn sie in einer an Wasser und Nahrung reichen Gegend zusammentreffen. Erfahren die Colonisten, daß die Buschmänner sich in großer Zahl vereiniget haben, dann müssen sie auf ihrer Hut seyn, und nur die größte Vorsicht und Wachsamkeit kann sie vor einem nächtlichen Ueberfalle schützen.

Der Name Buschmann (holländisch Boschmann) bezeichnet also einen Eingebornen der wilden Stämme, welche jenseits der nördlichen Gränze der Colonie wohnen und zu den rohesten Bewohnern der Erde gehören. Ihren Namen haben sie erhalten entweder, weil ein großer Theil des Landes, in welchem sie familienweise umher ziehen, mit Gebüsch bedeckt ist, oder weil die Buschmänner nie öffentlich, sondern allzeit hinter Gebüsch Menschen und Thiere angreifen. Die Buschmänner kennen keine gesetzliche Verfassung, auch bebauen sie das Land nicht, sondern leben bloß von Räubereien, oder von der Jagd, oder von dem, was die Natur wild liefert. Aus den Sagen der Hottentotten und Kaffern geht hervor, daß diese wilden Stämme sich schon im hohen Alterthume gebildet haben. Gegründet wurden diese Räuberstämme zunächst durch solche Hottentotten, welche jedes friedliche Beisammenwohnen haßten, vermehrt aber und erhalten durch solche, welche ein Verbrechen begangen und Strafe zu befürchten hatten, oder welche von dem Stamme, dem sie angehörten, eines Verbrechens wegen ausgestoßen wurden, endlich trugen auch die Gewaltthätigkeiten der Europäer nicht wenig dazu bei, ihre Anzahl zu vermehren. Früher war das Land der Buschmänner bevölkerter, doch die häufigen Jagden, die man gegen sie anstellte — auf denen oft einige Hunderte niedergeschossen wurden — haben ihre Anzahl bis auf einige Tausend vermindert.

In der Größe gleichen sie den Hottentotten und sind 5 bis 6 Fuß hoch, übertreffen sie aber bei weitem an Scharfsinn und Kraft, so wie an Munterkeit und Thätigkeit, wenn sie sich einmal aus ihrer thierischen Ruhe und Trägheit heraus gerissen haben, was freilich erst dann geschieht, wenn ein Feind ihnen Gefahr droht oder ein heftiger Hunger sie zwingt. Sie sind bewunderungswürdig ausdauernd, behend und stark, so daß sie tagelang mit einem Pferde gleichen Schritt halten können; ihre Heerden treiben sie so schnell fort, daß man sie selten einholt. Wo sie auch seyn mögen, immer spähen sie mißtrauisch umher, und ihr ganzes Benehmen zeigt, wie viele Gewaltthätigkeiten sie oft erfahren mußten, ehe sie so tief sinken konnten. Gehetzt wie die Thiere des Waldes, oft verfolgt ohne Ursache, erkennen sie nun in jedem Fremden ihren Feind, dem sie zu schaden suchen, sobald sich eine Gelegenheit hierzu darbiethet. Eine Beleidigung vergessen sie nie, sondern schieben jahrelang ihre Rache auf, bis sie endlich Mittel gefunden haben, sie auszuführen.

Sie vermeiden sorgfältig jeden Umgang mit den Colonisten, und bisher mißlang es noch immer den christlichen Missionären mit ihnen in freundschaftliche Verbindung zu treten, um ihnen das Evangelium Jesu predigen zu können. Eben so vermeiden sie jeden offenen Kampf, und suchen dem Feinde meist durch Hinterlist und Verrätherei zu schaden; kommen sie aber in eine Lage, wo sie einem offenen Kampfe nicht ausweichen können, dann zeigen sie einen ungemeinen Muth und eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit und Todesverachtung.

Grausamkeit in der weitesten und schrecklichsten Bedeutung ist ein Hauptzug ihres Charakters, und fast möchte man glauben, sie hätten ihre Vernunft nur dazu erhalten, um für ihre Feinde die langwierigsten Martern und die grausamsten Verstümmlungen aufzufinden. Sie sind so unersättlich in ihrer Rache, daß es ihnen gleichgültig ist, an wem sie dieselbe ausüben, wenn es nur ein Mensch aus der Gegend ist, wo sie die Beleidigung erhalten hatten. Alle menschlichen Gefühle scheinen ihnen fremd zu seyn; alle sanfteren Gefühle der Eltern- und Kindesliebe fehlen ihnen ganz. Eltern morden ihre Kinder, diese ihre Eltern, und beide rühmen sich dessen. Gerathen Vater und Mutter oder die Weiber und Verwandten unter einander in Streit, so nimmt gewöhnlich die Gegenparthei an dem Kinde des Siegers blutige Rache. Ueber einen zufällig begangenen Mord scheinen sie auch nicht im Geringsten Reue zu empfinden. Sind die Kinder mißgestaltet, oder fehlt es an Nahrung, so morden nicht selten die Eltern ihre Kinder. Sie leben nur für die Gegenwart und kennen durchaus keine Sorge für die Zukunft. Haben sie Ueberfluß, dann genießen sie mit mehr als thierischer Unmäßigkeit, so viel sie nur vermögen, und hungern dann lieber Tage lang.

Ihre Sprache, welche eigentlich ein Gemisch aus andern Sprachen ist und absichtlich verdorben zu seyn scheint, damit nur sie sich unter einander verstehen sollen, ist mit einem eigenthümlichen Schnalzen der Zunge verbunden, das man eher für Thierlaute, als für artikulirte Töne halten soll.

Ihre Sinne sind auf unglaubliche Weise geschärft, wohin das Auge nicht mehr reicht, da vernimmt noch ihr Ohr das geringste Geräusch, welches uns ganz unvernehmbar seyn dürfte.

Ihre Kleidung ist sehr einfach, roh und dürftig. Um die Hüften tragen sie einen Schurz, übrigens eine Art Mantel aus Schaffellen, Karos genannt, welcher sie gegen Hitze und Kälte schützt, und des Nachts ihre einzige Decke ist.

Die Weiber tragen gewöhnlich eine Kopfbedeckung, die Männer nur dann, wenn die Hitze groß ist, oder sie auf der Jagd sind. Um sich aber weiter gegen die Witterung zu schützen, reiben sie den ganzen Körper mit Fett ein, damit die Haut nicht so sehr von der Sonnenhitze ausgetrocknet werde, und die Flechsen geschmeidig bleiben; daher es auch schwer seyn möchte, ihre Grundfarbe zu errathen und richtig zu bestimmen. Auch tragen sie Sonnenschirme, welche sehr einfach sind, indem sie an dem Ende eines Stabes große Straußenfedern befestigen. Alles was bunt und auffallend ist, reizt ihre Begierde sich zu schmücken, daher lieben sie Glasperlen, Knöpfe, Messing u. s. w. und schmücken damit Hals und Lenden. Fehlen ihnen diese, so tragen sie kleine Stückchen Holz, Zähne wilder Thiere, Muscheln, kleine Schildkrötenschalen oder Stücke von Straußeneiern. Ihre Waffen sind Lanzen von verschiedenen Formen, Bogen und Pfeil, die sie gewöhnlich vergiften. Sind sie auf der Reise, so tragen sie um den Kopf noch einen Bund, in welchem sie mehrere Pfeile befestigen.

Da die Buschmänner keine festen Wohnplätze haben, sondern ein stets flüchtiges und herumirrendes Leben führen, um eine unsichere und dürftige Existenz zu sichern, so verwenden sie auch wenig Sorgfalt und Fleiß auf ihre Wohnungen. Ihre Hütten bestehen entweder aus roh zusammengestellten Baumzweigen, unter deren Schatten sie Sicherheit gegen brennende Sonnenhitze finden, oder sie graben eine Grube in den Boden, in welche sie kriechen, oder suchen Zuflucht in einer Felsenhöhle, oder auch bloß unter einem vorragenden oder überhangenden Felsstücke.

Das Ganze ihrer Industrie besteht im Flechten von Netzen, oder im Vergiften ihrer Pfeile.

Die gewöhnliche Nahrung der Buschmänner besteht aus den Früchten und dem Wildpret, welches die Ebenen liefern; oft auch suchen sie aus den Heerden der Colonisten ihrem Mangel abzuhelfen. Sehr oft sind sie dem größten Hunger ausgesetzt, und genöthiget, Alles zu verzehren, was nicht geradezu der Gesundheit nachtheilig ist, und wovon Vieles zu Nichts taugt, als den Magen zu füllen. Besonders biethet ihnen oft der Same des Kapgrases das Mittel dar, ihren Hunger zu stillen. Dieser Same soll, wenn er gereinigt und gesotten ist, an Geschmack unserer Gerste ähnlich seyn. Diesen Samen ernten sie auf doppelte Weise, indem sie entweder das Gras abschneiden, oder indem sie die schwarzen Ameisen plündern, welche ihn in großer Menge in ihre unterirdischen Wohnungen schleppen.

Aus dem Thierreiche dient ihnen vom größten Thiere bis zum kleinsten ekelhaftesten Insekte Alles zur Nahrung. Die größeren Thiere, z. B. Zebras, Schakals, Strauße, Kasuare u. s. w. werden von den Männern getödtet, Weiber und Kinder machen auf Hasen, Hamster, Maulwürfe, Ratten, Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, Ameisen u. s. w. Jagd. Der Magen und die Eingeweide gelten für Leckerbissen; Leber und Nieren verschlingen sie oft roh und den Inhalt des Magens der getödteten Thiere essen oder trinken sie entweder rein, oder mit Wasser vermischt. Das Blut halten sie sehr hoch, kochen es entweder, oder trinken es warm, wie es vom Thiere kommt.

Bei der Jagd entwickeln sie viel Scharfsinn und Verstand. Die Waffen, deren sie sich hiezu bedienen, sind Bogen und Pfeile. Außer diesen benützen sie auch Hunde und Gruben, um sich der wilden Thiere zu bemächtigen. Sind sie bei ihrer Jagd glücklich gewesen, so wird ein Theil sogleich verzehrt, der Rest aufbewahrt, später halb geröstet und mit der größten Gier verschlungen.

a) Der hier abgebildete junge Buschmann ist von einem englischen Capitain geraubt und später öffentlich in Deutschlands Städten gezeigt worden.

Seine braune Hautfarbe, das platte Gesicht, die enge und längliche, gegen die Nase schief herablaufende Spalte der Augenlieder, die kleine eingedrückte Nase, wie die kugelförmig hervorstehenden Wangen sprechen für die mongolische Race; aber seine aufgeworfenen Lippen und das gekräuselte schwarze Wollhaar nähert ihn der äthiopischen Race. Dieses Wollhaar zeichnet sich dadurch aus, daß es, wie bei manchen Pudeln, in einzelne kleine Löckchen gekräuselt ist.

b) Das hier abgebildete Weib von der Buschmanns-Race brachte ein Engländer nach Paris, wo man sie für Geld sehen ließ, aber schon nach einem 18 monathlichen Aufenthalte starb sie daselbst an einer Entzündung.

Zweite Ordnung der Säugethiere.

Vierhänder. Quadrumana.

Diese Gattung, besonders aber die Familie der eigentlichen Affen, ist unter den Säugethieren der vorhergehenden am ähnlichsten. Doch ist der Unterschied zwischen beiden unverkennbar. Der Umstand, daß diese Ordnung statt der Hinterfüße mit zwei Hinterhänden, woran der Daum von den vier Fingern abstehend erscheint, versehen ist, zeigt ihre Bestimmung zum Gang auf allen Vieren. Denn der Affe setzt seine Hinterhand bloß mit dem äußern Rande auf die Erde, und, da er so keine feste Basis hat, ist seine aufrechte Stellung nur eine erzwungene. Die Gelenkigkeit der Hinterhände gewährt dagegen dem Affen den Vortheil, daß er sich derselben so wie der Vorderhände zum Klettern und Festhalten bedienen kann.

Alle wahren Affen haben so wie die Menschen vier Vorderzähne, die Eckzähne kommen denen der Raubthiere, besonders bei den niedern Gattungen näher. Die Finger haben große Ähnlichkeit mit den menschlichen. Die Schnauze und die Augen treten mehr als beim Menschen hervor. Die meisten Gattungen haben einen oft sehr langen Schwanz, der ihnen die Dienste einer fünften Hand leistet.

Die Sinne der Affen sind sehr fein. Sie haben einen vortrefflichen Geruch, Geschmack, und ein Getaste, wie das des Menschen, in den Fingerspitzen.

Ihre geistigen Anlagen stehen auf einer viel höhern Stufe, als die der andern Säugethiere. Sie haben ein gutes Gedächtniß, sind klug, können leicht zu Künsten abgerichtet werden, womit sie eine besondere Geschicklichkeit im Laufen und Klettern verbinden, wozu sie auch oft in Gefahren ihre Zuflucht nehmen. Doch sind sie auch boshaft, schlau, falsch, unreinlich, diebisch, rachsüchtig, necken gerne andere Thiere, manche sind unlenksam, andere dagegen gelehrig, sanft und einschmeichelnd, daher sie sich auch leicht an den Menschen gewöhnen. Die meisten Affen ernähren sich von Pflanzen, einige fressen jedoch auch Eier, Insekten und sogar Vögel.

Sie werfen gewöhnlich nur ein Junges, selten zweie, ihre Liebe zu denselben ist zum Sprichworte geworden.

Ihr Vaterland sind Afrika's, Asien's und Amerika's wärmere Himmelsstriche, wo sie in Freiheit, in größern und kleinern Gesellschaften friedlich die Urwälder bewohnen.

Die Bewegungen und Manieren der Affen sind possierlich, und ihrer Leidenschaftlichkeit wegen, sehr lebhaft, ihr Bau bringt es mit sich, daß sie den Geberden der Menschen ähnlich sind. Dieß gab Veranlassung zu den mannigfaltigsten Dichtungen und Mährchen, die durch leichtgläubige und geschwätzige Reisende vermehrt, und den Kindern zur mißverstandenen Unterhaltung und Belehrung erzählt wurden, als wenn unsere Wissenschaft nicht genug Wahrheiten, die für jedes Alter ergetzlich und nützlich sind, darbiethen möchte. Wir benützen hier die Gelegenheit unsere Leser mit einer Darstellung einer Affengruppe (Taf. 17) in das vorliegende Heft einzuführen.

Dieß Blatt hat hier nur den Zweck eine pikante Zusammenstellung der possierlichen, lebhaften, leidenschaftlichen, den menschlichen so oft ähnlichen Manieren und Sitten der Affen darzubiethen. Das Blatt ist nach einem ausgezeichneten Originale von Bridow, das sich in einer englischen Gallerie befindet, gearbeitet.

Man sieht, mit welcher Neugierde diese Thiere den verlassenen Spieltisch einnehmen, wie sie alles berühren, alles versuchen und verkosten, bis endlich eines von ihnen die Folgen seiner Lüsternheit büßend ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme auf sich zieht.

Die Affenfamilie hat eine unzählige Menge Arten aufzuweisen, und noch immer werden neue bisher unbekannte entdeckt, die durch bestimmte Kennzeichen von den übrigen sich unterscheiden und sich mit denselben nicht vermischen.

Die Vierhänder zerfallen in:

1. die eigentlichen Affen (Simiae, Singes) und
2. die Halbaffen, Makis (Prosimiae Lemures Makis).

1. Eigentliche Affen. Singes Simiae.

Ihr Körper ist fast ganz behaart, und dem menschlichen bald mehr, bald weniger ähnlich. Die Augenhöhlen sind von den Schläfengruben durch einen knöchernen Vorsprung getheilt.

Sie theilen sich in zwei Familien:

1. Affen der neuen Welt.
2. Affen der alten Welt.

Erste Unterabtheilung der Affen.

Affen der alten Welt.

In den Kinnladen auf jeder Seite fünf Backenzähne mit stumpfen Höckern auf der Krone. Die Nasenlöcher nahe an einander stehend, nach Vorne sich öffnend und nur durch eine dünne Scheidewand getrennt. Der Schwanz ist entweder sehr kurz, oder mangelt ihnen ganz. Die meisten haben an der innern Seite der Backen häutige Taschen.

Ihr Vaterland ist Afrika, Indien und die größeren Inseln des asiatischen Meeres.

Erste Gattung.

Troglodyt. Troglodytes. Troglodyte Pithecus. (Cuv.) Simia (Linn.).

Die wenig vorstehenden Eckzähne sind, wie beim Menschen, mit den Vorderzähnen zusammenhängend; der Kopf rund, mit einer wenig vorspringenden Schnauze; die Arme reichen fast bis zum Knie; Schwanz, Backentaschen und Gesäßschwielen fehlen.

Taf. 18.

Der schwarze Troglodyt oder Schimpanse. (Der Joko oder Pongo.) Troglodytes niger. Troglodyte Chimpanzée.

Hat einen ziemlich schlanken Körper, stark vorstehende Augenbraunenbögen, große Augen, eine stumpfe Nase, große Ohren und einen weiten Mund. Die Eckzähne sind kaum länger als die Schneidezähne, an den Lippen stehen einige borstige Haare, die Brust ist sehr weit, der Bauch platt. Ueberhaupt zeigen alle einzelnen Gliedmaßen eine große Annäherung zu den menschlichen, so wie auch sein aufrechter Gang und seine Fähigkeiten unter allen Affengattungen am vollkommensten sind.

Büffon hatte einen solchen Affen, welcher selbst schwer belastet, fast immer auf den hintern Beinen ging. Er war von sanfter Gemüthsart, seine Bewegungen abgemessen, und seine Miene etwas traurig. Es bedurfte nur eines Zeichens, um ihm anzuzeigen, was er thun sollte. Personen, welche ihn besuchten, reichte er oft ernsthaft die Hand und spazierte mit ihnen. Zu einer Dame, welche manchmal Büffon besuchte, hatte er eine große Zuneigung gefaßt, ja er wurde eifersüchtig, sobald sich derselben Jemand näherte. Bloß Büffon konnte ihn dann beherrschen, und er zog sich gleich zurück, sobald jener sein Mißfallen hierüber zu erkennen gab.

Zweite Gattung.

Orang. Pithecus. Orangs.

Der Kopf in der Jugend rundlich, wird aber im Alter mehr oval. Die Eckzähne bei jungen Thieren wenig länger, als die Vorderzähne, bei alten viel länger und sehr stark. Die langen Arme reichen fast bis zum Knöchel, wenn der Orang aufrecht steht. Sie sind ungeschwänzt, und haben abgerundete, den menschlichen sehr ähnliche, aber am Kopfe anliegende Ohren.

Taf. 18.

Der rothe Orang. Pithecus, Satyrus. L'Orang Outang.

Erreicht eine Höhe von 3 bis 4 Fuß, und ist mit langen rothbraunen Haaren bewachsen; seine Arme reichen bis unter die Knie; die hohe Stirne nimmt beinahe die Hälfte des Gesichts ein; ein Theil des Gesichts ist wie die Hände und Fußsohlen, nackt, und diese nackten Theile haben eine kupferröthliche Farbe; der Körper ist stark, der Kopf dick, mit sehr dünnen, wenig bemerkbaren Lippen, der Hals sehr kurz, der Bauch groß, die Vorderhand gleicht der menschlichen. Die Hinterbacken sind nackt, aber nicht schwielig. —

Dieser merkwürdige Affe ist bisher nur jung nach Europa gekommen, und zeigte sich, eben wohl zum Theil deßwegen, sehr sanft und gelehrig.

Diese Affenart ist von der Natur mit sehr wenigen Vertheidigungsmitteln gegen Gefahren versehen. Allein den Mangel natürlicher Waffen scheinen die vorzüglichen intellectuellen Eigenschaften derselben zu ersetzen. Die Geschicklichkeit dieses Affen im Klettern rettet ihn fast immer vor seinen Feinden, wenn gerade Bäume in der Nähe sind, und von diesen scheint er sich nie weit zu entfernen. Daß diesem Thiere kein anderes an Ueberlegung gleich komme, ist aus vielen Erzählungen bekannt. Wir führen bloß Folgendes an:

Capitän Decain brachte im Jahre 1808 einen jungen Affen dieser Art nach Paris, welcher, obwohl erst in einem Alter von 15 bis 16 Monaten, eine bedeutende Entwicklung seiner intellectuellen Fähigkeiten an den Tag legte. Er kletterte sehr leicht, bediente sich hierbei bloß des einen Armes, nicht der Schenkel, und gelangte leicht von einem Baume auf den andern, sobald nur die Aeste einander berührten. Das Gehen auf der Erde schien ihm Mühe zu machen; nur wenn man ihn unterstützte und bei der Hand hielt, konnte er auf den hintern Beinen gehen. In der Ruhe setzte er sich auf den Hintern, und schob die Beine übereinander, wie es die Morgenländer zu thun pflegen. Seiner Arme und Hände bediente er sich völlig wie der Mensch, brachte damit seine Nahrungsmittel zum Munde; dagegen trank er wie andere Thiere, indem er seinen Mund gegen die Flüssigkeit neigte. Alles was er erhielt, brach er zuerst, und untersuchte es genau. Er fraß fast ohne Unterschied Früchte, Gemüse, Eier, Milch, vorzüglich liebte er aber Brod, Pomeranzen und Kaffee.

Um sich zu vertheidigen biß er, oder schlug mit den Händen drein; im Ganzen aber war er sanft, einschmeichelnd und liebte Gesellschaft. Er freute sich, wenn man ihn liebkosete, und küßte seine Bekannten recht eigentlich. Besonders gern berührte er die Finger derselben, ohne von andern die seinigen gern berühren zu lassen. Sein Geschrei kam aus der Gurgel, und war, wenn er etwas lebhaft verlangte, durchdringend. Klugheit und List besaß dieser Affe in einem hohen Grade; als er einst auf einem Baume im Garten war, und Jemand hinauf steigen wollte, schüttelte er mit aller Macht die Aeste, um ihn zu hindern, und that dieß, so oft der Versuch wiederholt wurde. Man hielt ihn in Ostindien in einem Zimmer, welches an das Besuchzimmer stieß; wenn er Jemand kommen hörte, machte er geschwinde den Riegel auf, der sein Zimmer verschloß; da dieser etwas schwer ging, so stieg er auf einen sehr nahe bei der Thür stehenden Stuhl, um desto mehr Kraft anwenden zu können.

Da er sehr empfindlich gegen die Kälte war, so gab man ihm eine Decke, in welche er sich einwickelte.

Auf dem Schiffe nahm er alles, was ihm geeignet schien, Wärme zu geben, und wenn ein Matrose ein Kleidungsstück vermißte, so war er sicher, dasselbe im Bette des Affen zu finden.

Capitän Blanchard nahm einen Orang aus Batavia mit, nach Europa, welcher sein eigenes Zimmer auf dem Schiffe hatte, dasselbe rein und in guter Ordnung hielt, und sogar häufig wusch. Er selbst war an seinem Körper reinlich, und wusch sich Hände und Füße regelmäßig wie ein Mensch, lernte im kälteren Klima Kleidungsstücke anziehen, welche er ebenfalls rein hielt. Er war sehr gelehrig und folgsam. Des Mittags saß er am Tisch, aß wie ein Mensch, und trank meistens rothen Wein. Er war 3 1/2 Fuß hoch, sein Gesicht glich dem eines Negers, nur war der Hals kürzer. Hände und Füße hatten eine schwarze Farbe, die übrigen Theile waren mit braunen geringelten Haaren bedeckt.

Im Zustande der Wildheit lebt dieses Thier in Gesellschaft, ist stark und herzhaft und vertheidigt sich mit Stöcken und Steinen.

Sein Vaterland ist das östlichste und wärmste Asien, vorzüglich Malakka, Cochinchina und die Insel Borneo.

Dritte Gattung.

Langarmaffe. Gibbon. Hylobates. Gibbons.

Der Bau der Zähne ist wie bei dem Troglodyten. Sie haben ein nacktes Gesicht, keine Backentaschen und keinen Schwanz. Die Hinterbacken sind nackt und schwielig; die Arme sind so lang, daß das Thier selbst wenn es auf allen Vieren geht, dennoch in aufrechter Stellung ist. An intellectuellen Fähigkeiten stehen sie den Orangs weit nach. Hieher gehören:

Taf. 19.

Der Siamang. Hylobates syndactylus. Orang Siamang.

Dieser Affe hat einen wolligen sehr dichten Pelz von dunkelschwarzer Farbe, welcher die Ohren desselben ganz verbirgt, unter der Gurgel aber befindet sich ein großer nackter Fleck.

Er erreicht eine Höhe von 3 1/2 Fuß. In seinem platten Kopf liegen die Augen tief in ihrer Höhle. Das Gesicht ist nackt und schwarz; die Arme reichen bis an die Unterschenkel. Sehr häufig finden sich diese Affen in den Wäldern auf Sumatra, wo sie in großen Truppen leben und meistens von einem großen Thiere ihrer Art angeführt werden. Den Tag hindurch verhalten sie sich, wenn man sie nicht stört, ganz ruhig, bei Auf- und Untergang der Sonne aber erheben sie ein entsetzliches meilenweit hörbares Geschrei, wodurch die Bergbewohner jeden Tag unangenehm geweckt werden. Es sind langsame und schwerfällige, aber sehr wachsame Thiere, welche nur wenn sie überrascht werden, sehr leicht zu fangen sind. Sehr groß ist ihre Liebe zu den Jungen, welche sie in keiner Gefahr verlassen.

Taf. 19.

Der gelbe Gibbon. Hylobates agilis. Orang agile.

Hat einen braunen Pelz und gelben Rücken, ganz junge Thiere sind einfärbig, weißgelb. Das Gesicht ist nackt, beim Männchen schwarzblau; die Augenbraunen sehr vorspringend; die Nasenlöcher sehr breit und seitwärts geöffnet; die Arme sehr lang und dünne, und berühren beim Stehen die Füße.

Dieser Affe lebt mehr einsam und paarweise als in Truppen, ist viel seltner als der Siamang, und besitzt eine bewunderungswürdige Lebhaftigkeit. Er klettert sehr gut und fliegt mit der Schnelligkeit eines Vogels gleichsam von einem Baume zum andern. Sein Geschrei ist fast so stark, als das des Siamangs. Er lebt in den Wäldern von Sumatra, und erreicht eine Höhe von 2 Fuß 8 Zoll.

Die übrigen Arten sind: Der schwarze Gibbon. Hylobatis lar; der graue Gibbon. Hylob. Moloch; der schäckige Gibbon. Hylob. variegatus.

Vierte Gattung.

Schlankaffe. Semnopithecus.

Die Schneidezähne sind fast alle gleich, die Eckzähne nur wenig länger als die Schneidezähne. Der Kopf ist rund; das Gesicht platt; die Glieder im Verhältniß zu dem Körper sehr lang; die Backentaschen sind klein; an den Hinterbacken stehen Gesäßschwielen; der Schwanz ist außerordentlich lang und sehr dünn. Ihr Vaterland ist Ostindien und der indische Archipel. Sie machen den Uebergang von den Gibbons zu den Meerkatzen. Ihre Bewegungen sind langsam, doch können sie mittelst ihrer langen Glieder erstaunliche Sprünge machen.

Der bereifte Schlankaffe. Semnopithecus prunosus. Le Tchincou.

Der schwärzliche Pelz erscheint wie bepudert, da die einzelnen langen Haare eine glänzend graue Spitze haben. Das nackte schwarze Gesicht ist mit seitwärts stehenden Haaren versehen. Dieser Affe zeichnet sich, wie alle dieser Gattung, durch ein plattes Gesicht, einen schlanken Körper und sehr lange schlanke Glieder aus, mittelst welcher er ungemein weite Sprünge machen kann.

Die braminischen Indier, welche diese Affen ganz vorzüglich verehren, lassen sich von ihnen willig bestehlen. Dieselben kommen in ihre Wohnungen und nehmen den Leuten Speisen aus den Händen; sie lassen sich leicht zähmen, und besitzen große intellectuelle Eigenschaften.

Der rothe Schlankaffe. Semnopithecus melatophos. Le Cimepaye.

Der aus langen und seidenartigen Haaren bestehende Pelz ist oben glänzend rothbraun, unten weißlich; der Schedel ist groß; das platte Gesicht blau mit einer vorspringenden, an ihrer Wurzel gefurchten Nase; das Haar der Backen bildet einen starken Backenbart.

Der Schwanz des Thieres mißt 2 Fuß 8 Zoll. Es besitzt große Fähigkeiten, hat einen etwas ernsten Charakter, aber ein sanftes Betragen.

Sein Vaterland ist Sumatra.

Zu dieser Gattung gehören noch: Der Mohraffe, Semnopith. maurus. Der Entelle, Semnopith. Entellus, der gemähnte Schlankaffe, Semnopith. comatus, der bebüschelte Schlankaffe, Semnopith. fascicularis und der weißschwänzige Schlankaffe, Semnopith. leucoprimnus.

Die beiden folgenden Affen werden, obwohl sie von den vorhergehenden etwas verschieden sind, dennoch dieser Gattung beigezählt, bilden aber ganz verschiedene Gruppen.

a) Ohne Gesäßschwielen.

Taf. 20.

Der Duk- oder Kleideraffe. Semnopithecus nemaeus.

Dieser Affe, welcher sich vorzüglich durch den Mangel an Gefäßschwielen vor den übrigen Meerkatzen auszeichnet, ist der bunteste von allen. Der Obertheil des Kopfes ist braun, mit einem schmalen, rothbraunen Bande; der lange Backenbart und der Unterhals sind schmutzig-weiß; die Gurgel kastanienbraun; von den schwarzen Schultern läuft eine schwarze Binde um die rothbraune Brust.

Auf dem Hinterbacken befindet sich ein weißer dreieckiger Fleck, welcher den weißen Schwanz berührt. Hände und Fußsohlen, Lippen und Augenkreise sind nackt und schwärzlich, das übrige Gesicht röthlich braun mit rothbraunen Haaren besetzt. Sein Vaterland ist Cochinchina.

b) Mit vorstehender Nase.

Taf. 20.

Der Kaho. Semnopithecus nasica. Le Kahau.

Der Körper dieses Thieres ist dick und stark, die Nase sehr lang, breit zugespitzt und durch eine Furche in zwei Flügel getheilt. Das Gesicht ist schwärzlich und nackt, die Augen groß und auseinanderstehend. Die dichten und kurzen Haare des Pelzes sind gelblich grau, auf dem Rücken mehr braun und gelblich gefleckt. Der Schwanz ist rothgelb. Er lebt in Borneo, in der Nähe der Flüsse, in großen Gesellschaften, wo er Morgens und Abends ein Geschrei erhebt, welches ihm seinen Namen gab.

Fünfte Gattung.

Meerkatze. Cercopithecus Guenon.

Die Anzahl der Zähne ist wie bei den vorigen Gattungen, nämlich 32. Die Eckzähne springen etwas vor, und lassen eine Lücke zwischen sich und den Backenzähnen, in welche die Spitzen der entgegengesetzten Zähne eingreifen. Der Kopf ist rundlich, die Ohren bald abgerundet, bald zugespitzt. Die Nasenlöcher liegen hinter der Schnauze. Sie haben Backentaschen und Gesäßschwielen. Der Schwanz wird beim Gehen meistens in die Höhe stehend getragen. Man findet sie vorzüglich in Afrika, wo sie in Gesellschaft, und meistens auf Bäumen in Wäldern leben.

Taf. 20.

Die Mone. Cercopithecus Mona. La Mone.

Die Mone hat einen kleinen rundlichen Kopf und eine dicke Schnauze. Die Augenlieder, Lippen und die Nase sind nackt und fleischfarb, der Scheitel goldgrün glänzend, Rücken und Schultern schön kastanienbraun, schwarz besprengt; Hals, Brust und Bauch glänzend weiß, auf jeder Seite des Gesichts stehen strohgelbe Backenbärte. Sie ist sanft, lebhaft, fast immer in Bewegung und gewöhnt sich leicht an unser Klima.

Die weißnasige Meerkatze. Cercopithecus pethaurista. Le blanc nez.

Ist wie die Mone ein allerliebstes Thier, stets munter, spielend und einschmeichelnd. Es hat große Ohren und ein mit kurzen schwarzen Haaren bedecktes Gesicht.

Zu dieser Gattung gehören: Der grüne Affe, Cercop. saboeus. Die rußige Meerkatze, Cercop. fuliginosus. Der Patals, Cercop. ruber. Die Schwarznase, Cercop. talapoin. Das Weißmaul, Cercop. nictitans und a. m.

Sechste Gattung.

Stummelaffe. Colobus.

Von dieser noch sehr wenig bekannten Gattung sind erst drei Arten, die selbst noch nicht gehörig unterschieden sind, bekannt.

Siebente Gattung.

Der Makak. Macacus.

Die Hauzähne sind besonders bei den Männchen sehr stark, und von den Vorderzähnen, zur Aufnahme der entgegengesetzten der unteren Kinnlade getrennt. Der Kopf ist stark, die Augenbraunen sehr entwickelt, die Stirne flach; die Schnauze breit und vorspringend, die Augen nahe beisammenstehend wie beim Menschen. Sie haben Backentaschen und große Gesäßschwielen, leben in großen Gesellschaften, und richten in angebauten Gegenden großen Schaden an.

Taf. 21.

Der Makak. Macacus cynamolgus. Le macaque ordinaire.

Dieser mit einem starken Körper versehene Affe, hat ein lederfarbiges Gesicht, die oberen Theile seines Körpers sind grünlich grau, ins Goldfarbige spielend; die unteren Theile und die innern Seiten der Glieder

weißlich grau, Hände und Füße sind schwarz. In seinem Betragen gleicht er so ziemlich den Meerkatzen, er ist munter, lebhaft, mit vielen intellectuellen Fähigkeiten begabt, klettert und läuft sehr schnell. An Reinlichkeit ist er durchaus nicht zu gewöhnen. Die Weibchen, welche kleiner und schwächer sind als die Männchen, sind furchtsamer und gelehriger. Ihre Stimme ist eine Art von Grunzen; wenn sie sich aber fürchten oder geschlagen werden ist ihr Geschrei laut und gellend. In der Gefangenschaft fressen sie Brot, Früchte, verschiedene Kräuter, besonders gerne haben sie grüne Erbsen, Eier und Insekten. Ihr Vaterland ist Afrika, besonders die Küsten von Guinea.

Zu dieser Gruppe gehören noch: Der gemeine Affe, Macacus ecaudatus. Der Rhesus, Mac. Rhesus. Der Wandaru, Mac. Silenus. Der Toke, Mac. radiatus. Die Chinesermütze, Macac. sinicus. Der indische Makak, Mac. maurus.

Achte Gattung.

Hundskopf. Cynocephalus Papion.

Die Eckzähne sind sehr stark, lang und vorstehend, der Kopf mit seiner langen Schnauze ähnelt dem Hundskopfe. Das Gesicht ist der Länge nach stark gefurcht. Die Arten dieser Gattung haben Backentaschen und nackte Gesäßschwielen. Sie sind wild und unbändig, zum Zorne geneigt, und lassen sich nur jung zähmen. Gegen ihre Feinde sichern sie ihre Zähne und ihre Gewandtheit. Sie leben in den dichten Wäldern Afrikas und sollen bis 30 Jahre alt werden.

Taf. 21.

Der Mandrill. Cynocephalus Marmon. Le Mandrill.

Der Pelz desselben ist an den oberen Theilen schön grünlich braun, am Bauche weiß. Das lange nicht sehr feine Haar wird am Bauch bis 3 Zoll lang. Am Kinn befindet sich ein Bart von gelben Haaren. Die Hauzähne werden ungemein groß. Ihre dumpfe Stimme ist eine Art von Grunzen. Das Männchen hat eine Nase von schöner rother Farbe. Der Mandrill hat einen sehr dicken und starken Körper und muskulöse Glieder, ist ein wildes, böses, zorniges und tückisches Thier, welches durch seinen fürchterlichen Biß gefährlich ist. Er geht immer auf allen Vieren, klettert geschickt, nährt sich von Blättern und Obst, in der Gefangenschaft frißt er gerne Käse und Eier. Sein Vaterland ist Guinea.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der braune Pavian, Cynoc. Sphinx. Der Hundskopf der Alten, Cynoc. antiquorum. Der Birn-Hundskopf, Cynoc. ursinus. Der Schweins-Hundskopf, Cynoc. porcarius. Der schwarze Hundskopf, Cynoc. niger und der Drill, Cynoc. leucophalus.

Zweite Unterabtheilung der Affen.

Affen der neuen Welt.

In jeder der beiden Kinnladen stehen sechs oder auch nur fünf Backenzähne. Die Nasescheidewand ist breit, die Nasenlöcher öffnen sich an der Spitze der Nase. Der Schwanz ist immer lang, oft ein Greifschwanz; die Hinterbacken sind behaart. Backentaschen und Gesäßschwielen fehlen.

Ihr Vaterland ist Süd-Amerika, wo sie meistens in großen Gesellschaften leben.

Neunte Gattung.

a. Mit Greifschwänzen.

Dickbauch-Affen. Gastrimargus. (Spix.)

Der Körper ist stark, untersetzt oben und unten mit kurzen und weichen, an der Mitte der Brust längern und dichten Haaren besetzt. Der Hals ist kurz, das Kinn ohne Bart. Der dicke, den Körper an Länge übertreffende Schwanz wird als Greifschwanz gebraucht. Die Eckzähne sind stark nach hinten gebogen, die Schneidezähne gleich und fast walzenförmig.

Taf. 22.

Der olivenfarbe Dickbauch. Gastrimargus olivaceus. Le gourmand ventru à couleur d'olive.

Das Haar des dicken Körpers ist sammtartig, dunkel olivenfarb; Hände, Füße und der Unterleib braunschwarz. Das schwarze und wollige Gesicht ist fast viereckig, das dünn behaarte Kinn mit schwarzen Borsten-

haaren besetzt. Man findet ihn an der Grenze von Peru, wo er in großen Truppen und auf hohen Bäumen lebt, und von den Bewohnern seines großen Bauches und seiner Gefräßigkeit wegen Vielfraß genannt wird.

Taf. 22.

Der marderfarbige Dickbauch. Gastrimargus influmatus. Le gourmand ventru à couleur de martre.

Der Körper desselben ist etwas schlanker und allenthalben umberbraun, das Gesicht schwarz und wollig, die Lippen und Augenbraunen sind mit schwarzen Borstenhaaren besetzt. Er ist dem vorigen sehr ähnlich, aber kleiner und findet sich an der Gränze von Peru.

Zehnte Gattung.

Klammeraffen. Ateles.

Diese haben 36 Zähne, die Eckzähne sind wenig vorragend, konisch und begegnen sich kreuzend. Die Backzähne, deren in jeder Kinnlade sechs, haben eine stumpfe Krone. Der Schwanz ist sehr lang, vortrefflich greifend. Es sind sanfte, melancholische, in ihren Bewegungen sehr langsame Thiere.

Taf. 23.

Der Belzebuth. Ateles Belzebuth. Le Marimonde.

Die Augen desselben sind, so wie sein Pelz schwarz; das Gesicht rothbraun oder schwärzlich; die Schnauze ziemlich vorstehend. Die Kopfhaare reichen bis auf die Augen. Auf den Backen und der Schnauze stehen einzelne ziemlich lange Haare. Es ist ein stilles, melancholisches, furchtsames und langsames Thier, welches in den Wäldern am Orinoko lebt. In Gesellschaft hängen sich oft je zwei dieser Thiere an einander und bilden dadurch seltsame Gruppen.

Taf. 23.

Der Miriki. Ateles hypoxantus. (Princ Neuwied).

Langarmiger Kurzdaum. Brachyteles macrotarsus. (Spix.) Le Miriki.

Der dicke und starke Körper desselben ist gelblich-grau behaart, das nackte Gesicht, welches um die Augen herum und an den Seiten mit Quer-Runzeln versehen ist, gibt dem Thiere das Ansehen eines alten, grämlichen Mannes; der Greifschwanz, welcher länger ist, als der ganze Körper, ist sehr stark und muskulös. Der Daum ist ohne Nagel und besteht aus einem sehr kurzen Gliede. Er findet sich in den Urwäldern Brasiliens, wo er in Gesellschaft auf Bäumen lebt, welche er gesund nie verläßt, wenn ihn nicht etwa der Durst dazu antreibt.

Mittelst seiner langen Arme und seines langen, immer zuerst vorgreifenden Schwanzes, bewegt er sich so schnell durch die Gipfel der höchsten Bäume, daß er nicht leicht erlegt werden kann. Er nährt sich von mancherlei Früchten und Insecten. Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der Koaita, Atel. paniscus. Der Spinnenaffe, Atel. arachnoides. Der rußschwarze Klammeraffe, Atel. fuliginosus.

Eilfte Gattung.

Wollhaaraffen. Lagothrix.

Die Zähne sind, wie die der Klammeraffen; die Hände alle fünffingerig und mit Nägeln versehen. Der lange Schwanz ist ein Greifschwanz, das Haar gekräuselt und wollig. Sie leben in großen Gesellschaften und finden sich in Brasilien und Guiana. Es sind nur zwei Arten bekannt, nämlich: Der Kapparro, Lagoth. Humboldti, le Caparro und der graue Wollhaaraffe, Lagoth. canus.

Zwölfte Gattung.

Brüllaffen. Stentor. (Geoff.) Mycetes. (Illig.) Alouate. (Buff., Lacep., Audeb.)

Die Eckzähne sind ziemlich stark und dreieckig, die Backenzähne, auf jeder Seite sechs, sind höckerig. Der Kopf ist pyramidenförmig. Der Kehlkopf bildet eine große knöcherne Kapsel, in deren Höhlen sich die laute brüllende Stimme bildet, welche diesen Affen ihren Namen gegeben hat. Der Schwanz ist lang, stark und greifend.

Das Vaterland dieser Affen ist Brasilien und andere Gegenden Südamerikas, wo sie häufig anzutreffen

sind. Sie leben in Gesellschaft, haben ein träges Naturel, klettern langsam und sitzen meistens in den obersten Gipfeln der höchsten Waldbäume, wo sie schon von ferne gesehen werden. Das Männchen hat eine viel stärkere Stimme als das Weibchen. Ihre Glieder sind sehr stark, und besonders der Schwanz, dessen sie sich wie einer fünften Hand bedienen, sehr muskulös. Das Fleisch desselben ist wohlschmeckend. Sie nähren sich von allerlei Früchten.

Taf. 24.

Der großbartige Brüllaffe. Stentor barbatus (Stentor niger. Geoff.) L'Alouate noir, Le caraya.

Der starke Körper ist beim Männchen von dunkelschwarzer, beim Weibchen von strohgelber oft von ganz weißer Farbe. An der Stirne befindet sich ein Kreis von starken aufstehenden Haaren. Der starke und lange Bart, welcher das ganze Gesicht und Kinn umgibt, ist beim Männchen stärker und länger, beim Weibchen kürzer und getheilt. Man findet ihn in den höhern Gegenden von Paraguay und Brasilien, wo er in kleinern und größern Gesellschaften auf den höchsten Gipfeln der Waldbäume, welche er nur selten verläßt, angetroffen wird.

Sein Gebrüll verräth seinen Aufenthalt, es bedarf aber guter Geschosse, um ihn von seiner Höhe herabzuholen. Die Weibchen werfen nur ein Junges, welches seinen Wickelschwanz fest um den Leib der Mutter wickelt, sich mit allen vier Händen am Pelze anhängt, und auf diese Art immer außer beim Säugen von der Mutter auf dem Rücken getragen wird. Ihr Fleisch ist beliebt, das Fell wird zu Mützen, Satteldecken u. dgl. gebraucht.

Zu dieser Gattung gehören: Der rothe Brüllaffe, Stent. seniculus. Der Bärenartige, Stent. ursinus. Der rothhändige, Stent. rufimanus u. a.

Dreizehnte Gattung.

Kurzschwanzaffen. Brachyurus. (Spix.)

Die Eckzähne sind stark, selbst bei geschlossenem Mund vorragend, die vier Füße von gleicher Länge. Sie leben gesellig und schreien fast beständig sehr laut. Der ganz behaarte Schwanz ist kurz, nicht greifend. Die zwei bekannten Arten sind:

Taf. 25.

Der Judenaffe. Brachyurus Israelita. Le courte — queue juif.

Dieser Affe hat seinen Namen von seiner auffallenden Physiognomie; seine Barthaare sind nämlich sehr lange, während die übrigen Kopfhaare wie geschoren sind. Man findet ihn in Brasilien.

Taf. 25.

Der Uakary. Brachyurus Ouacary. Le courte queue Ouakari.

Der Kopf und die Extremitäten des starken Körpers sind dunkelschwarz, Rücken und Bauch braungelb, Oberschenkel und Schwanz rostroth. Er hat keinen Bart, und einen sehr kurzen Schwanz; sein gräßliches Geschrei läßt er nur bei Tage hören. Man findet ihn an der Gränze von Peru.

Vierzehnte Gattung.

Sajous oder Sahuis, Rollschwanzaffen. Cebus Sapajous.

Die Zähne wie bei der vorigen Gattung. Alle vier Hände fünffingerig und vollkommen ähnlich. Der Schwanz greifend und ganz behaart.

Die Affen dieser Gattung, welche in Gesellschaften leben, und einen großen Theil der Bevölkerung des heißen Amerikas ausmachen, sind sehr lebhaft, klettern sehr geschickt und machen große Sprünge mit außerordentlicher Schnelligkeit. Den Schwanz tragen sie, wenn sie ihn nicht zum Wickeln brauchen, gerollt. Ihre klägliche Stimme gleicht dem Gezwitscher kleiner Vögel, in der Angst aber schreien sie laut und gellend.

Sie nähren sich von Früchten und Insecten.

Der Kapuzaffe. Cebus cucullatus. Le Sapajou à Capuchon.

Der starke Körper desselben ist mit dichten Haaren besetzt, das Gesicht aber ist nackt, fleischfarb und mit einem weißen Haarkreise ganz eingefaßt. Scheitel, Backen und Kinn sind dunkelkastanienbraun; Ohrengegend, Schläfen, Vorderhals und Oberarme weißgelb, der Bauch rostfarb, die übrigen Theile schwarzbraun. Es sind gutmüthige und possierliche Thiere, die aus Brasilien und Guiana häufig nach Europa gebracht werden.

Zu dieser Gattung gehören: Der Wieselaffe, Cebus capucinus. Der Hornaffe, Cebus fatuellus. Der Zitteraffe, Ceb. trepidus. Der schwarze Sajou, Ceb. niger. Der braune Sajou, Ceb. apella. Der gelbe Sajou, Ceb. flavus. Der graue Sajou, Ceb. cinereus. Der geschäckte Sajou, Ceb. variegatus. Der gemähnte Sajou, Ceb. cirriferus und viele Andere.

b) Affen mit langem nicht wickelndem Schwanz.

15. Gattung.

Schweifaffe. Bärenaffe. (Pithecia Saxi.)

Die obern Schneidezähne sind breiter als die untern. Die Eckzähne stark, dreieckig, der Kopf rund, die Schnautze kurz, die Ohren den menschlichen ähnlich, der Schwanz kürzer als der Korper, und dicht mit Haaren besetzt. Die meisten leben auf den Bäumen und kommen nur selten auf den Boden herab.

Der Schwarzkopf. Pithecia melanocephala. Le Cacajao.

Sein ganzer Körper ist mit einem gelbbraunen Pelz bedeckt, die Hände aber sind nackt und schwarz. Sein Schwanz ist kurz, dick und am Ende ebenfalls schwarz. Er hat einen platten einförmigen Kopf, und sein schwarzes Gesicht gleicht dem eines Negers. Die Ohren sind nackt, und den menschlichen sehr ähnlich.

Cacajo ist ein sanftes und schwaches kleines Thier, wenig lebhaft, aber gefrässig; er nährt sich von Früchten, und fürchtet andere stärkere Thiere. Gereizt öffnet er den Mund und zeigt eine lachende Phisiognomie.

Zu dieser Gattung gehören noch folgende Arten: Satan oder Curio, Pith. Satanas. Der Capuciner von Orimoko, Pith. chiropotes. Der rothbauchige Sacki, Pith. rufiventer. Der Mönch, Pith. Monachus. Miriquimna, Pith. Acarae. Der Rothbart, Pith. ruffibarbata. Der Gelbkopf, Pith. ochrocephala. Der Weißkopf, Pith. leucocephala. Der zottige Schweifaffe, Pith. hirsuta. Der angesengte Schweifaffe, Pith. inusta. Der Perücken-Schweifaffe, Pith. capillomentosa.

16. Gattung.

Sagoin. Springaffe. Callithnix Sagoin.

Die Zähne wie bei der vorigen Gattung. Der Kopf ist klein, die Schnautze kurz, die Ohren groß, der Körper schlank, mit einem ganz behaarten, meist greifenden Schwanze.

Sie leben in kleinen Gesellschaften, haben ein plumpes und bärenartiges Aussehen, ihre Stimme ist sehr laut, sie sind sehr sanft und zutraulich, lassen sich leicht zähmen, und werden sogar gerne gegessen.

Der Saimiri (Der Titi.) Callithnix Seiureus. Le Saimiri.

Der Oberleib spielt ins Goldfarbige; Bauch, Brust, Hals und Wangen sind weiß; Hände und Füße ins Rostfarbige übergehend; Gesicht, Ohren und Hände fleischfarb. Der lange Schwanz ist an der Spitze schwarz.

Dieser Affe ist nicht viel größer als ein Eichhörnchen, hat aber einen viel längern Schwanz. Er hat eine Phisiognomie wie ein Kind, und weint, wenn er Schmerz fühlt, wie ein Kind. Seine Schönheit und Sanftheit machen ihn unter allen Affen Amerikas zu dem geschätztesten. Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Insecten. In kältern Gegenden verliert er seine Lebhaftigkeit und lebt nicht lange. Wenn die Mutter von einem giftigen Pfeile der Indianer verwundet wird, so hängt sich das Junge an sie, und fällt mit ihr vom Baume, wo es dann gefangen wird.

Die übrigen bekannten Sagoin sind: Die Witwe, Callithnix lugens. Der Halsband Sagoin, Callithnix Torquatus. Der Kragen Sagoin, Cal. anictus. Der Moloch, Cal. Moloch. Der schwarzhändige Sagoin, Cal. melanochis. Der weißwangige Sagoin, Cal. nigrifrons. Der kupferfarbige Sagoin, Cal. cupreus. Der maskirte Sagoin, Cal. personatus.

17. Gattung.

Nachtaffe. Nyctipithecus Actus.

Die Zähne wie bei der vorigen Gattung. Sein Kopf ist rund und katzenartig, die Augen leuchten im Dunkeln; die Ohren sind klein, bei einer Art fehlen gänzlich die äußern Ohren; die Hinterbeine sind länger als die Vorderbeine; der Schwanz ist kurz.

Diese Affen können Nachteulen unter den Affen genannt werden, denn sie scheuen das Licht und suchen ihre Nahrung, die außer Vegetabilien, in Insecten und Fleisch besteht, bei der Nacht. Bei Tag sind sie schläfrig und traurig, sehen mehr Katzen als Affen ähnlich, leben paarweise und lassen sich schwer zähmen.

Taf. 26. Fig. 2.

Katzen-Nachtaffe. Nyctipithecus Felinus. Le Singe de nuit a face de chat.

Ein schlanker graubraunlicher Körper, große glänzende Augen, ob denselben ein weißer dreieckiger Fleck, ein langer Schwanz, sind die hervorstechendsten Charactere dieses Affen. Er lebt von Früchten und Insecten in der Nähe der Hauptstadt von Großpara. Zu dieser Gattung gehören auch: der schreiende Nachtaffe, Nyct. vociferans. Humboldts Nachtaffe, Nyct. Humboldti.

c.) Affen mit unvollkommenen Händen.

Die neuern Naturforscher heißen sie Seidenaffen, Tachus; und Fischhornaffen, Midas. Die Amerikaner aber die ganze Familie Sachui. Sie könnten leicht zu den Eichhörnchen gerechnet werden, wenn sie ihr Gebiß den Affen nicht näher brächte. Sie leben in Wäldern in großen Gesellschaften, sind munter und gelenkig, springen von einem Baum auf den andern und ihr Kopf ist in steter Bewegung. Ihre Nahrung besteht in Früchten und Insecten. In Europa sterben sie bald.

18. Gattung.

Seidenaffe Sachus Sagoin Ustitio, **Pinselaffen** Hapale.

Wie alle übrigen Affen haben sie 36 Zähne. Die Nase ist vorstehend; die Schnautze kurz.

Taf. 27. Fig. 2.

Der weißohrige Seidenaffe. Jachus vulgaris. Le Quistiti vulgaire.

Der Körper 8 Zoll, 7 Linien lang, der Pelz grau, Hinterrücken und Schwanz braun und grau geringelt, die Stirn mit einem großen weißen Fleck versehen, hinter jedem Ohr ein großer weißer Haarbüschel, das Gesicht ist nackt, Hände und Füße braun. Sie lassen sich leicht zähmen, und vermehren sich sogar im Freien, werfen gewöhnlich zwei Junge, die an der Brust und am Rücken getragen werden; — wenn das Weibchen müde ist, so muß das Männchen tragen helfen. Am häufigsten sind sie in Brasilien, ziehen in kleinen Gesellschaften herum, und nähren sich von Früchten, Spinnen und andern Insecten.

Taf. 27. Fig. 1.

Der weiße, Uistiti. Jachus argentatus. Le Mico.

Der Körper ist weiß, wie versilbert, der Schwanz schwarz; Backen, Schnautze, Ohren und die nackten Theile der Hände und Füße lebhaft roth. Man findet ihn in der Provinz Großpara.

19. Gattung.

Tamarino, Eichhornaffe. Midas Sagoin Hapale.

Die obern Schneidezähne bilden eine geschlossene Reihe; die mittlern sind breiter als die Seitenzähne; die Eckzähne kugelförmig und stark. Die Stirne steht stark vor; das Gesicht ist kurz und nackt.

Taf. 28. Fig. 3.

Der Marikina. Midas rosalia. Le Marikina.

Von rothgelber Farbe, langen seidenartigen Haaren, die ums Gesicht eine Mähne bilden. Ohrlappen fehlen; der Mund groß.

Der Marikina ist ein kleiner sanfter und artiger Affe, von sehr angenehmer Gestalt. Er ist in Brasilien, doch nur einzeln oder familienweise zu finden, nährt sich von Insecten und Früchten, gewöhnt sich aber auch an Brot und Milch. Seine Lebensart, so wie seine Gattung hat viel Aehnliches mit der unsers Eichhörnchens; er ist scheu, schnell, verbirgt sich bei Gefahren, gibt, in Furcht versetzt, ein kurzes Geschrei von sich. Er pflegt gezähmt und nach Europa gebracht zu werden. Langeweile macht ihn während der Gefangenschaft traurig, und er gibt dann ein lang gezogenes sanftes Zischen von sich.

Taf. 28. Fig. 1.

Der goldstirnige Tamarin. Midas chrysomilas. L'Ouistiti a front jaune.

Der ganze Körper ist schön schwarz, das Gesicht vorstehend, und gleichsam von einem Kragen von goldfarbigen Haaren umgeben. Der Schwanz ist von einem weißen Streifen durchzogen.

Eines der schönsten und angenehmsten Thierchen; sein Vaterland sind die Urwälder am Ilheo und Rio pardo; er ist geschickt im Klettern, neugierig, und nicht sehr scheu. Ueberrascht, verbirgt er sich zwischen den Aesten der Bäume und streckt das Köpfchen heraus. Im Affect, und selbst sterbend noch sträubt er den goldenen Haarkragen ganz wunderbar. Er hat ein schmackhaftes Fleisch.

Taf. 28. Fig. 2.

Das Löwenäffchen. Midas leoninus. Le Tamarin leoncito.

Der Körper ist von bräunlicher Olivenfarbe; auf dem Rücken hin und wieder weißgelbe Streifen. Der Hals ist mit einer Mähne umgeben, daher sein Nahme.

Sein Naturel ist munter und spielend; im Zorn sträubt er seine Mähne. Es wird, jedoch nur selten, auf den Ebenen an der Südseite der Cordilleren gefunden.

Zu dieser Gattung gehören noch: der rothhändige Tamarin, Mid. rufimanus. Der schwarze Tamarin, Mid. ursulus. Der Pinche, Mid. oedipus. Der weißlippige Tamarin, Mid. labiatus. Der braunhalsige Tamarin, Mid. fuscicollis. Der schwarzhalsige Tamarin, Mid. nigrocollis. Der schnurrbartige Tamarin, Mid. mystax. Der zweifarbige Tamarin, Mid. bicolor.

Zweite Hauptabtheilung.

Halbaffen, Fuchsaffen, Makis. Lemures. Prosimii. Makis.

Die Schneidezähne sind in Hinsicht der Zahl, Form und Stellung verschieden.

Die Hintergliedmaßen sind länger als die vordern.

An den Hinterfüßen ist der erste Finger nach dem Daum mit einem spitzigen, aufgerichteten Nagel versehen.

An den Brüsten sieht man zwei bis vier Säugewarzen. Der Schwanz ist nie ein Greifschwanz. Ihr Vaterland sind die größern Inseln des indischen Oceans und die Gegenden am Senegal.

1. Gattung.

Makis. Lemur.

In der obern Kinnlade vier, in der untern sechs Vorderzähne. Die Eckzähne sind lang, konisch und zweischneidend. Die Kronen der Backenzähne haben stumpfe Höcker. Langer fuchsartiger Kopf, kurze runde Ohren, zwei Säugewarzen, langer haariger Schwanz.

Der Maki geht immer auf allen Vieren, nährt sich von Wurzeln und Früchten, und ist auf Madagascar und Anjouan zu finden. Die Makis unterscheiden sich unter einander durch die Farbe ihrer Pelze.

Taf. 29. Fig. 1.

Der Mokoko. Lemur Catta. Le Mococo.

Der Rücken ist röthlich grau, die Seiten aschgrau; Hals, Gurgel, Bauch und die innern Theile der Glieder weiß.

Ein sehr schönes und angenehmes Thier, reinlich, zutraulich, und leicht zähmbar; wenn es schlafen will, so wickelt es seinen Schwanz um den Kopf, und schnurrt, wie eine Katze. Mit seinen Zähnen kämmt er seine Haare. Er lebt auf der Insel Madagaskar.

Der weißstirnige Makis, Lemur albifrons. Le Maki a front blanc.

Der Oberleib kastanienbraun, der Unterleib graubraun und olivenfärbig. Das Ende des Schwanzes schwarz; der Vordertheil des Kopfes weiß. Gesicht und Hände schwärzlich-violet.

Ein schönes munteres, aber furchtsames und blödes Thier. Es schläft den größten Theil des Tages. Diese Thiere geben in der Angst ein durchdringendes Geschrei von sich. Sie nehmen alles, wie die Affen, mit den Händen.

Die übrigen bekannten Arten sind: Der Vari, Lemur Macoco. Der schwarze Maki, L. niger. Der Mongos, L. Mongos. Der weißfüßige Maki, L. albimanus. Der braune Maki, L. falons. Der Maki mit dem Halsbande, L. collaris. Der schwarzstirnige Maki, L. nigrifrons. Der graue Maki, L. cinereus. Der rothbraune Maki, L. rufus. Der kleine Maki, L. pusillus. Maki mit schwarzen Händen, L. nigrimanus.

2. Gattung.

Indri. Indri. Lichanotus.

Diese haben einen langen und dreieckigen Kopf, ein wolliges Haar, und stark vorstehende Eckzähne. Vorderzähne haben sie oben und unten nur vier.

Taf. 29. Fig. 2.

Kurzgeschwänzter Indri. Indri brevii caudatus. Lemur Indri (Linn.) Indri a queu courte.

Der Kopf dieses Thieres ist dreieckig verlängert, der beinahe schwarze Pelz besteht aus seidenartigen und sehr dichten Haaren. Der Schwanz mißt keinen Zoll. Es ist sanft, leicht zähmbar, und lebt in Süden Madagaskars.

Eine zweite Art ist der langgeschwänzte Indri, Indri longicaudatus.

3. Gattung.

Lori. (Geoff.) Stenops. (Illiger.)

Mittelmäßige Eckzähne, oben vier, unten sechs Vorderzähne; oben sechs, unten fünf Backenzähne. Die Augen sind groß und nahe beisammen stehend. Sie haben keinen Schwanz.

Der Pukan. Stenops bengalensis. Lori tardigradus. Lori paresseux.

Dieses sehr langsame Thier schläft den ganzen Tag ruhig, und erwacht erst mit Untergang der Sonne, um seine Nahrung zu suchen, welche aus Früchten, Eiern und Insecten besteht. Das Haar ist fein, lang, wollig, und von rothbrauner Farbe; über den Rücken lauft eine dunkle Linie. Sein Vaterland ist Bengalen. Die übrigen Arten sind: Der jawanische Lori, Lori javanicus. Der ceylonische Lori, Lori ceylonicus. Der schlanke Lori, Lori gracilis.

4. Gattung.

Galago. Galago (Geoff.) Otolicus (Illig.)

Die Eckzähne sind etwas spitzig, oben sind fünf Backenzähne, unten einer. Der Schwanz ist lang, behaart, nicht greifend; das Haar fein und wollig. Es sind sanfte Thiere, welche hauptsächlich von Insecten leben.

Taf. 29. Fig. 2.

Der Galago vom Senegal, Galago senegalensis. Le Galago du Senegal.

Der Körper desselben ist mit langen, dichten und sehr weichen Haaren bedeckt. Der Rücken ist röthlich grau, der Unterleib weißgelb. Der Kopf ganz grau. Es ist ein sanftes Thier, welches geschickt klettern, und weite Sprünge machen kann. Der Schwanz ist länger als der Körper, und endiget mit einem Haarpinsel. Er nistet in Baumlöchern, und nährt sich vorzüglich von Insecten.

Man findet ihn häufig in den Gummiwäldern, am Rande der Wüsten Galam und Sahara.

Die übrigen bekannten Arten sind: Der dickschwänzige Galago, G. crassicaudatus. Der graue Galago, G. murinus. Der qwinische Galago, G. potto.

5. Gattung.

Fußthiere. Tarsier. Tarsius.

Mit vier Vorderzähnen in der obern Kinnlade, und zwei in der untern und sechs Backenzähnen. Der Kopf ist rund, die Schnautze kurz, die Augen sehr groß, die Ohren lang und häutig. Der Schwanz sehr lang. Das Vaterland dieser Thiere nächtlicher Natur, ist Madagaskar und die Mollukan, ihre Nahrung Insecten.

Der braunhändige Tarsier. Tarsius fuscomanus. Tarsier aux mains bruns.

Der Rücken hellbraun, der Bauch weiß, der Kopf ist dick, die Augen sind groß, der Schwanz lang, am Ende mit einem Haarbüschel geziert.

Außer diesem sind nur noch zwei Arten bekannt: Der Tarsier mit rothbraunen Händen, Tars. spectrum, so groß als eine Ratte, und der Tarsier Banka, Tarsius bancanus.

6. Gattung.

Rollschwanzthiere, Chirogaleus.

Die innern Charactere dieser Gattung sind noch nicht untersucht worden, aber wenigstens ihrer äußern Form nach gehören sie am wahrscheinlichsten zu den Halbaffen. Ihr Vaterland ist Madagaskar.

Großes Rollschwanzthier. Chirogaleus major.

Der Pelz braunfärbig.

Mittleres Rollschwanzthier, Chirogaleus medius.

Die Farbe des Pelzes etwas heller, als beim Vorigen, die Gestalt kleiner, die Augen von einem schwarzen Kreise umgeben, die Stimme hell.

Kleines Rollschwanzthier, Chirogaleus minor.

Von Gestalt das kleinste, von Farbe das helleste.

7. Gattung.

Fliegende Makis, Galeopithecus.

Oben vier, unten sechs Vorderzähne, die Schnautze ist spitzig, der Schwanz mittelmäßig lang. Den ganzen Körper umgibt zwischen den Gliedern eine hervorstehende Haut, die sie zwar nicht wie die Fledermäuse zum Fliegen gebrauchen können; die ihnen aber wie ein Fallschirm dient. Sie pflegen sich wie die Fledermäuse an den Hinterfüßen, vermöge ihrer halbmondförmigen Klauen aufzuhängen. Ihre Nahrung besteht in Früchten, und Insecten; ihr Vaterland sind die Inseln des indischen Oceans. Sie sind nächtliche Thiere.

Taf. 30.

Der gemeine fliegende Maki. Galeopithecus rufus. Le Galeopitheque. (Nach Audebert.)

Von rothbrauner Farbe, die oben dunkler als unten ist. Wie eine Katze groß.

Hierher gehören noch: der geschäckte fliegende Maki, Gal. variegatus und der ternatische Galeopithek, Gal. ternatensis.

Dritte Ordnung der Säugethiere. Raubthiere. Ferae.

Sie haben drei Arten von Zähnen; der Bau der Backenzähne ist nach Verschiedenheit der Nahrung verschieden. Mit der Kinnlade vermögen sie keine oder nur eine sehr geringe Seitenbewegung zu machen. Die Augenlöcher sind von den Schläfengrübchen nicht getrennt. Sie haben keine Hände, sondern nur Füße.

Alle nähren sich von animalischen Substanzen, einige auch noch von Obst und Wurzeln, niemals aber von Blättern. Man findet sie über die ganze Erde verbreitet.

Erste Familie. Handflügler. Chiróptera.

Diese auch unter den Namen Fledermäuse bekannten Thiere, sind eigentlich keine Raubthiere, auch eben so wenig Vögel, wie die Alten glaubten, sondern bilden eigentlich eine besondere Ordnung.

Ihre Namen erhielten sie durch Blumenbach, von ihrem Vermögen zu fliegen, obgleich sie keine eigentlichen Flügel besitzen. Eine doppelte Flughaut dehnt sich zwischen ihren langen Armen und Fingern aus, die auch den Schwanz, wenn sie einen haben, umgibt, — wenn sie diese ausspannen, so können sie mit Begünstigung ihres ganz dazu eingerichteten Körperbaues vortrefflich fliegen; so daß sie nur selten ein Raubvogel erhaschen kann. Sie fliegen durch die dichtesten Zweige der Bäume, ohne je anzustoßen, da sie an den Extremitäten sehr feine Nerven besitzen. Sie fliegen oft sehr lange ohne Unterbrechung, und von einer Gegend in die andere, am häufigsten in der Abenddämmerung, da sie nächtliche Thiere sind. Es gibt aber auch einige, die bei Tage, andere die erst in später Nacht fliegen.

Ein zweiter auffallender Umstand bei diesen Thieren ist ihr Winterschlaf. Wenn der Winter herankommt, verkriechen sich die Fledermäuse an warme Orte, als in hohle Bäume, Gewölbe, Höhlen, u. s. w. und bleiben da unbeweglich, sehr langsam athmend, im Schlaf versunken, bis es wärmer wird. Dieß geschieht aus Mangel an Wärme, da sie wie alle Winterschläfer ein kälteres Blut als andere Säugethiere haben; und aus Mangel an Nahrung.

Aus den Talgdrüsen, womit sie versehen sind, verbreiten die meisten einen sehr unangenehmen Geruch.

Sie sind unter allen Himmelsstrichen, die sehr kalten ausgenommen, zu finden. Sie bewohnen bei Tage alte Gebäude, Felsenhöhlen, Breterverschläge, hohle Bäume u. s. w., oft in großen Gesellschaften. Sie hängen sich dann mit ihrem krummen Nagel am Ende der Arme, auf, oft aneinander, so daß sie ganze Klumpen bilden. Wenn sie auf die Erde fallen, so kriechen sie sehr beschwerlich fort, obgleich einige geläufig laufen können. Sie fliegen von der Erde schwer auf, sondern kriechen auf die Mauer, hängen sich auf, und fallen, wo sie dann während des Falles Luft fangen.

Die Fledermäuse sind listige und böse Thiere, beißen sich oft, besonders wenn mehrere Arten zusammen kommen. Bei Tage fliegen sie in ihren einsamen Wohnörtern oft herum, jagen und necken sich unter beständigem Zischen und Pfeifen. Sie werfen nur ein, höchstens zwei Junge, die sich an die Brust der Mutter hängen und an ihren Vorderleib festhäckeln, wo sie so lange bleiben, bis sie ausgewachsen sind.

Ihre Nahrung besteht meist in Insecten, einige ausländische Arten saugen auch den Thieren das Blut aus, und andere fressen Früchte. Sie haben einen großen Mund, womit sie ihre Beute erhaschen, und da sie von ihren Armen keinen Gebrauch dabei machen können, so schieben sie mit dem Schweif dieselbe weiter in den Mund. Sie sind sehr gefräßig. Eine frißt oft siebenzig bis achtzig Fliegen in einer Mahlzeit.

Die Fledermäuse sind, einige ausländische Arten ausgenommen, ganz unschädliche Thiere, ja sogar in ökonomischer Hinsicht nützlich, da sie die Nacht-Insecten, auf die keine andern Thiere Jagd machen, vertilgen. Sie sind wohl ihres Gestankes, ihrer Unzähmbarkeit und ihrer nächtlichen Lebensart wegen, schwachnervigen Menschen widerlich, und manches Frauenzimmer erhebt ein Geschrei, wenn eine Fledermaus ins Zimmer fliegt, als wenn ein Löwe eingedrungen wäre; aber dieß ist noch kein hinlänglicher Grund, sonst unschädliche Geschöpfe feindselig zu vertilgen.

Die Ordnung der Handflügler hat zahlreiche Gattungen, und Arten, die sich durch neue Entdeckungen noch immer vermehren.

Fledermäuse. Vespertilliones.

Erste Abtheilung. Die Backenzähne ohne zackige Spitzen an ihrer Krone.

1. Gattung. (Lacep.)

Fliegender Hund. (Flatterthier.) Pteropus (spectrum) (Lacep.) Roussette (Cuv.)

Die Vorderzähne sind kegelförmig, die Eckzähne ziemlich groß, die Backenzähne oben abgestutzt, mit platten Kronen und zwei parallel laufenden Leistchen.

Der Kopf ist lang und kegelförmig, die Ohren kurz, die Nase einfach, die Zunge mit harten Wärzchen bedeckt. Kein Schwanz oder doch sehr kurz. Zwei Säugewarzen an jeder Brust.

Sie leben in Egypten, Madagaskar, und auf den Inseln des indischen Oceans. Sie hängen bei Tage in unzähligen Haufen auf Bäumen, und fliegen Abends in dichten Schaaren wie Bienenschwärme. Sie lassen sich zähmen, und fressen aus der Hand, Früchte, gekochten Reis und andere vegetabilische Substanzen; sie haben ein vortreffliches, weißes Fleisch, werden eingefangen, geröstet und verspeiset.

Taf. 31. Fig. 1.

Fliegender Hund mit eingewachsenem Schwanze, Pteropus amplexicaudatus. Roussette amplexicaude.

Von grauröthlicher Farbe, das Männchen mehr rostfarb, das Weibchen mehr braun. Kurzes wie Sammt anliegendes Haar. Das Vaterland ist Timor.

Hierher gehören noch folgende Arten: Egyptischer fliegender Hund, Pteropus aegyptiacus. Der eßbare fliegende Hund, Pt. edulis. Edwards fliegender Hund, Pt. Edwardsi. Der rothhalsige, Pt. rubricollis. Der graue, Pt. griseus. Der nackte, Pt. nudus. Der braunrothe, Pt. celaeno. Der strohgelbe, Pt. stramineus. Der Mauriziſche, Pt. Mauritianus. Der bemantelte, Pt. pilliatus. Der fliegende Hund mit gerändelten Ohren, Pt. marginatus. Der Javanische, Pt. javanicus. Der Leschenaultische, Pt. Leschenaulti. Der Keraudrenische, Pt. Keraudrenii.

2. Gattung.

Großkopf. Cephalotes Harpya. Cephalote.

Unten sechs, oben vier Vorderzähne. Oben fünf, unten vier Backenzähne. Der Kopf ist kurz, auf der Nase kein Blatt. Die Ohren kurz ohne Ohrendeckel. Der Zeigefinger ist kurz, nur mit zwei Gelenken. Die Flughaut ist nicht an den Seiten, sondern auf den Rücken mit der, der andern Seite befestiget. Die Zunge warzig.

Ihr Vaterland sind die Molucken, ihre Nahrung Vegetabilien.

Perons Großkopf. Cephal. Peronii.

Kurzes rothbraunes Haar; die Nase ist wie bei gewissen Doggen gespalten, die Ohren sind schmal und spitzig. Man findet sie auf Timor.

3. Gattung.

Großzunge. Macroglossus. Macroglosse.

Die Zähne gleich groß und so klein, wie bei keinen andern Säugethieren; die Zunge doppelt so lang als der Kopf.

Langschnauzige Großzunge. Macroglossus rostratus. Roussette à museau allongé. Le kiodote.

Der Körper rothbraun mit langen wolligen Haaren bedeckt, die Regenbogenhaut gelb. Dieses Thier ist sehr klein, lebt auf der Insel Java, und nährt sich von Früchten.

Zweite Abtheilung.

Backenzähne mit spitzigen Zacken.

4. Gattung.

Klappenschwanz, Diclidurus.

Die Zähne klein mit breiter Schneide, die Eckzähne nagelförmig, hinten mit einer kleinen Nebenspitze; der Unterkiefer länger als der obere; statt des Schwanzes laufen die Schwanzknochen mit mehreren Gelenken in zwei äußerlich an der Haut befestigte Hornstücke aus, welche ein aus zwei Klappen zusammengesetztes Organ bilden. Die Zunge fleischig.

Weißer Klappenschwanz. Diclidurus Freireisii. Chauve-Sauris à queue bivalve.

Von weißer Farbe und langen und dichten Haaren; Ohrenmuschel breit, gleich über den Augen; an den Fersen lange Vorsprünge, wie Spornen. Man findet ihn in Brasilien.

5. Gattung.

Hundsmaul, Molossus. Molosse.

Ein kleines Gebiß von 28 Zähnen. An den Kronen der Backenzähne Zackenspitzen. Es hat breite und kurze Ohren, einen dicken Kopf, eine breite und nackte Schnautze. Der Schwanz ziemlich lang. Im warmen Amerika ist seine Heimath.

Schwarzes Hundsmaul. Molossus ater. Molosse noir.

Mit großen und hohen Ohren von schwarzer glänzender Farbe.

Hierher gehören auch: das rothbraune, M. rufus. Das dunkelgraue, M. obscurus. Das kastanienbraune, M. castaneus und noch einige mehrere.

6. Gattung.

Spaltnase. Nyctinomus. Nyctinome.

Oben drei, unten vier Vorderzähne. In jeder Kinnlade zehn mit Hackenspitzen versehene Backenzähne. Die Oberlippe ist bei der Nase wie bei einer Dogge ausgeschnitten, und aufgestülpt. Die Ohren sind groß, auf dem Gesichte liegend; der Schwanz ist lang, von der Flughaut, die Spitze ausgenommen, ganz umgeben. Die Flügel sind so wie die Hinterfüße mit langen Haaren besetzt. Sie leben in der alten Welt. — Fliegend fangen sie die Insecten, ihre einzige Nahrung.

Hierher gehören folgende Arten: Egyptische Spaltnase, N. aegyptiacus. Die Spaltnase von Bourbon, N. acetabulosus. Die Faltenflügel, N. plicatus.

7. Gattung.

Zungenfresser. Glossophaga. Glossophage.

Ihr Kopf ist kegelförmig, der Mund mit einer langen, schmalen, zum Saugen eingerichteten Zunge versehen. Schwanz ist bald lang, bald fehlt er ganz.

Diese Thiere leben in Amerika und nähren sich vom Blute der Menschen und Thiere; sie saugen es ihnen im Schlafe aus, werden aber dadurch ihrem Leben nicht gefährlich, man fürchtet sie daher auch nicht. Sie können auf dem Boden so schnell als Ratten laufen.

Zu dieser Gattung gehören folgende Arten: Der langgeschwänzte Zungenfresser, G. ecaudata. Der Zungenfresser mit eingehülltem Schwanz, G. amplexicaudata.

8. Gattung.

Großhäutler. Megaderma. Megaderme.

Oben keine Vorderzähne, unten vier; in jeder Kinnlade oben 8, unten 10 Backenzähne. Eine kurze und platte Zunge, kurze auf der Stirn vereinte Ohren. Die Nase mit dreifachem Kamme versehen.

Taf. 31.

Ihr Vaterland sind die Inseln des indischen Archipels. Sie leben von Insecten. Diese Gattung hat folgende Arten: Die Leiernase, Megaderma Lyra. Die Kleeblattnase, Megaderma trifolium. Die Herznase, Megaderma spasma. Das Stirnblatt, M. frons. Das Großohr, M. megalotes.

9. Gattung.

Kammnase. Rinolphus. Rinolphe.

In allen 32 Zähne. Die obern Vorderzähne pflegen oft auszufallen; die Nase sitzt im Grund einer Höhle, die mit einem hufeisenförmigen Kamm umgeben ist; der Schwanz ist lang und ganz mit der Flughaut verwachsen. Man findet sie in Europa, Egypten, Madagaskar und auf Timor. Sie nähren sich von Insecten.

Hierher gehören folgende Arten: Die Stirnbinde, Rinolphus diadema. Die Hufeisen-Nase, R. Ferrum equinum. Das große Hufeisen, R. bifer. Der Dreizahn, R. tridens. Die Tiefnase, R. speoris. Die Comersonische, R. Commersonii.

10. Gattung.

Blattnase. Phylostoma. Philostome.

Der Kopf ist lang und der Mund stark gespalten. Auf der Nase sitzen zweiblättrige Nasenkämme; wozu sie dienen, ist uns unbekannt.

Der ganze Körper ungefähr 6 Zoll lang.

Diese Gattung wird Menschen und Thieren durch ihre Blutgier gefährlich. Man findet sie im südlichen Amerika sehr zahlreich.

Taf. 31.

Der Vampyr, Phylostoma. Spectrum.

Der Kopf hat viele Ähnlichkeit mit dem Hundskopfe. Die Ohren sind lang. Der Pelz hat ungefähr dieselbe Farbe wie unsere Fledermäuse.

Dieses Thier ist wegen seiner blutdürstigen Natur dem Namen nach allgemein bekannt. Es pflegt sich dem Menschen, wenn er schläft, zu nähern; findet es einen Theil des Körpers entblößt, so thut es einen Biß, worauf es wegfliegt, um zu sehen, ob der Mensch nicht erwacht; geschieht es nicht, so setzt es sich ruhig nieder und saugt sich voll Blut an. Fallen mehrere einen Menschen an, so können sie selbst seinem Leben gefährlich werden. Während des Saugens fächelt dieses Thier beständig mit den Flügeln, wodurch es den Schmerz mildert.

Seiner furchtbaren Eigenschaft wegen wird dieses Thier von den Völkern Amerikas für ein höllisches Wesen gehalten, und sehr gefürchtet.

Taf. 31.

Von dieser Gattung kennen wir noch folgende Arten: Zahnblattnase, Ph. crenulatum. Langblattnase, Ph. elongatum. Lanzennase, Ph. hastatum. Streifnase, Ph. lineatum. Rindblattnase, Ph. rotundum, und noch einige andere.

11. Gattung.

Zweiblattnase. Dyphylla ecaudata. Double feuille sans queue.

Der Kopf ist kurz, die Schnautze stumpf, die Nase mit zwei Blättern besetzt. Die Flügelhaut ist schmal. Der Schwanz fehlt.

12. Gattung.

Schildträger. Thyroptera. Thyroptére.

13. Gattung.

Rüsselfledermaus. Proboscidea. Long nez.

Ein Gebiß von 34 Zähnen. Die Ohren lanzenförmig. Die Nase weit über den Mund vorstehend. Der Mund klein und eckig. Die Zunge warzig und gestreift.

14. Gattung.

Kantenlefzer. Noctilio. Noctilion.

15. Gattung.

Nachtflieger. Nycteris. Nyctére.

In Allem 32 Zähne. Über der Schnautze lauft eine tiefe Längsfurche. Die Nasenlöcher mit einem dicken, knorpligen, beweglichen Deckel versehen. Der Schwanz, welcher mit einem gabelförmigen Knorpel in der Form eines Schwanzes endiget, umgibt die Flughaut. Zür Seite der Backen sind eine Art Taschen vorhanden, welche hinten eine Öffnung unter der Haut des Körpers haben. Die Flügel-Haut ist gar nicht mit dem Körper verwachsen, sondern ganz frei. Das Thier steckt in seiner Haut wie in einem Sack.

Wir kennen folgende Arten dieser Gattung: Der thebaische Nachtflieger, N. thebaicus (siehe Taf. 8) aus Egypten. Der daubentonische, N. Daubentoni. Der javanische, N. javanicus.

16. Gattung.

Grabflieger. Taphozous. Taphien.

Zähne an der Zahl 28. Die Nase mit einer Rinne versehen. Der Schwanz besteht aus 6 Wirbeln. In Afrika und Amerika.

Wir kennen folgende Arten: Egyptischer Grabflieger, Taph. perforatus. sein Vaterland ist Egypten, wo ihn Hr. Geoffroy in den Grabmählern der Könige von Theben und zu Ombos fand. Der Tüschelflügel, T. lepturus. Der senegalische, T. senegalensis.

17. Gattung.

Schmalhäutler. Stenoderma. Stenoderme.

18. Gattung.

Faltennase. Rhinopoma. Rhinopôme.

19. Gattung.

Fliegende Ratte. Myopteris. Myoptére.

20. Gattung.

Fledermaus. Vespertilio. Chauve souris.

Zwei und dreißig oder 36 Zähne an der Zahl, die Nase ganz einfach, die Flügelhaut ist groß, der Schwanz ganz in die große Schenkelhaut verwachsen. Die Fledermäuse sind meist in den gemäßigten Gegenden beider Welttheile verbreitet.

Die Zwergfledermaus. Vespertilio pipistrellus. La pipistrelle.

Der Pelz dunkelbraun, unten heller als oben. Die Ohren so lang wie der Kopf. Diese Gattung ist bei uns einheimisch, doch häufiger, in Wäldern als an bewohnten Örtern.

Hierher gehören auch folgende Arten: Das Langohr, V. auritus, dessen Ohren fast so lang sind, als der ganze Körper. Die frühfliegende Fledermaus, V. noctula. Die Bechsteinische. Die Natererische, V. Natereri. Die rattenartige, V. Myotis. Leislersche, Leisleri. Die spätfliegende, V. serotinus; und andere mehrere.

Zweite Familie der Raubthiere.

Grabende. Fodientia. Subterranea.

Die meisten derselben sind nächtliche Thiere oder leben unter der Erde in finstern, von ihnen selbst gegrabenen Gängen.

Zu diesem Zwecke haben sie meist kurze aber starke Vorderfüße und Schlüsselbeine. Sie leben vorzüglich von Insecten und Würmern. Ihre Bewegung ist gewöhnlich etwas langsam. Einige von ihnen verschlafen einen Theil des Winters. — Man trifft sie mehr in den gemäßigten als warmen Ländern einheimisch; in den ganz kalten finden sie sich nicht.

Erste Abtheilung.

1. Gattung.

Igel. Erinaceus. Herisson.

Diese haben vorwärtsstehende Vorderzähne; die Eckzähne sind undeutlich und kürzer als die Vorderzähne.

Der Körper ist oben mit spitzigen Stacheln, an den übrigen Theilen aber mit borstigen Haaren besetzt. Die Schnautze ist vorstehend mit vorragender Nase; die Ohren abgerundet; die Augen klein, aber vorstehend.

Taf. 32. Fig. 1.

Der europäische Igel, Erinaceus europaeus. Le Herisson.

Der Scheitel und der ganze Rücken desselben sind mit hornartigen, zollangen, sehr spitzigen weiß und braun besprengten Stacheln, die übrigen Theile mit kurzen, borstenartigen, weißgelben Haaren besetzt. Der Schwanz ist kurz, fast unbehaart und schwärzlich. Die fünf Zehen sind getrennt und mit spitzigen Klauen versehen. Die kurzen Ohren werden von den Stacheln verborgen.

Der Igel kann nicht schnell laufen, und daher leicht gefangen werden. Aber er ist furchtsam, vorsichtig, wagt sich selten auf freie Plätze und kugelt sich beim geringsten Geräusche so zusammen, daß Kopf und Füße vollkommen verborgen sind. In dieser Stellung, in welcher er einer Stachelkugel gleicht, bleibt er so lange, bis er keine Gefahr mehr zu fürchten glaubt. Bei Tage hält er sich gewöhnlich in Laubhölzern, oder unter Hecken, Gebüschen und Baumwurzeln, oder in einem selbst gescharrten Loche, welches mit Moos oder Laub ausgefüttert ist, verborgen. Nur in stillen und einsamen Orten geht er auch bei Nacht seiner Nahrung nach. Im Ganzen ist seine Lebensart nächtlich. Seine Lieblingsnahrung sind Insecten; selbst spanische Fliegen genießt er ohne allen Nachtheil. Auch den Maulwürfen und Feldmäusen stellt er nach, indem er bei Löchern auflauert. Selbst junge Vögel läßt er sich schmecken, wie auch Obst und andere Producte des Pflanzenreichs. — Er verschläft einen großen Theil des Winters und scharret zu diesem Zwecke ein tiefes Loch. Obwohl der Igel zuweilen etwas Obst stiehlt, so muß er doch, da er so viele Mäuse, Insecten ꝛc. vertilgt, den nützlichen Thieren beigezählt werden. Er läßt sich leicht zähmen. Sein Fleisch wird an einigen Orten gegessen.

Der langöhrige Igel. Erinaceus auritus. Herisson oreillard.

Dieser ist kleiner als der europäische Igel, kommt aber letzterem im Körperbau ziemlich gleich; nur durch die großen Ohren und dünnern und längern Beine ist er unterschieden. Die braungrauen, mit einem weißlichen Ringe gezeichneten Stacheln bedecken den ganzen Oberleib, der Unterleib und die Beine sind mit einem

weißen weichen Haar dicht besetzt. — In der Lebensart kommt er mit unserm Igel überein. Man findet ihn in der Provinz Astrakan, an der untern Wolga und dem Ural, wie auch in Egypten. Außer diesen beiden ist noch bekannt: Der Igel mit hängenden Ohren, Erinaceus Malacensis.

2. Gattung.

Spitzmaus. Sorex. Musaraigne.

Die Thiere dieser Gattung haben sehr kleine, bei einigen Arten gar nicht sichtbare Augen; kurze und runde Ohren; eine spitzige, in einen Rüssel verlängerte Schnautze.

Der Schwanz desselben ist lang, oder mittelmäßig, oder fehlt ganz; immer ist er aber behaart. Sie leben in Löchern in der Erde, und nähren sich hauptsächlich von Insecten. Ihre Lebensart ist mehr nächtlich.

Die meisten geben einen bisamartigen Geruch von sich.

Die etrurische Spitzmaus. Sorex etruscus. Musaraigne de Toscane.

Dieses Thierchen ist wahrscheinlich das kleinste Säugethier. Der Körper desselben mißt von der Spitze der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 1 Zoll 10 Linien, und mit dem Schwanz 2 Zoll 9 Linien. — Rücken und Kopf sind grau mit einem kastanienbraunen Schein, da die Spitzen der Haare röthlich sind; Hals, Brust und Bauch sind hell aschgrau, an den Seiten etwas dunkler, die Schnautzenspitze spielt ins Fleischfarbe. Die Ohren sind sehr breit, vom Kopfe abstehend und fast nackt. Die Füße sind fleischfarb, mit sehr feinen weißlichen Haaren bedeckt; die Nägel an den Zehen weiß, klein und zart. Der behaarte Schwanz ist viereckig. — Das ganze Thierchen riecht etwas nach Bisam.

Man findet sie unter Baumwurzeln oder in alten Baumstämmen, in Stroh, oder in Löchern von Dämmen, auf Wiesen u. s. w.; am häufigsten aber, besonders im Winter, in Misthaufen, wo sie viele Insecten und eine ihnen angemessene Wärme finden. Die kleinen Füßchen und die schwarzen Nägel erlauben ihnen aber nicht, sich, wie andere Arten der Spitzmäuse, Löcher zu graben. Die Gefangenen sind sehr munter und lebhaft, und wenn mehrere beisammen sind, so beißen sie sich und zwitschern beständig. Das Licht ist ihnen sehr lästig; sie suchen daher immer die Dunkelheit. Der Tastsinn, wozu die zahlreichen langen Haare an der Schnautze das Meiste beitragen, scheint bei ihnen sehr vollkommen zu seyn. —

Sie nähren sich von Insecten, auf welche sie, sobald sie dieselben in ihrer Nähe fühlen, mit Schnelligkeit losschießen. Eingesperrt fallen sie, wenn sie hungrig sind, einander grimmig an, und unterliegt eins derselben, so wird es von den übrigen in kurzer Zeit aufgefressen. Unter den übrigen Säugethieren gibt nur der Hamster ein Beispiel von solcher Grausamkeit gegen das eigene Geschlecht.

Die gemeine Spitzmaus. Sorex araneus. La musaraigne vulgaire.

Diese hat der Farbe und Gestalt des Rumpfs nach die größte Ähnlichkeit mit der Hausmaus, ist aber etwas kleiner und schlanker, als diese. Die rüsselartige, über die untere Kinnlade vorragende Schnautze ist mit langen Barthaaren versehen, die rückwärts gekehrt sind. Der Oberleib ist röthlich grau, der Unterleib aschfarbig.

Dem äußern Ansehen nach sind die gemeinen Spitzmäuse wirklich niedliche und liebenswürdige Thiere; sie sind sehr lebhaft, munter, graben schnell und mit großer Geschicklichkeit; aber ekelhaft ist der widrige Geruch derselben. Man trifft sie ziemlich häufig in Feldern und Dörfern, in Städten und Häusern, doch nur in der Nähe von Gärten und Wiesen. Ihre Nahrung besteht in Regenwürmern und Insecten; im Winter benagen sie die Würzeln der Bäume und Weinstöcke. Die vorzüglichsten Feinde derselben sind Katzen, Füchse, Hunde, Eulen und Störche. Katzen und Hunde tödten sie wohl, fressen sie aber ihres Bisamgeruches wegen nicht.

Die Wasserspitzmaus. Sorex Fodicus. La musaraigne d'eau.

Ist etwas größer, als die vorige. Der Schwanz derselben ist fast so lang als der Körper. Der Oberleib ist bräunlich schwarz, die Seiten hell aschgrau, der Unterleib weiß.

Die Zehen sind mit Schwimmhaaren versehen und schön gefranzt. Die Augen sind sehr klein und kaum sichtbar.

Sie findet sich an den Ufern der Seen und Flüsse von fast ganz Europa, und bewohnt morsche Dämme, unterhöhlte Ufer, auch hohle Winterbäume, kommt aber bei Tage selten aus ihrer Höhle. Im Schwimmen besitzt sie eine große Fertigkeit; ja sie taucht bis 3 Fuß tief unter, wobei sie aber die Ohren schließt.

Ihre Nahrung besteht meist aus kleinen Wasserschnecken, Wasserinsecten und deren Fischeiern und Wasserwürmchen, Larven.

Zu dieser Gattung gehören noch: die Spitzmaus mit viereckigem Schwanze, Sorex tetragonurus. Die Spitzmaus mit verkehrtem Schwanze, Sorex constrictus. Die weißzahnige Spitzmaus, Sor. leucodon. Die gestreifte Spitzmaus, Sor. lineatus. Die ruderschwänzige Spitzmaus, Sor. remiger. Die Halsband-Spitzmaus, Sor. collaris. Die indische, Sor. indicus u. a. m.

3. Gattung.

Tupaja. Cladobates.

Diese haben einen spitzigen Kopf, einen länglichen, walzenförmigen Körper, vorspringende Augen, große Ohren, kurze Schnurbärte.

An allen vier Füßen befinden sich fünf Zehen; die vordern sind mit starken, gebogenen und zum Graben geschickten Nägeln versehen.

Der Schwanz ist sehr lang, mit ziemlich langen Haaren besetzt, welche besonders an der Seite desselben wie bei den Eichhörnchen auseinander stehen.

Taf. 32. Fig. 3.

Der javanische Tupaja. Cladobates javanicus. Le Bansring ou Sinsring.

Der ganze Körper desselben ist mit dichten und weichen Haaren bedeckt, welche an den obern Theilen braun sind und ins Gelbliche spielen, da jedes Haar mit gelben und schwarzen Ringen endigt. Hals, Brust, Bauch und die innere Seite der Glieder sind weißgelb; vom Halse läuft ein weißer, schmaler Streif bis zur Mitte der Schultern. Fußsohlen, Ohren und Schnauze sind fleischfarb. Die langen Haare des Schwanzes stehen nach beiden Seiten getheilt, wie beim Eichhörnchen, welchem es an Größe und wahrscheinlich auch hinsichtlich der Lebensart gleich kommt. Sein Vaterland ist Java.

Die bekannten Arten dieser Gattung sind:

Der gestreifte Tupaja, Cladob. rottatus; der Tana, Cladob. tana, der rostfarbige Tupaja, Cladob. ferrugineus.

4. Gattung.

Desman. Mygale.

Die Thiere dieser Gattung haben eine lange rüsselförmige, sehr bewegliche und biegsame Schnautze; einen schuppigen, zu beiden Seiten abgeplatteten Schwanz; sehr kleine Augen; keine äußern Ohren. Die Füße sind fünfzehig und die Zehen mit einer Haut verbunden.

Der russische Desman. Mygale moscovitica. Desman de Moscovie.

Der sehr gesuchte Pelz desselben ist braun, oben auf dem Rücken blässer, an den Seiten dunkler. Der Bauch ist silberweiß. Er ist von der Größe eines Meerschweinchens. Der lange Rüssel ist knorpelartig, platt, sehr beweglich. Das Thier trägt ihn gemeiniglich unterwärts. Der Schwanz ist kürzer als der Körper, an der Basis dünne, dann walzenförmig, verdickt sich schnell und wird erst gegen das Ende wieder dünne. Am Anfange desselben liegen 7 oder 8 ovale Drüsen in doppelter Reihe dicht hintereinander, welche, wenn sie gedrückt werden, eine überaus starkriechende, dem Zibeth ähnliche Flüssigkeit von sich geben.

Dieses Thier findet sich bloß zwischen der Wolga und dem Don, wo es aber sehr gemein ist. Es bewohnt die Ufer dortiger Seen, wo es sich Höhlen gräbt, deren Eingang unter dem Wasser ist, aber nach aufwärts führt, so daß die Wohnung sehr trocken ist. Der Desman schwimmt und taucht vortrefflich, und bedient sich hiezu seiner mit einer Schwimmhaut verbundenen Zehen und seines Schwanzes, welcher zum Steuerruder dient. Seine Nahrung besteht bloß in Würmern, besonders Blutegeln, welche er mit großer Schnelligkeit mittelst seines beweglichen Rüssels hervorwühlt.

Der pyrenäische Desman. Mygale pyrenaica. Le Desman de Pyrenées.

Ist um die Hälfte kleiner, als der russische; sein Schwanz aber ist länger, einfach walzenförmig, am Ende zusammengedrückt und mit kurzen Härchen bedeckt; der eben so schöne Pelz ist auf dem Rücken kastanienbraun, an den Seiten graubraun; der Bauch ist silbergrau. Man findet ihn am Fuße der Pyrenäen.

5. Gattung.

Wassermaulwurf. Scalops. Scalops (Cuv.).

Diese haben einen dicken, mit kurzen sehr weichen und feinen Haaren besetzten Körper; sehr kleine Augen; keine Ohrenmuschel; sehr kurze fünfzehige Füße, mit langen platten, zum Graben geschickten Nägeln. Der Schwanz ist kurz.

Der Canadische Wassermaulwurf. Scalops canadensis. Musaraigne taupe.

Der Pelz desselben ist oben graulich rothgelb, da jedes Haar an der Basis grau, an der Spitze aber rothgelb ist. Die lange Nase endigt sich in einen Rüssel; Augen und Ohrenöffnung sind im Pelze verborgen. Er lebt in Höhlen unter der Erde, welche er mittelst seiner starken Vorderfüße und langen Nägel eben so leicht und schnell gräbt, wie der Maulwurf.

Man findet ihn in wasserreichen Gegenden an den Ufern der Flüsse und Bäche. Er nähret sich von Würmern. In Canada und Virginien ist dieses Thier gar nicht selten.

6. Gattung.

Goldmaulwurf. Chrysochloris. Chrysochlore.

Die Thiere dieser Gattung haben eine kurze knorplige, am Ende wie abgeschnittene Schnautze; sehr kleine Augen; keine Ohrmuschel; zum Graben eingerichtete Vorderfüße; einen kurzen oder gar keinen Schwanz.

Der Capische Maulwurf. Chrysochloris capensis. Chrysochloris aurata. Chrysochlore du Cap.

Ist etwas kleiner, als der europäische Maulwurf. Der dicke, walzenförmige Körper ist mit kurzen, weichen, graubraunen Haaren bedeckt, welche dem Pelze, da sie an der Spitze glänzend grau sind, einen schönen metallischen Glanz geben. Er findet sich am Cap, wo er sich wie der Maulwurf Höhlen gräbt.

Eine zweite Art ist der rothe Maulwurf, Chrysochloris rubra.

7. Gattung.

Spitzwurf. Talpa sorex. Condylura. Condylore.

Die hierher gehörigen Thiere haben eine sehr lange Schnautze; sehr kleine Augen; keine äußern Ohren; zum Graben geschickte Vorderfüße; einen mittelmäßigen Schwanz. Der Körper ist mit feinen, weichen und kurzen Haaren besetzt.

Der Spitzwurf mit gefranzter Schnautze. Condylura cristata. Condylure à museau etoile.

Der Pelz desselben ist kurzhaarig, weich, nicht so fein, wie beim Maulwurf, aber von derselben grauschwarzen Farbe und sammtartig.

Die Nasenlöcher sind mit einem Kreise von sternförmig ausgebreiteten Lappen umgeben.

Die Schnautze ist sehr lang, starkgefurcht und an der Spitze mit einer nackten Scheibe versehen, deren Rand mit rosenfarbigen, beweglichen Spitzen oder Franzen, welche das Thier nach Willkühr zusammenziehen und wie den Kelch einer Blume schließen können soll, umgeben ist. Dieser merkwürdige Nasenbau dient wahrscheinlich zu einem feinen Getaste, welches das unvollkommene Gesicht zu unterstützen scheint. Die Vorderbeine sind mit einer breiten, schuppigen Hand und diese mit sehr langen Nägeln versehen.

Man findet dieses Thier im Norden der vereinigten Staaten.

Eine zweite Art ist der langschwänzige Spitzwurf, Condylura longicaudata.

8. Gattung.

Maulwurf. Talpa. Taupe.

Die Thiere dieser Gattung haben einen langen schlanken, sich mit einer Art Rüssel endigenden Kopf; sehr kleine Augen; keine äußern Ohren; kurze, fünfzehige, mit langen starken, etwas gebogenen Klauen versehene Füße; einen kurzen wenig behaarten Schwanz; die Vorderfüße sind mit einer breiten Hand versehen, deren sie sich zum Graben bedienen. Die Haut ist mit sehr kurzen, weichen, senkrecht stehenden Haaren bedeckt. Sie leben fast immer unter der Erde.

Taf. 32. Fig. 2.

Der europäische Maulwurf. Talpa europaea. La Taupe.

Der dicke, walzenförmige Körper desselben ist mit einem blauschwarzen oder schwarzglänzenden, kurzen Haar bedeckt, welches an Weiche fast den Sammt übertrifft. Die Augen liegen ganz im Felle versteckt und sind sehr klein. Die äußern Gehörwerkzeuge fehlen ihm zwar, aber der innere Bau der Ohren ist so vollkommen, daß das Thier das leiseste Geräusch vernimmt. Der schuppige Schwanz ist mit kurzen Haaren besetzt.

Der Maulwurf liebt zu seinem Aufenthalte einen leichten, lockern Boden, der hoch liegt und trocken ist. Hier wühlt er mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit unter der Oberfläche hinstreichende Gänge, und legt sich seinen Bau an, welcher ein rundliches, mit Heu oder Moos ausgefüttertes Gewölbe ist. Beim Wühlen dringt er zuerst mit dem Rüssel in die Erde ein und wirft die aufgewühlte Erde über sich in die Höhe; dann bringt er mit seinen Vorderfüßen, die zum Graben besonders geschickt sind, das Erdreich auf die Seite. Im Sommer liegt er höchstens ein Fuß tief; im Winter aber gräbt er sich bis 4 Fuß tief ein. Seine Wohnung legt er, wo möglich, unter einem Hügel an, um sich gegen das Regenwasser zu schützen. Zu derselben führen von allen Seiten mehrere Gänge. Im Ganzen genommen sind diese Thiere mehr nützlich als schädlich für den Menschen, denn sie nähren sich von Insecten und deren Larven, nackten Schnecken, Regenwürmern rc.; auch wird der Boden durch dieselben aufgelockert. Die Pflanzenwurzeln scheinen sie bloß deßwegen abzubeißen, weil sie durch dieselben im Graben gehindert werden. Das Gesicht ist der schwächste Sinn des Maulwurfes. Gehör und Gefühl scheinen dagegen desto schärfer zu seyn, und den Gesichtssinn vollkommen zu ersetzen. Der empfindlichste Theil dieses Thieres scheint die Nase zu seyn; denn ein leichter Schlag darauf tödtet dasselbe.

Eine zweite Art ist der blinde Maulwurf, Talpa caeca.

9. Gattung.

Borstenigel. Centetes. Tanrec.

Die hierher gehörigen Arten haben einen länglichen Kopf; eine sehr spitzige Schnautze, mittelmäßige Augen, sehr kleine abgerundete Ohren; keinen Schwanz. Die Haut ist wie bei dem Igel mit Stacheln besetzt; der Körper aber kann sich nicht in eine Kugel zusammenziehen. Sie graben sich Höhlen in der Nähe der Flüsse, halten sich eben so häufig im Wasser, als auf dem Lande auf, und schlafen mehrere Monate des Jahres während der größten Hitze.

Der gestreifte Borstenigel. Centetes semispinosus. Tanrec rayé.

Der Körper dieses Thieres ist mit sehr feinen Haaren und kurzen, unter diese gemengten Stacheln bedeckt, welche so gefärbt sind, daß über den braunschwarzen Rücken und die Seiten mehrere weißgelbe Linien laufen.

Die Füße und der untere Theil des Körpers sind weißgelb. Die längsten Stacheln stehen am hintern Theile des Kopfs und bilden einen deutlichen Busch. Er vermehrt sich stark. Sein Vaterland ist Madagaskar.

Die beiden andern Arten sind: Der Tanrek, Centetes setosus. Der Tendrak, Centetes spinosus.

Dritte Familie der Raubthiere.

Eigentliche Fleischfresser. Carnivora. Carnivores.

Sie haben in jeder Kinnlade sechs Vorderzähne. Die Eckzähne sind sehr stark, vorstehend und spitzig; die Backenzähne meist schneidend, einige höckerig, aber niemahls mit scharfen Spitzen auf der Krone.

Sohlengänger. Plantigrada.

Diese gehen auf der ganzen Sohle, haben an allen vier Füßen fünf Zehen, und die meisten können mit einiger Leichtigkeit auf den hintern Füßen stehen. Sie sind meist nächtliche Thiere. Einige fallen im Winter in eine kürzere oder längere Erstarrung, wenn sie kalte Klimate bewohnen.

1. Gattung.

Bär. Ursus. Ours.

Die Thiere dieser Gattung haben einen schweren, dicken, mit langen Haaren bedeckten Körper; einen großen Kopf; mittelmäßig große, etwas spitzige Ohren; einen kurzen Schwanz. Die Füße sind breit, fünfzehig, zum Gang auf der ganzen Sohle eingerichtet, und mit sehr starken und krummen Nägeln versehen, welche sie zum Graben und Klettern geschickt machen.

Taf. 33. Fig. 1.

Der Eisbär. Ursus maritimus. L'Ours polaire ou blanc.

Der ganze Körper desselben ist mit langen, weichen und weißen Haaren, welche am Bauch und den Beinen besonders lang und wollig sind, bedeckt. Nase, Nägel und Augenlieder sind schön schwarz; die Lippen fast violett. Bemerkenswerth ist sein langer Hals und die großen Sohlen der Füße. Vom Landbären unterscheidet er sich durch seinen längern und schmälern Kopf, und seinen gestreckten Hals. Er erreicht eine Länge von 5 bis 8 Fuß und eine Höhe von 4 — 5 Fuß.

Der Eisbär wird nur in den nördlichsten Gegenden der Erde angetroffen; man findet ihn an den Küsten der Hudsonsbay, Grönland, Spitzbergen, Novaja Semlja und längs der sibirischen Küste bis zu den Mündungen des Jenisei und der Lena. Auf Eisblocken kommen zuweilen einzelne nach Island und Norwegen. Er scheint eben sowohl auf dem Eise, als auf dem Lande zu Hause zu seyn. Man trifft ihn auf Eisfeldern über 200 Meilen vom Ufer entfernt. Er schwimmt mit großer Geschwindigkeit, kann einige Meilen nach einander ohne große Beschwerde schwimmen, und auf beträchtliche Weiten tauchen.

Fische, Seehunde und andere Seethiere, auch Seevögel und Rennthiere machen seine gewöhnliche Nahrung aus. Wenn er diese Thiere nicht lebendig haben kann, so nimmt er mit Aas vorlieb. Todte Wallfische und andere Äser, welche das Meer auswirft, dienen dann zur Stillung seines Hungers. Er scharrt auch menschliche Leichname aus, und verzehrt sie.

Seinen Fraß nimmt er in großen Stücken zu sich. Zur Zeit des Mangels, also besonders in den schrecklichen Wintern seiner Heimath, wo er oft vom Hunger aufs Äußerste geplagt wird, ist er für jedes lebende Geschöpf höchst gefährlich; dann greift er nicht nur einzelne, unbewaffnete Menschen, sondern ganze Gesellschaften an. Auf dem Meer hat der Eisbär an dem Wallroß einen mächtigen Feind. Mit demselben besteht er öfters blutige Kämpfe, in welchen der Eisbär nicht selten unterliegen muß, weil alle seine Kräfte und seine ganze Geschicklichkeit gegen die furchterlichen Hauer des Wallrosses nichts vermögen.

Die Grönländer verzehren das Fleisch des Eisbären und machen daher Jagd auf diese Thiere, wobei sie aber öfters das Leben einbüßen. Sie hetzen sie mit Hunden und erlegen sie mit Harpunen. Im Herbste ist das Fleisch sehr fett und enthält eine Menge Thran, der ausgeschmolzen wird. Das Fell gibt ein treffliches Pelzwerk, welches den Bewohnern der Polargegenden sehr gut zu Statten kommt, aber auch von Europäern häufig gebraucht wird.

Wenn der Eisbär gefangen wird, so wird er ziemlich zahm und kann mit Brot und Fleisch erhalten werden; allein die Wärme des temperirten Klimas ist ihm sehr zuwider, und man muß ihn öfters mit kaltem Wasser begießen.

Taf. 34. Fig. 1.

Der braune europäische Bär. Ursus arctos. L'Ours des alpes.

Dieser unterscheidet sich von dem vorigen durch seinen dicken Kopf, durch die abgestumpfte Schnautze und den kurzen Schwanz. Auch ist er kleiner, als jener; denn seine Länge beträgt höchstens 5 Fuß.

Der Körper ist mit feinen, langen, braunen oder schwarzen Haaren dicht besetzt. Die Fußsohlen sind nackt und an den Seiten mit Haaren eingefaßt; die Nägel sehr stark und schneidend; die Ohren kurz und abgerundet. Die Nasenlöcher öffnen sich in einen beweglichen Rüssel.

Der Bär ist in den nördlichen Gegenden Europas und Asiens zu Hause. In Polen, Rußland, Schweden und Norwegen ist er gar nicht selten. Einzeln findet er sich jedoch auch in den Gebirgen der Schweiz, Tyrols, so wie auf den Pyrenäen und Karpathen. In Deutschland, wo er früher häufig zu finden war, ist er größtentheils ausgerottet. Die Bären lieben einsame, dichte Waldungen, und halten sich gern in der Nähe von Sümpfen, Steinklüften und Felsen auf. Bei Nacht aber verlassen sie jene, und beginnen ihre Streifereien. So langsam und plump ihr Gang auch scheint, so laufen sie doch oft in einer Nacht große Strecken, um ihren Raub aufzusuchen. Junge Bären klettern mit großer Leichtigkeit auf Bäume, und bedienen sich hiezu ihrer Klauen, die Alten können wegen ihres Gewichtes nicht so leicht klettern.

In der Jugend besteht ihre Nahrung mehr aus Vegetabilien z. B. allerlei Wurzeln, Heidelbeeren, Getreide, Obst u. s. w. Nach dem dritten Jahre aber lieben sie mehr die thierischen Nahrungsmittel, und bezwingen dann Schafe, Ziegen, Fische, Gemsen; selbst Ochsen, Kühe und Pferde werden oft mit Erfolg von ihnen angegriffen. Das scharfe Gesicht, der äußerst feine Geruch und das gute Gehör kommen dem Bären bei seinen Räubereien sehr zu Statten. Stößt er auf ein Thier, so fällt er es von hinten an, springt ihm auf den Hals und schlägt seine Krallen tief in den Nacken ein. Stärkere Thiere sucht er durch Jagen zu ermüden, wenn er denselben auf jene Art nicht beikommen kann. Pferde und muthige Stiere vertheidigen sich aber oft so nachdrücklich, daß er mit Schande abziehen muß.

Den Menschen greift der Bär, obwohl er ihm an Kräften überlegen ist, nicht an; ja er weicht demselben vielmehr aus, wenn er nicht gereizt wird. Die Tatzen oder Vorderpfoten sind die Waffen, mit denen er sich vertheidiget, und seine Gegner anfällt. Er hat darin eine unglaubliche Stärke, und schlägt links und rechts um sich, wie eine Katze; auch umarmt er mit denselben, und zwar heftig, daß er dadurch einen Menschen tödten kann.

Über die Fortpflanzung und den Winterschlaf ist man noch im Dunkeln. Sehr wahrscheinlich besteht letzterer bloß darin, daß der Bär in dieser Zeit viel weniger ißt und weit mehr schläft.

Die Bärin hat eine große Liebe zu ihren Jungen, welche sie Wochen lang nur selten verläßt. Wenn die Jungen etwas größer geworden sind, so ist die Mutter sehr raubgierig und kann dann selbst dem Menschen gefährlich werden.

Jung eingefangen läßt er sich leicht zähmen und sogar zum Tanzen abrichten. Alte Bären bleiben immer widerspenstig und tückisch. Wegen des großen Schadens, den die Bären unter dem Vieh anrichten, wird ihnen häufig nachgestellt, und meist große Jagden auf sie gemacht.

Das Fleisch wird gegessen. Die Haut gibt ein treffliches Pelzwerk.

Taf. 35. Fig. 1.

Der sibirische Bär. Ursus arctos sibiricus. L'Ours de Sibérie.

Es ist bis jetzt noch nicht gewiß, ob dieser Bär eine eigene Art oder nur eine Varietät des gemeinen braunen Bären ist. Er hat einen viel schmälern Kopf, näher beisammen stehende Augen, und eine etwas längere Nase, als der gemeine Bär. Der Pelz hat eine hellgelbliche Grundfarbe. Quer über die Schultern läuft eine breite weiße Binde bis auf die Vorderbeine. Die Glieder sind schwarz. Hinsichtlich der Größe, seiner übrigen Gestalt, und selbst in seinen Sitten kommt er unserm gemeinen Bären sehr nahe.

Sein Vaterland ist Sibirien.

Taf. 35. Fig. 2.

Der schwarze amerikanische Bär. Ursus niger americanus. L'Ours noir d'Amérique.

Dieser ist schlanker und gestreckter, als der europäische Bär. Sein Körper ist mit einem glänzend schwarzen, langen und sanften Haar bedeckt. Die Schnautze ist lebhaft falb. Bei den meisten Individuen findet sich über jedem Auge ein falber Fleck; bei einigen zeigt sich ein ähnlicher auch auf der Brust. Die Haut dieses Bären kann sehr gut benutzt werden; das Fleisch desselben soll vortrefflich schmecken. Selbst das Fett wird gegessen, oder auch häufig ein Brennöhl daraus bereitet. Die Jagd dieser Thiere macht eine Hauptbeschäftigung der nordamerikanischen Stämme aus.

Sein Vaterland ist Nordamerika, wo er die ganze Strecke von Kanada bis zum stillen Meer bewohnt.

Seine Hauptnahrung besteht in Vegetabilien, und unter allen Bären scheint dieser am wenigsten fleischfressend. Er liebt alle Arten Baumfrüchte, Trauben, Himbeeren, Erdbeeren, Johannisbeeren 2c.

In den Kartoffelfeldern, welche er ganz durchwühlt, richtet er großen Schaden an. Auch den Maisfeldern und dem Zuckerrohr sind seine Besuche sehr schädlich. Er soll auch auf Fische ausgehen, und dieselben geschickt zu fangen wissen. Den Menschen greift dieser Bär nie an, obwohl er sich in der Noth muthig vertheidiget.

Taf. 36. Fig. 1.

Der thibetanische Bär. Ursus thibetanus. L'Ours du Thibet.

Der Körper desselben ist kurz; der Hals dick, und etwas lang; die Glieder stark; die Klauen aber um die Hälfte kürzer, als bei den andern asiatischen Bären. Er ist ganz schwarz; nur die Unterlippe, und ein Fleck auf der Brust sind weiß. Von diesem weißen Flecke ziehen sich zwei kurze Äste gegen die Schultern hin, und ein längerer nach dem Bauche zwischen den Beinen durch. Die Ohren sind sehr groß. Die Nase gleicht einer Hundsnase.

Sein Vaterland ist Thibet und die Gebirge des Himalaja. Über seine Lebensart ist noch sehr wenig bekannt.

Taf. 36. Fig. 2.

Der langrüsselige Bär. Ursus longirostris. Le Jongleur.

Dieser Bär ist mit einem langen schwarzen Haare, welches bei alten Thieren fast die Erde berührt, bewachsen. Vom europäischen Bären unterscheidet er sich durch seinen kleinen Kopf, seine großen Ohren, und seine dicke, jedoch verlängerte Schnautze. Er hat einen schlanken Körper und lange Beine, daher sind seine Bewegungen lebhaft und leicht. Sein Körper ist ganz schwarz, nur auf der Brust steht ein breiter weißer Fleck von der Form eines verkehrten Hufeisens, welches sich über die Beine weiter verzweigt.

Er kommt an Größe dem europäischen Bären gleich. Bekannt sind noch folgende Arten: Der malaische Bär, Ursus malajanus. Der graue amerikanische Bär, Ursus cinereus. Der Bär der Cordilleren, Ursus ornatus. Sein Vaterland ist Bengalen. Die indischen Gaukler ziehen mit diesem leicht zu zähmenden Thiere wie unsere Bärenführer im Lande herum, um durch seine Kunststücke das Volk zu belustigen.

2. Gattung.

Waschbär. Procyon (Cuv.) Raton.

Die hierher gehörigen Arten sind weit schlanker als die Bären, haben eine spitzige Schnautze, mit scharfen Nägeln bewaffnete Füße, der Schwanz ist lang, am Ende dünner und nicht greifend. Die Sohlen stehen beim Gehen nicht ganz auf dem Boden.

Der nordamerikanische Waschbär. Procyon lotor. Le Raton laveur ou Racoon.

Dieser kommt an Größe ziemlich mit dem Dachse überein. Denn er mißt fast 2 Fuß, der Schwanz einen Fuß. Die Haare des Pelzes sind an der Wurzel aschgrau, in der Mitte weißlicht und an der Spitze schwarz. Der sehr dicht behaarte Schwanz hat auf weißgelblichem Grunde fünf bis sechs schwarze Ringe. Die Augen sind mit zwei breiten schwarzen Flecken umgeben. Von der Stirn lauft eine schwärzliche Linie bis zur Nase herab, welche von schwarzer Farbe ist. Backen, Augenbraunen, so wie die Gegend bis zu den Ohren sind fast rein weiß. Die Oberlippe ist mit langen starken Schnurbarthaaren besetzt. Die Nase steht weit über den Mund hervor, und endet in einem drüsigen Rüssel. Die Füße sind mit starken zum Graben eingerichteten Nägeln versehen. Man findet in der Farbe verschiedene Abweichungen; es gibt weiße und weißgelbe Waschbären.

Der Waschbär schläft fast den ganzen Tag, nachdem er sich zuvor in eine Kugel zusammengerollt, und den Kopf zwischen die Schenkel gesteckt hat. Nachts ist er aber munter und sucht seine Nahrung. Diese besteht hauptsächlich in Würmern, Insecten, Wurzeln und Früchten. Eier und Vögel scheinen seine Lieblingsspeise zu seyn. Die merkwürdige Eigenschaft desselben, alles, was er genießen will, vorher zu waschen, oder zu benetzen, hat ihm seinen Namen gegeben.

Sein Fleisch wird in Amerika allgemein genossen, und sein Fell, welches zu Mützen, Muffen rc. verarbeitet wird, macht einen eigenen Handelsartikel aus.

Sein Vaterland sind die wärmern Gegenden Nordamerika's, wo er ziemlich häufig vorkommt. In der alten Welt hat man ihn bis jetzt nirgends gefunden. Die Bewegungen desselben sind nicht so schwerfällig, als beim eigentlichen Bären, auch klettert er mit großer Leichtigkeit auf Bäume. Er läßt sich leicht zähmen.

Eine zweite ist der Krabbenfresser, Procyon cancrivorus, dessen vorzügliche Nahrung Krebse seyn sollen.

3. Gattung.

Dachs. Meles. Blaireau.

Die Thiere dieser Gattung haben einen schwerfälligen, mit einem langen und rauhen Haar besetzten Körper, kleine Augen, eine wenig vorstehende Schnautze, kurze und abgerundete Ohren; die Füße sind kurz, fünfzehig, mit scharfen Nägeln bewaffnet und daher zum Graben geschickt. Der Schwanz ist sehr kurz.

Zwischen dem After und dem Schwanze befindet sich eine Drüse mit einer Queröffnung, welche eine fette, sehr stinkende Materie enthält.

Die Lebensart ist nächtlich und gleich der des Bären.

Taf. 37. Fig. 1.

Der europäische Dachs. Meles vulgaris. Blaireau ordinaire.

Der Dachs, ungefähr von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, hat eine dicke Haut, welche mit borstenartigen, dünne stehenden, langen und weißen, schwarz und rostfarb geringelten Haaren besetzt ist. Am Kopf ist die Grundfarbe weiß; hinter der Nase entspringt auf jeder Seite der Schnautze ein schwarzer Streif, welcher die Augen und Ohren bedeckt, und sich am obern Theil des Halses verliert. Kinn, Kehle, Brust und Bauch sind meistens schwarz, die Seiten aber rostfarb. Die Ohren sind fast im Pelze verborgen. Dicht über dem After befindet sich ein großer Beutel, worin eine weißliche, schmierige und übel riechende Materie abgesondert wird.

Der Dachs bewohnt die meisten Länder Europas, die nördlichsten ausgenommen. Er ist ein träges, einsames und boshaftes Thier, welches sich in Wäldern aufhält. Hier gräbt er sich, so wie der Fuchs, eine Höhle in die Erde, welche sehr geräumig und mit Moos und andern weichen Gegenständen ausgefüttert ist. Nur Nachts verläßt er seine Wohnung, er müßte denn großen Hunger leiden, oder die Gegend sehr einsam seyn. Aber weit entfernt er sich nie von derselben, und bei dem geringsten Geräusch eilt er wieder dahin zurück.

Er verschläft den größten Theil seines Lebens; sobald es kalt wird, kommt er nicht mehr zum Vorschein. Ohne in eine eigentliche Erstarrung zu verfallen, schläft er den ganzen Winter hindurch, und lebt während dieser Zeit von seinem eigenen Fette, womit er im Herbst ganz umgeben ist.

Seine Nahrung nimmt der Dachs aus dem Thier- und Pflanzenreiche. Er frißt Mäuse, Frösche, Schlangen, Käfer, Regenwürmer, junge Hasen, allerlei Vögel, Eier u. d. gl. Sonst nährt er sich noch von gelben Rüben, Gras, Eicheln, Obst, besonders Weintrauben 2c. Die Jungen lassen sich zähmen.

Der Dachs wird als ein gefährliches Raubthier von den Jägern eifrig verfolgt. Bekanntlich werden hiezu insonderheit die Dachshunde gebraucht, welche man in seine Höhle schickt, um ihn herauszutreiben; vor dem Eingang bringt man eine Schlinge von Eisendraht oder einen festen Garnsack an. Gewöhnlich aber wird er ausgegraben, mit einer Zange gefaßt, und getödtet. Gegen die Hunde vertheidiget er sich tapfer, und bringt ihnen durch sein Gebiß und seine Krallen schreckliche Wunden bei.

Das Dachsfleisch, welches einen süßlichen aber widerlichen Geschmack hat, wird in einigen Gegenden gegessen. Die Haut wird zu Kofferbeschlägen, Ranzen, Jagdtaschen und dergleichen gebraucht, die Haare aber zu Pinseln und Bürsten verarbeitet.

4. Gattung.

Stinkdachs. Mydaus. Mydaus.

Die hierher gehörigen Thiere haben fünfzehige Füße; die Zehen sind durch eine schmale Haut verbunden. Die Nägel der Vorderfüße sind sehr lang, und zum Graben eingerichtet; die der Hinterfüße kürzer. Das äußere Ohr fehlt. Die Nase steht weit über den Mund vor, und bildet einen Rüssel, wie beim Schwein. Der Schwanz ist kurz, kann aber zurückgebogen werden.

Taf. 38. Fig. 1.

Der javanische Stinkdachs. Mydaus melliceps. Le Telagon.

Dieser ist etwas kleiner als der europäische Dachs, kommt aber diesem hinsichtlich der Lebensart ziemlich gleich. Sein Pelz ist dunkelbraun; an der Stirne befindet sich ein weißer Fleck, der gegen die Schnautze zuläuft, sich nach hinten in eine Linie verlängert, welche sich an der Schwanzwurzel endiget.

5. Gattung.

Schweinsbär, Arctonyx.

Die Schnautze dieser Thiere endiget sich in einen Rüssel und scheint zum Wühlen geschickt. Sie gehen auf der ganzen Sohle, und haben dicke, gekrümmte und sehr starke Nägel. Der Schwanz ähnelt dem des Schweines. Die Nahrung desselben scheint mehr vegetebilisch als animalisch zu seyn. Es ist nur eine Art bekannt, nämlich:

Der Schweinsbär mit dem Halsband. Arctonyx collaris. Le Bali — soar.

Der Körper desselben ist mit groben, ziemlich langen und dicht stehenden Haaren besetzt, welche weißgelb, an der Spitze aber schwarz sind. Der untere Theil des Bauches ist fast nackt. An den Seiten des Kopfes laufen zwei schwarze Binden, welche sich an der Schnautze vereinigen.

Die Ohren sind kurz, ganz behaart, und weiß gesaumt. Er erreicht eine Höhe von ungefähr 20 Zoll. Die Füße haben fünf durch eine Haut verbundene Zehen, welche mit sehr starken, einen Zoll langen Nägeln versehen sind.

Die Indier halten dieses Thier, weil es mit den Schweinen Ähnlichkeit hat, für unrein.

6. Gattung.

Vielfraß. Gulo. Glouton.

Die Thiere dieser Gattung haben einen auf kurzen Beinen stehenden, obgleich oft langen Körper, sehr kurze und abgerundete Ohren, fünfzehige, mit scharfen krummen Nägeln versehene Füße. Die Sohlen der Hinterbeine setzen sie ganz oder fast ganz auf die Erde. Am After befinden sich zwei unbedeutende Hautfalten. Der Schwanz ist kurz.

Taf. 38. Fig. 2.

Der nordische Vielfraß. Gulo borealis. Glouton du Nord.

Dieses Thier hat hinsichtlich des Körperbaues mit dem Dachse große Aehnlichkeit. Es erreicht eine Länge von 2 ½ Fuß. Der Schwanz mißt 8 Zoll. Es hat eine längliche Schnautze, einen kleinen Kopf, kleine Augen, etwas eingedrückte Backen. Die Oberlippe ist mit einer Reihe langer schwarzer Bartborsten besetzt. Von den kurzen dicken Beinen sind die hintern länger, und alle Füße haben fünf Zehen, mit langen krummen Klauen.

Von der Schnautze bis zu den Augen ist das Haar kurz und glänzend schwarzbraun. Die kurzen Ohren sind grau. Von den Ohren an wird das Haar nach und nach länger, und kastanienbraun.

Die Brust, der Bauch, der Schwanz und die innere Seite der Schenkel sind schwarzbraun. Das Innere der Vorderfuße ist weiß gefleckt. Die Grausamkeit und Gefräßigkeit dieses Thieres hat demselben den Namen Vielfraß gegeben.

Er findet sich in der Nähe des Eismeeres, in Europa, Asien und Amerika; in Europa besonders in Norwegen und Schweden. In südlichen Gegenden wird er gar nicht angetroffen.

Der Vielfraß lebt mehr in gebirgigen Gegenden, welche große Waldungen und Wildnisse haben; doch gräbt er sich niemals eine eigene Höhle.

Er ist ein fürchterliches Raubthier, welches Thiere zu bezwingen weiß, die ihm an Größe und Stärke weit überlegen sind. Gewöhnlich lauert er auf einem Baume oder Felsen, springt den vorbeigehenden Thieren auf den Nacken, und beißt ihnen das Genick ab. Auf diese Art bezwingt er Rennthiere, Elend-

thiere, Rehe u. s. w. Auch Hasen, Mäuse und Vögel weiß er zu beschleichen. Er nährt sich aber auch von Fischen und Früchten.

Seines dicken Körpers und der kurzen Beine wegen lauft er nicht schnell, obwohl er vortrefflich klettert. Jung eingefangen läßt er sich zähmen.

Die Jagd und der Fang dieser schädlichen Thiere wird von den Nordländern auf verschiedene Art betrieben. Man erlegt sie mit Spießen, oder stellt ihnen große Tellereisen. Das schöne wie Seide glänzende Fell gibt ein kostbares Pelzwerk.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: der Taira, Gulo barbarus; der Honigvielfraß, Gulo capensis; der javanische Vielfraß, Gulo orientalis; der Vielfraß von Quito, Gulo Quitensis; der Grison, Gulo vittatus.

7. Gattung.

Coatis oder Nasenthiere. Nasua. Coatis.

Diese haben einen verlängerten schlanken Körper, eine sehr lange bewegliche und rüsselförmige Nase, eine schief abgeschnittene Schnautze, kleine und eiförmige Ohren. Die Füße sind fünfzehig; die Zehen halbverbunden und mit starken Nägeln bewaffnet. Der Schwanz ist sehr lang und behaart.

Taf. 37. Fig. 2.

Der einsame Coati. Nasua solitaris. Coati roux.

Der dichte Pelz desselben ist lebhaft rothbraun und glänzend. Auf dem Rücken aber, wo die Haare in der Mitte schwarz sind, etwas dunkler.

Ober und unter dem Auge und an der Außenseite eines jeden Auges steht ein weißer Fleck. Der Schwanz ist durch 8 — 10 dunkelkastanienbraune Halbbinden gezeichnet. Die weit vorstehende Nase endigt mit einem drüsigen Rüssel. Die Füße sind mit starken zum Graben eingerichteten Klauen versehen. Der lange und an der Wurzel dicke Schwanz wird von dem Thiere meist aufgerichtet getragen.

Diese Art lebt einsam und zurückgezogen in großen Waldungen. Mäuse, Ratten, Vögel und deren Eier, Schnecken, Regenwürmer und Baumfrüchte machen ihre Nahrung aus.

Der bei diesen Thieren am meisten entwickelte Sinn scheint der des Geruches zu seyn. Sie berühren mit ihrer Nase, welche beständig in Bewegung ist, alle Gegenstände, auch brauchen sie dieselbe zum Wühlen und zur Verfolgung der Würmer.

Ihre Stimme ist ein sanftes Zischen; im Zorn aber geben sie ein durchdringendes Geschrei von sich. Das Vaterland derselben ist Guijana, Brasilien, und andere Theile Süd-Amerikas.

Eine zweite Art ist der gesellige Coati, Nasua sociabilis; welche in kleinen Truppen lebt.

8. Gattung.

Kinkajou. Cercoleptes. Kinkajou.

Die Kinkajous haben einen schlanken Körper, einen abgerundeten Kopf, eine kurze Schnautze, große, eiförmige und häutige Ohren. Die Füße sind fünfzehig, die Zehen getrennt und mit starken krummen Nägeln versehen. Der lange Schwanz ist ganz behaart und greifend.

Taf. 37. Fig. 3.

Der Wickelschwanz-Kinkajou oder Potto. Cercoleptes caudivolvus. Le Potto.

Der ganze Körper desselben ist mit einem kurzen, dicken, etwas wolligen gelben Haar bedeckt, welches an der Brust, Bauch und Backen ins Goldfärbige spielt. Er ist von der Größe einer Katze, aber noch viel schlanker und länger als diese. Die Schnautze ist konisch. Die Zehen sind getrennt, und mit krummen Nägeln versehen, die unten eine Rinne haben. Der Schwanz ist an der Wurzel sehr dick, und wenigstens so lang, als der Körper. Ohren und Schnautze sind hell violett.

Der Potto nährt sich größtentheils von Vegetabilien, doch macht er auch auf Vögel, ihre Eier, kleine Säugethiere und Insecten Jagd. Er klettert mit Leichtigkeit, und bedient sich hiebei besonders der Hinterfüße und seines Wickelschwanzes mit Geschicklichkeit. Seine Stimme ist ein sanftes Pfeifen; im Affecte aber bellt er fast wie ein junger Hund. Er ist leicht zu zähmen. Seine Lebensart ist vollkommen nächtlich.

Man findet ihn häufig in Neu-Granada, so wie auch in den Wäldern von Firnambuc und an den Ufern des Rio negro.

9. Gattung.

Bärenmarder. Ictis. Bentourong.

Die Thiere dieser Gattung haben einen starken Körper, ein langes dichtes und steifes Haar, einen starken und greifenden Schwanz. Sie gehen auf den Sohlen, und können die Nägel nicht zurückziehen.

Durch ihren Wickelschwanz und ihren Zehenbau unterscheiden sie sich von den Waschbären, und Zibetthieren, in deren Mitte sie stehen. Sie haben wie die Katzen eine vertikal verlängerte Pupille, und sind daher nächtliche Thiere. Die Nasenlöcher stehen am Ende eines durch eine tiefe Furche getheilten Rüssels. An den Ohrenspitzen steht ein Büschel langer und zahlreicher Haare. Die Stimme ist ein Mittelding zwischen Katzengeschrei und Hundegewinsel.

Taf. 38. Fig. 3.

Der weißstirnige Bärenmarder. Ictis albifrons. Le Bentourong.

Der Körper desselben ist mit langen Haaren bedeckt, welche den Pelz, da sie an der Wurzel schwarz, am obern Drittheil aber weiß sind, ein graues Ansehen geben. Die Ohren sind weiß gerändert, und mit einem Haarbüschel versehen. Die Regenbogenhaut ist goldgelb, der obere Theil der Schnautze und die Stirn weiß.

Das Thier ist etwas größer als eine Hauskatze, und findet sich auf Java. Es läßt sich leicht zähmen und wird in kurzer Zeit zu einem Hausthiere.

Eine zweite bekannte Art ist der schwarze Bärenmarder, Ictis niger. Dieser ist von der Größe eines starken Hundes und in Malakka zu Hause.

10. Gattung.

Katzenbär. Ailurus. Panda.

Die zu dieser Gattung gehörigen Thiere haben einen starken Körper, eine kurze dicke Schnautze, einen stark behaarten nicht greifenden Schwanz von mittlerer Länge. An jedem Fuß befinden sich fünf Zehen, mit halbzurückziehbaren Nägeln. Sie gehen auf der ganzen Sohle, welche allenthalben behaart ist. Die Beine sind kurz.

Der glänzende Katzenbär. Ailurus fulgens. Le Panda.

Dieses Thier ist mit einem dicht behaarten Pelz versehen, welcher am Vorderkörper glänzend rostbraun, gegen den Schwanz zu aber von einer falben Farbe ist. Der Kopf ist weiß und die Stirne etwas gelblich. Der dichtbehaarte Schwanz ist fast gleich dick, von mittlerer Länge, rostbraun, mit sechs falben Ringen gezeichnet, und wird von demselben gerade getragen. Er ist von der Größe einer starken Hauskatze.

Sein Vaterland ist Ostindien.

Zehengänger. Digitigrada.

Die Thiere dieser Abtheilung, welche selbst wieder mehrere Gattungen zählt, gehen auf der Spitze der Zehen. Sie sind im Allgemeinen weit mehr fleischfressend, als die Sohlengänger, und einige Gattungen genießen in der Freiheit fast gar nichts aus dem Pflanzenreiche.

11. Gattung.

Wiesel. Mustela. Martre.

Die hierher gehörigen Arten haben einen sehr langen und schlanken Körper, einen gekrümmten Rücken, einen kleinen eiförmigen, oben abgeplatteten Kopf, kurze und abgerundete Ohren. Die kurzen Füße sind fünfzehig, und mit scharfen krummen Nägeln bewaffnet. Am After befinden sich kleine Drüsen, welche einen sehr stark und übel riechenden Saft absondern. Sie sind mit einem feinen, weichen Haar bedeckt. Der Schwanz ist mittelmäßig lang.

Das große Wiesel oder Hermelin. Mustela erminea. Martre hermine. Le roselet.

Das große Wiesel übertrifft an Schlankheit des Körpers fast alle andern Säugethiere. Der Leib ist walzenförmig und mit Hals und Kopf beinahe von einer Dicke. Dieß gibt dem Thier zwar ein widriges Ansehen, gewährt ihm aber den Vortheil, seinen schlanken Leib durch jede Öffnung zu bringen, die der Kopf bereits durchdrungen hat. Merkwürdig ist an diesem Thiere, daß es jährlich seine Farbe ändert. Im Sommer sind alle obern Theile des Körpers blaß kastanienbraun, die untern weiß, mit einem gelben Schimmer. Die Zehen und der Rand

der Ohren sind rein weiß. Der Schwanz hat am Ende einen schwarzen Haarbüschel. Im Winter wird der ganze Körper, die schwarze Schwanzspitze ausgenommen, rein weiß; zuweilen jedoch mit einem schwachen gelben Schimmer. Im Herbst und März, wo das Thier die Farben ändert, findet man es gefleckt. In einigen Gegenden soll jedoch das Thier die Farbe nicht ändern. Die Nase desselben ist stumpf und gefurcht, der Mund weiß, das Gebiß stark. Am Munde steht ein starker Knebelbart. Es wird bis 10 Zoll lang, und 3 Zoll hoch; der Schwanz mißt über 3 Zoll.

Das große Wiesel bewohnt Deutschland, und wohl alle übrigen europäischen Länder, ist aber im höhern Norden von Europa, Asien und Amerika weit zahlreicher als bei uns. Es hält sich häufig in Waldungen auf, besonders wenn Heiden und Wiesen oder Bäche in der Nähe sind. Man trifft es aber auch auf freiem Felde, wo es in den Höhlen der Maulwürfe, Hamster und anderer Thiere seine Wohnung aufschlägt. Sonst nimmt es seine Zuflucht zu Uferhöhlen, zu hohlen Bäumen, Felsenklüften und andern Schlupfwinkeln. Im Winter kommen sie auch wohl in Scheuern, Ställe und Keller der Wohnungen.

Es ist ein munteres, thätiges und lebhaftes Thier, welches mit außerordentlicher Schnelligkeit laufen, springen und klettern kann. Seine Lebensart ist nächtlich; doch sieht man es auch häufig bei Tage.

Die Nahrung dieses Raubthieres besteht in Maulwürfen, Ratten, Mäusen, in mancherlei Vögeln z. B. Haushühnern, Tauben, Wachteln u. s. w. In der Nacht überfällt es sogar junge und alte Hasen, Kaninchen und andere Thiere, welchen es, wenn es nicht mehr hungrig ist, wenigstens das Blut aussaugt; auch ist es ein großer Liebhaber von Eiern. Seine Stimme gleicht dem Quicken der Spitzmäuse.

Das kleine Wiesel. Mustela vulgaris. La Belette.

Dieses hat mit dem vorigen beinahe alles gemein, nur ist es viel kleiner, und verändert seine Farbe im Winter nicht, sondern wird während dieser Zeit blos etwas dunkler. Sonst ist es röthlich braun, und am Bauche weiß. Der Schwanz desselben ist kurz, und ohne Haarbüschel. Seine Länge beträgt 6, seine Höhe 1 ½ Zoll.

Das Vaterland dieses Thieres, welches wohl das kleinste Raubthier seyn dürfte, sind die gemäßigten und nördlichen Gegenden der alten Welt, wie auch ein Theil von Nord-Amerika. Es lebt weit häufiger als das vorige in Häusern und Scheuern, oder nahe dabei, in Steinhaufen, Feldern; und zieht sich besonders im Winter in die Wohnungen.

Es ist, trotz dem daß es so klein ist, eben so räuberisch und keck, als das große Wiesel. Seine Nahrung besteht in Tauben, Hühnern, und deren Eiern, Ratten, Mäusen u. s. w. selbst an junge Hasen und Kaninchen soll es sich wagen. Es klettert sehr geschickt und kann durch die engsten Löcher durchdringen. Seine Lebensart ist nächtlich. Im Ganzen genommen ist es ein mehr nützliches als schädliches Thier.

Beide Arten Wiesel stinken ganz abscheulich, da ihre Afterdrüsen eine stark riechende Schmiere absondern.

Taf. 39. Fig. 1.

Der Edelmarder. (Baummarder.) Mustela martes. Martre commune.

Der Pelz dieses Thieres besteht aus zweierlei Haaren, nämlich aus einem kurzen, dichten und feinen Wollhaar, von gelblich grauer Farbe, und aus einem langen starken, an der Wurzel grauen und an der Spitze braunen Haar, welches das kürzere Wollhaar beinahe bedeckt, und so dem ganzen Pelz eine braune Farbe gibt. An der Kehle befindet sich ein dottergelber Fleck. Das Innere der Ohren und der Ohrenrand sind weißlich gelb. Er wird bis 2 Fuß lang, 10 Zoll hoch, sein Schwanz mißt beinahe einen Fuß.

Der Baummarder wählt dichte dunkle Laub- und Nadelwälder zu seinem Aufenthalt, und kommt nur äußerst selten nach den nahe gelegenen Dörfern zu den Wohnungen der Menschen. Er schlägt seine Wohnung in einem hohlen Baume, in einem Baumloche, in Elstern-, Krähen-, und Eichhörnchen-Nestern auf. Gewöhnlich liegt er den Tag über in seinem Neste, und geht früh morgens oder Abends auf Raub aus. Er lebt fast mehr auf Bäumen, als auf der Erde, und klettert noch leichter als das Eichhörnchen.

Seine Nahrung sind Mäuse, junge und alte Vögel, nebst ihren Eiern, junge Hasen, Eichhörnchen u. s. w. Die alten Vögel beschleicht er Nachts, oder wenn sie brüten. Auf diese Art erwischt er oft Auerhühner, Fasanen, Haselhühner, Rebhühner u. s. w. Sonst nährt er sich auch von Vogelbeeren und Honig.

Es ist ein überaus schnelles, blutdurstiges und grausames Thier, welches sich nur sehr jung gefangen zähmen läßt.

Diese Art ist über das ganze gemäßigte und nördliche Europa verbreitet, und soll auch in Nordamerika vorkommen.

Sein Balg gibt ein kostbares Pelzwerk.

Taf. 39. Fig. 2.

Der Hausmarder. Mustela foina. Martre fouine.

Dieser hat ebenfalls zweierlei Haare; nämlich das feine, sanfte, weißlichgraue Wollhaar, und die langen braunen Stachelhaare. Er ist aber kleiner und niedriger, als der Edelmarder, hat einen platten fast dreieckigen Kopf, eine spitzige Schnautze, einen kurzen dicken Hals, und einen langen buschigen Schwanz. Am Halse befindet sich ein weißer Fleck. Fuß und Hals sind dunkelbraun.

Er ist über ganz Europa und Nord-Asien verbreitet, lebt aber mitten unter den Menschen: in Städten, Dörfern, Scheuern, Kornböden u. s. w. Seine Lebensart ist durchaus nächtlich.

Der Marder ist eines der schädlichsten Raubthiere. Er frißt oder tödtet wenigstens jedes lebende Geschöpf, das er bezwingen kann. Besonders gefährlich ist er den Hühnerhäusern und Taubenschlägen, welche er in kurzer Zeit entvölkert.

Außer dem Geflügel liebt er auch Obst, Eier und Honig; er vertilgt aber auch Mäuse, Ratten, Frösche u. s. w.

Wegen des großen Schadens, den er anrichtet, wird ihm häufig nachgestellt. Er ist aber wegen seines vortrefflichen Geruches und Gesichts nicht leicht zu bekommen.

Sein Balg ist nicht so kostbar, als der des Edelmarders, gibt aber doch ein treffliches Pelzwerk. Zu dieser Gattung gehören: der gemeine Iltis, Mustela putorius; das Frett, Mustela furo; der Tigeriltis, Mustela sarmatica; der Zobel, Mustela Zibelina; der goldkehlige Marder, Mustela flavigula, das afrikanische Wiesel, u. a. m.

12. Gattung.

Otter. Lutra. Loutre.

Die Thiere dieser Gattung haben einen breiten und platten Kopf, kurze abgerundete Ohren, einen starken aber auf den Beinen niedrig stehenden Körper, welcher mit einem kurzen Wollhaar und einem längern glänzenden Haare versehen ist. Die fünf Zehen sind mit gebogenen nicht zurückziehbaren Nägeln versehen, und durch eine Schwimmhaut verbunden. Der starke Schwanz ist an der Basis etwas platt, und etwas kürzer als der Körper. Am After befinden sich zwei kleine Drüsen, welche einen stinkenden Saft absondern. Sie sind durchaus fleischfressend.

Der europäische Otter. Lutra vulgaris. Loutre d'Europe.

Von der Größe des Dachses. Der Körper ist dick, mit längern und kürzerm, dichten Haar besetzt. Die Füße sind kurz; der Schwanz mittelmäßig, gegen das Ende zugespitzt; die Schnautze platt, die Augen klein. Zwischen den Zehen befindet sich eine Schwimmhaut. Die Farbe des Oberleibes ist braun, grauröthlich überlaufen, der Unterleib ist weißlich grau.

Der Otter ist in ganz Europa, Nord-Asien und nördlichem Amerika zu finden. Er wohnt in der Nähe des Wassers in Erd- und Baumhöhlen, die er findet, und sie mit dürrem Gras ausfüttert. An unbewohnten Orten sollen sie einen künstlichen Bau sich machen. Obgleich der Otter das Wasser sehr liebt, so kann er sich doch nicht lange unter demselben halten, ohne Athem zu hohlen. Am Boden des Wassers und auf trockener Erde lauft er vortrefflich.

Das Naturell des Fischotters verräth Wildheit, Unbändigkeit und Bosheit. Wenn er sich durch Flucht vor Hunden oder andern Feinden nicht retten kann, so setzt er sich herzhaft zur Wehre, und vertheidigt sich auf's Aeußerste. Seine Bisse sind sehr heftig und gefährlich. Doch ist er sehr vorsichtig, und sein treffliches Gesicht und guter Geruch lehrt ihn, schon auf tausend Schritte, den nahenden Feind zu erkennen. Wird er sehr jung gefangen, so läßt er sich zähmen und zum Fischfange abrichten. Zu diesem Zwecke pflegt man ihn nach und nach an Pflanzenkost zu gewöhnen, dann läßt man ihn in's Wasser geworfene Sachen apportiren, dann todte Fische, bis er endlich selbst ein Vergnügen daran findet Fische aus dem Wasser, in die Küche zu hohlen.

Das Haar des Fischotters ist fettig, daher es nie im Wasser naß wird; es ist sehr elektrisch, elektrischer noch als das, der wilden Katze. Wenn er bei der Nacht schwimmt, so soll, wegen der Reibung mit dem Wasser, sein Körper wie ein feuriger Streifen aussehen.

Die Hauptnahrung des Otters sind Fische, doch frißt er auch Krebse, Frösche, Wassermäuse rc.; auch Baumrinde und Gras soll er im Nothfalle verzehren. Fische fängt er entweder stromaufwärts schwimmend, und den Kopf von Zeit zu Zeit heraussteckend, oder er lauert ihnen von einem aus dem Wasser hervorra-

genden Pfahl oder Stein auf. Kleinere Fische verzehrt er im Wasser, die größern faßt er mit dem Gebiß bei der Brust und trägt sie an's Ufer, um sie desto bequemer hier speisen zu können. Seine Excremente soll er nie im Wasser fallen lassen, weil die Fische durch den Geruch verscheucht werden.

Im Februar begatten sich die Fischotter, und im Mai wirft das Weibchen bei 5 Junge, die 9 Tage blind bleiben. Wenn die Mutter die Jungen ruft und auch zu andern Zeiten geben sie einen pfeifenden Ton von sich. Nicht selten überrascht es den Unerfahrnen, wenn er in entlegenen Waldgegenden ein Pfeifen hört, und den Urheber desselben unmöglich ausfindig machen kann, bis er den aus dem Wasser gesteckten Otter-Kopf erblickt.

Ueberall wo es Menschen gibt, wird dem Fischotter eifrig nachgesetzt, theils weil er unter den Fischen große Niederlagen anrichtet, theils seines trefflichen Pelzes wegen. Das Fleisch desselben schmeckt nicht sonderlich, doch ist es von Jungen schmackhafter als von Alten. Nach der Naturgeschichte der katholischen Kirche gehört der Fischotter zu den Fischen, darf daher in Fastenzeiten gegessen werden. Weit schätzbarer ist der Pelz dieses Thieres; er behält seinen Glanz und seine Schönheit das ganze Jahr hindurch, und ein Stück wird mit 10 bis 15 Gulden Münze bezahlt. Die aus Amerika kommen sind die vorzüglichsten und heißen Spiegelottern. Das Haar wird zu Hüten gebraucht, die noch vorzüglicher als die Biberhüte sind; aus den Schwanzhaaren macht man Pinsel.

Meerotter. Enhydnis. Loutre marine.

Gestalt und Bildung sind der des Fischotters ziemlich gleich; die Größe 3 Fuß. Der Schwanz ist kurz und beinahe flach. Das dichte Fell zeigt ein schönes glänzendes Haar von schwarzer oder silbergrauer Farbe.

Auch in seiner Lebensart kommt er so ziemlich mit dem Fischotter überein, nur ist er zahmer und gar nicht boshaft. Er lebt paarweise in der Nähe des Wassers; man findet ihn bis 100 Meilen im Wasser vom Ufer entfernt. Sein Vaterland ist Nordamerika, Kamtschatka, Beringsinseln, Kurilen und Aleuten. Seine Nahrung besteht in Schaalthieren und Fischen. Das Geschrei desselben gleicht dem Weinen eines kleinen Kindes.

Das Weibchen wirft ein Junges, welches ein Jahr lang gesäugt wird. Die Eltern hegen eine ungewöhnliche Liebe zu ihren Jungen. Herr Prof. Steller erzählt an einem Orte Folgendes: »Oft habe ich die Weibchen, denen ich ein Junges wegnahm, nicht getödtet. Sie winselten darüber vor Betrübniß wie ein Mensch und folgten mir, der ich die lebendigen Jungen trug, von Weitem nach. Sie riefen die Jungen durch eine Stimme zu sich, die dem Winseln kleiner Kinder glich. Ich setzte mich in den Schnee, wo sie ganz nahe zu mir kamen, und bereit waren, die Jungen wieder fortzutragen. Nach acht Tagen kam ich wieder an eben den Ort, wo ich die Jungen weggenommen hatte, und fand daselbst noch ein Weibchen, welches sich, ohne im geringsten zu fliehen, todtschlagen ließ. Wie ich ihr das Fell abzog, war sie, wie es schien, vor Traurigkeit und Gram ganz mager. Ein andermal sah ich von Weitem eine Mutter mit dem einjährigen Jungen schlafen. Wie die Mutter uns gewahr wurde, weckte sie ihr Junges auf und zeigte ihm an, die Flucht zu nehmen. Als es aber lieber schlafen, als entfliehen wollte, ergriff sie es mit den Vorderfüßen, und wälzte es wie einen Stein in's Meer.

Des kostbaren Felles wegen stellt man dem Seeotter sehr nach. Je schwärzer die Farbe desselben, desto kostbarer ist es. Bei uns sieht man selten Seeotterfelle, die meisten werden nach China verhandelt, wo man für ein Stück bei 200 Gulden Münze bezahlt. Die engen Grenzen ihres Aufenthalts zwischen dem 45° und 60° der Breite und die unablässigen Verfolgungen lassen ihre gänzliche Ausrottung befürchten.

13. Gattung.

Stinkthier. Mephitis. Moufette.

In beiden Kinnladen 6 Vorderzähne, ein langer Eckzahn an jeder Seite, 6 scharfe zackige Backenzähne, die Zunge glatt, der Kopf ist lang gestreckt und glatt, der Leib lang, fast gleich dick, hinten mit längern Haaren als vorn bedeckt; die Beine sind kurz und die Zehen bei manchen zum Graben und Klettern eingerichtet; der Schwanz ist mittelmäßig.

Sie leben in Höhlen, welche sie sich selbst graben, und nähren sich, wie die Wiesel von kleinen Säugethieren und Vögeln.

Der Chinche. Mephitis Chinche. Le Chinche.

Der Pelz sehr dicht und lang behaart. Kopf, Schultern, Seiten des Körpers und die Glieder, ferner eine Linie, welche zwischen den Schultern anfängt und gegen den Schwanz breiter wird, sind schwarz, die

weiße Farbe fängt zwischen den Augen an, lauft über den ganzen Rücken und vereinigt sich am Schwanze. Der Bauch ist schwarz mit einigen weißen Haaren. Die Größe wie ein Marder.

Sein Vaterland ist Neuspanien, Carolina und Luisiana. Um des Fraßes willen schleicht es sich zuweilen in die Wohnungen der Menschen ein, und richtet hier durch den unbeschreiblichen Gestank, den es von sich gibt, viel Unheil an. Nicht allein die schmierige Materie in dem Beutel am After, sondern auch der Urin des Thiers stinkt fürchterlich. Gereitzt oder von Feinden geängstigt spritzt er seine stinkende Materie bis 4 Fuß weit. Wenn Jemand damit bespritzt wird, so mag er sich waschen und reinigen wie er will, lange Zeit verliert sich der unerträgliche Gestank nicht, und deßwegen wird ein solcher gezwungen allen menschlichen Umgang zu meiden. Berührt auch nur ein Tröpfchen von dem Harn ein Kleid, so muß man Monathe lang warten, bevor sich der Gestank verliert. Dieß Thier wird auch gezähmt und sein Fleisch gegessen.

14. Gattung.

Hund. Canis. Chien.

Unter dieser Benennung begreift man in unserer Wissenschaft eine ganze Gattung von Raubthieren, die wenigstens aus 26 Arten besteht, und sich durch folgende Merkmale auszeichnet. In der obern und untern Kinnlade stehen, in einer Reihe, sechs ungleich lange Vorderzähne, wovon einige schief gefurcht sind; die einzeln stehenden Eckzähne sind lang, spitzig gekrümmt und platt. Backenzähne, deren jede Seite 6 bis 7 enthält, zackig; der Reißzahn hat Spitzen und hinter ihm stehen zwei Höckerzähne.

Die Kinnladen sind verlängert; die Schnautze spitzig; die Nase vorstehend und abgerundet; die Zunge weich; die Vorderfüße in 5, die hintern in 4 Zehen gespalten, die mit langen stumpfen, nicht zurückziehbaren Nägeln versehen sind. Die Säugewarzen an der Brust und am Bauche.

Fleisch ist die vorzüglichste Nahrung aller zu dieser Gattung gehörigen Thiere; doch genießen manche auch noch Pflanzen. Die Lebensart der Hunde weicht mannigfaltig bei den einzelnen Arten ab. Einige wohnen einzeln, ja manche in selbst gegrabenen Höhlen, andere dagegen gehen in Truppen auf die Jagd der Thiere. Die Weibchen werfen drei bis fünf Junge, die sie zärtlich lieben. Die Gattung ist über die ganze Erde verbreitet.

Die hieher gehörigen Arten sind:

Haushund. Canis domesticus. Chien domestique.

Von diesem haben die übrigen den Namen erhalten. Sein Charakter ist wie es schon Linne wahrgenommen, der in die Höhe bogenförmig nach Vorn gerichtete Schwanz; ein Kennzeichen, welches alle Hunde dieser Art haben, wenn nicht durch Verstümmelung, die sich jedoch zuweilen forterbt, der Schwanz verkürzt worden ist; die Schnautze ist von verschiedener Länge; die fünfte Zehe ist zuweilen auch an den Hinterfüßen vorhanden. Außer diesem ist es unmöglich mehrere der ganzen Art gemeinschaftliche Kennzeichen anzugeben, da sie mehr als jede andere, durch Vermischung unter sich und den Einfluß des Klima's und des Menschen in unzähligen Varietäten sich vermehrte. Einige derselben gleichen dem Wolfe, andere nähern sich dem Fuchse, dem Jakal und sogar der Hyäne. Der gemeine Haushund, von dem unzählige Spielarten bekannt sind, kommt dagegen gar nicht in Betracht; denn bei den Hunden ist nicht nur die Farbe und sonstige Beschaffenheit des Haars, sondern auch die Große und Gestalt so sehr verschieden, daß man sich kaum überreden kann, daß das Löwenhündchen und der Bullenbeißer auch nur zu einer und derselben Gattung gehören. Selbst die Vorzüge der Sinne, und die geistigen Fähigkeiten sind nicht in demselben Grade bei allen vorhanden.

Unter den Sinnen der Hunde steht der Geruch obenan, aber auch das Gesicht und das Gehör ist vortrefflich. Die Vorzüglichkeit des Geruchs hat bei dem Hunde seinen Grund in dem Bau der Nase; dieser ist sehr nervenreich und die Riechhaut außerordentlich gefaltet. Durch den Geruch erkennt der Hund unter Tausenden seinen Herrn, und verfolgt seine Spur meilenweit. Jedes seiner Kleidungsstücke, selbst wenn sie gewaschen sind, erkennt er und weiß sie aus andern herauszufinden. Dieser Sinn leitet gleichsam alle seine Handlungen; er macht ihn fähig zur Jagd; damit findet und erkennt er das Wild, dessen für uns unmerkbare Ausdünstung er in unglaublicher Ferne riecht, und genau den Weg verfolgen kann, welchen das Thier genommen hat. Einer der außerordentlichsten, dem Menschen, seiner Einrichtung wegen unbegreiflichen Beispiele von der Stärke des Geruchs bei den Hunden ist wohl Folgendes. Will man bei großen Jagden einen Hirsch, von einem bestimmten Alter (also von einer bestimmten Anzahl Enden, z. B. einen Zehner) besonders jagen, so nimmt ein sogenannter hirschgerechter Jäger den besten Spürhund zuvor Abends mit sich und sucht den Ort, wo ein Rudel Hirsche kurz zuvor gestanden hat, auf; erkennt dann die Fährte des gewünschten Hirschen und setzt die Nase des Hundes darauf. Den nächsten Tag wird dieser Hund beim Jagen freigelassen, und derselbe sucht die Fährte eines Hirschen wie man ihm den Tag zuvor andeutete, auf und verfolgt dieselbe, bis er den gesuchten Feind auftreibt. Bedenkt man

welche Abwechslung der Luft über der Fährte durch die Nacht stattgefunden, wie gering die Ausdünstung einer Klaue seyn mag, und daß die Ausdünstungen der Hirsche einander wohl ziemlich gleich seyn mögen, so reicht gewiß dieß Phänomen über alle unsere Vorstellungen hinaus.

Ist zugleich die Verschlagenheit und der Scharfsinn des Hundes mit seinem vortrefflichen Sinne wirkend, so sehen wir Resultate, bei denen wir uns des Staunens nicht erwehren können. Jeder erfahrne Jäger würde uns, was wir hier angeben, verbürgen. Das erschrockene und verfolgte Wild, wenn es keine Rettung mehr durch die Flucht sieht, bemüht sich mit Anwendung aller seiner Fähigkeiten der Verfolgung List entgegenzusetzen. Mit Verwunderung sieht man hier die Menge listiger Kunstgriffe, welche der natürliche Trieb dem verfolgten Thiere eingibt. Um den Hund von seiner Spur abzubringen, macht es auf seiner Fährte tausenderlei Gänge und Wiedergänge, thut große Sätze und würde gern, wenn es möglich wäre, die Erde gar nicht berühren, um gar keine Spur hinter sich zurückzulassen. Mit Bedacht setzt es über Wege und Zäune, schwimmt über Bäche und Flüsse. Weil es indessen bei fortgesetzter Verfolgung sich doch nicht ganz unsichtbar machen kann, geht es darauf aus, ein anderes Thier auf seinen gefährlichen Posten zu bringen. Es bemüht sich ein jüngeres, unerfahrenes Thier in der Nähe aufzujagen, und es zu nöthigen, daß es mitlaufe und fliehe. Wenn beider Thiere Fährten hinlänglich untereinander vermischt sind, und das verfolgte Thier einem andern seine Gefahr aufgedrungen zu haben vermeint, entflieht es weit schneller von seinem Gefährten, als es zu ihm gekommen war; um ihn dem betrogenen Feinde allein zum Gegenstand der Verfolgung und zum Schlachtopfer zu hinterlassen. Doch vergebens. Der Hund läßt den ersten Gegenstand seiner Verfolgung niemals entwischen. Er unterscheidet richtig die vermengten Fährten, und entwickelt ohne zu fehlen die verschlungenen Knoten des Leitfadens, der allein fähig ist, ihn zu seiner gesuchten Beute zu führen. Sein feiner Geruch läßt ihn keinen Irrgang des Labyrinths übersehen; er bemerkt alle die falschen Wege, worauf man ihn verführerisch zu lenken gesucht hatte. Anstatt seine verfolgte Beute um einer andern willen, die er nicht sucht, zu verlassen, wird er noch erbitterter, verdoppelt seinen Eifer, gelangt endlich an's Ziel, fällt sein Opfer an, reißt es nieder und beschließt seine Verfolgung mit Abkühlung seines Durstes und seines Hasses im Schweiß des erwürgten Thieres. Wir werden bei Erwähnung jener Hunderacen, die im vorzüglichsten Grade einen feinen Geruch besitzen, noch manchen merkwürdigen Beweis desselben erzählen.

Die Vollkommenheit eines Thieres beruht lediglich auf der Vollkommenheit seiner innern Empfindungen; je weiter sich dieses innere Gefühl erstreckt, desto mehr Fähigkeiten und Geschicklichkeiten wird man am Thiere bemerken.

Dem Hunde muß man, außer der Vortrefflichkeit seiner Sinne, seiner guten Leibesgestalt, Stärke und Flüchtigkeit, alle innere Eigenschaften vorzüglich eingestehen, welche fähig sind ihn bei dem Menschen beliebt zu machen.

Sein ursprünglich blutgieriges und wildes Naturell verliert sich beim Haushund in den sanftmüthigsten Empfindungen. Es verwandelt sich in eine Neigung um den Menschen zu seyn und in eine Begierde ihm gefällig und angenehm zu werden. Kriechend legt er seine Herzhaftigkeit, Stärke und andere Fähigkeiten zu den Füßen seines Herrn. Mit gespitzten Ohren erwartet er die Befehle, denen er nachzukommen bereit ist. Er befragt sich gleichsam auf's demüthigste nach dem Willen seines Herrn, um keinen seiner Wünsche unerfüllt zu lassen. Ein Wink ist ihm genug seines Herrn Willen zu errathen.

Ohne so verständig als der Mensch zu seyn, belebt ihn doch alles mögliche Feuer der Empfindung, und er beschämt unzählige Menschen an Treue und Beständigkeit seiner Zuneigung. Weder Stolz oder Eigennutz noch Rachbegierde, bloß die Furcht seinem Herrn zu mißfallen leitet alle seine Handlungen. Der empfangenen Wohlthaten weit lebhafter eingedenk, als erlittener Beleidigungen, unterwirft er sich der Züchtigung seines Herrn, ohne sich abschrecken zu lassen. Seine ganze Widersetzlichkeit besteht in einem flehenden Winseln, wodurch er, mit Beihilfe seiner Geduld und Demüthigung, die züchtigende Hand auf's geschickteste zu entwaffnen weiß.

Er ist gelehrig und williger als alle andern Thiere. Er weiß auf eine geschickte Art den Ton oder die Manieren des Hauses anzunehmen, worin er wohnt. Gleich andern Bedienten ist er stolz, wenn er einem großen Herrn, und herablassend, wenn er einem Landmann dient. Seine vorzüglichste Aufmerksamkeit ist auf den Herrn, dann aber auf dessen Freunde gerichtet. Fremde Personen scheint er gar nicht bemerken zu wollen, und ist ein Feind aller derer, welche durch ihren Stand genöthigt sind, andern beschwerlich zu fallen. Die letztere Klasse von Leuten kennt er an der Kleidung, an der Stimme und an ihren Geberden, und verhindert sie nach allen Kräften sich zu nähern.

Unzählige Thatsachen rechtfertigen diese Schilderung, wir wollen einige hier gleich, mehrere dann weiter unten erzählen.

Ein Kaufmann machte einst eine Reise zu Pferde, und sein Pudel lief nebenher. Die Absicht der Reise

war, eine beträchtliche Summe Geldes einzufordern. Der Kaufmann empfing das Geld und ritt vergnügt nach Hause. Unterwegs fiel das Felleisen, worin er das Geld hatte, vom Pferde und der Kaufmann merkte es nicht, der Hund sah es aber, und als er nicht den Sack mit sich schleppen konnte, lief er seinem Herrn nach, sprang an's Pferd hinauf, und bellte so stark und anhaltend, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken solle. Er befahl ihm zu schweigen, gab ihm einen Schlag mit der Peitsche, allein alles vergebens; der Hund fuhr fort zu heulen und zu bellen, sprang fortwährend an's Pferd hinauf, als wollte er seinen Herrn herunterreißen, und als dieser ihn wieder mit der Peitsche schlug, fiel er das Pferd mit Bellen und Beißen an, als wenn er es zum Stehen bringen wollte. Der Kaufmann erschrack und glaubte der Hund wäre wüthend geworden. Er liebte den Hund und es schmerzte ihn, daß er sich genöthigt sah ihn umzubringen. Lange versuchte er ihn durch Zureden zu besänftigen; als aber nichts helfen wollte, ergriff er ein Pistol, zielte auf den Hund, kehrte das Gesicht ab, und drückte los. Der gute Pudel stürzte, kam aber wieder zu sich, und kroch ängstlich und winselnd zu seinem Herrn. Dieser konnte den Anblick nicht ertragen, gab dem Pferde die Sporen und jagte weg. Bald darnach konnte er doch nicht umhin, zurückzusehen, indem er sich aber auf dem Pferde umwendet, sieht er, daß das Felleisen weg ist. Nun fiel es ihm gleich ein, daß dieses Felleisen die Ursache des besondern Betragens des Hundes gewesen seyn mochte, und betrübter um seinen Hund als bekümmert um sein Geld, reitet er im vollen Galopp nach der Stelle zurück, wo er den Hund erschossen hatte. Dieser war nicht mehr da; als der Kaufmann aber seiner blutigen Spur folgte, fand er dieses arme getreue Thier, bei dem Felleisen liegend, wohin es, von seinem Herrn verwundet und verlassen, gekrochen war. Der Kaufmann sprang vom Pferde, um zu sehen, ob beim Hunde Rettung noch möglich wäre; aber der Hund leckte freundlich nur noch seine Hand und starb.

Die allgemeine Litteratur-Zeitung erwähnt eines merkwürdigen Hundes, der von Leipzig nach Warschau mitgenommen wurde, und nach Verlauf eines halben Jahres, von selbst wieder nach Leipzig zu seinem Herrn zurückkam.

Eine in London wohnende Familie pflegte seit einigen Jahren jedesmal zu Weihnachten in einem ziemlich entfernten Orte bei einem Freunde sich einzufinden zur Feier des heiligen Abends. Ein Hund pflegte die Reise mitzumachen, und da er, wie seine Herrn wohlgesehen wurde, so fehlte es ihm nie an Stoff zu köstlichen Erinnerungen. Eine zwischen beiden Familien eingetretene Spannung war die Ursache, daß der Besuch einst unterblieb; nichts desto weniger fand sich der Hund ein. Der durch diesen Umstand entstandene Briefwechsel war die Veranlassung der baldigen Versöhnung.

Der Hund ist unstreitig das einzige Thier, auf dessen Treue man sich verlassen kann, das einzige, welches immer seinen Herrn, und nächst ihm die Freunde des Hauses kennt; das einzige, welches die Annäherung eines Unbekannten sogleich bemerkt. Der Hund kennt seinen Namen, und unterscheidet jede Stimme der Hausgenossen, er gibt auf die Mienen Acht, und unterscheidet leicht, ob er freundlich oder zornig sei. Nur er allein ist mißtrauisch, und ruft seinen Herrn, den er nicht sogleich finden kann durch ein klägliches Winseln. Der Hund allein ist fähig auf einer langen Reise, die er nur ein Mal gethan, den Weg zu merken und wieder zu finden.

Einen auffallenden Beweis seines Orts-Gedächtnisses erzählt uns d'Obsonville, wobei freilich der Geruch gar sehr mithilft. D'Obsonville reisete von Pondichery in Ostindien nach Benglur, welche beiden Orte wohl dreihundert Stunden von einander entfernt, und durch Berge und Flüsse getrennt sind. Hier verlor er seinen selbst erzogenen Hund, und dieser lief geraden Weges nach Pondichery zurück, zu einem Freunde seines Herrn, bei welchem er oft gewesen war. Der Hund ist unter allen Thieren das einzige, dessen natürliche Fähigkeiten, vorzüglich einleuchtend sind, und welches nie ohne glücklichen Erfolg abgerichtet wird.

Nicht nur gegen Menschen, sondern gegen ihre eigenen Anverwandten zeigen die Hunde oft treue Anhänglichkeit. Der Chirurg Morand in Paris hatte einen Freund, dessen Hund das Bein gebrochen hatte; aus Gefälligkeit nahm er denselben zu sich und kurirte ihn. Einige Zeit nach der Heilung kratzte ein Hund an der Thür des Zimmers, in dem Morand arbeitete; er ging hin und öffnete, und der geheilte Hund trat mit einem andern Hund ein, dem das nämliche Unglück begegnet war, und der sich mit vieler Mühe seinem Führer nachschleppte. Der erstere gab durch Schmeicheleien Herrn Morand gleichsam zu verstehen, was er wünsche, und dieser kurirte nun aus Bewunderung für die Klugheit desselben auch seinen Kameraden.

In Tours, erzählt Flörke in seiner Naturkunde, besaß ein Bürger einen Hund, der die Bekanntschaft einer Hündinn machte, die mit den Landleuten wöchentlich in die Stadt auf den Markt zu kommen pflegte. Um sich die Gunst seiner Hündinn zu erhalten, sammelte er die ganze Woche Beine und andere gute Bissen und verbarg sie in einen Winkel; kam dann die Hündinn in die Stadt, so führte er sie zu den für sie auf-

gesparten Vorrath. Soll man sich, über diese Entsagung bei einem Hunde, dessen Naturell ursprünglich gierig und neidisch ist, nicht wundern!

Aber erhabener noch ist folgendes Beispiel von Großmuth der Hunde v. Bordeaux, das wenigstens nicht in Verdacht steht, daß die Geschlechtsliebe mit unter den Beweggründen gewesen wäre. Ein herrenloser Hund hielt sich in einer Gasse der Stadt auf; die Hunde in der Nähe entrissen sich täglich einen Theil ihrer Nahrung und brachten sie dem hilfebedürftigen Freunde zu.

Die gelehrigsten Hunde sind der Wachtelhund und der Pudel, und zugleich neben dem Spitz die getreuesten. Am wenigsten Fähigkeiten haben Doggen, Mopse und Bologneser. An Schnelligkeit im Laufe kommt dem Windhund fast kein Thier gleich.

Die Lebensart des Hundes ist nach dem Wohnorte und der Race verschieden. Anders lebt der Spitz im Stalle, bei den Pferden, oder bei den Frachtwagen; anders der Schäferhund im freien Felde bei der Heerde; anders der Hofhund an der Kette, oder der Wachtel- und Jagdhund, oder der eigentliche Haus- und Stubenhund.

Eigentlich Raubthier, liebt er Fleisch vor allem, er gewöhnt sich eben so gut an Pflanzenkost, und wird dabei eben so fett als vom Fleisch. Sehr selten fressen Hunde zahmes oder wildes Geflügel, oder Fische; ersteres nur die Wachtelhunde; die kamtschadalischen Schlittenhunde werden aber regelmäßig mit faulen Fischen gefüttert. Brot und mehlige Speisen liebt er aus dem Pflanzenreiche vorzüglich, einige Hunde fressen auch Obst, und die zärtlich geliebten Favoriten älterer Damen müssen zur bestimmten Zeit ihren Kaffeh haben, sonst befinden sie sich nicht wohl.

Der Hund ist gefräßig, daher kein Kostverächter, kann aber auch lange hungern. Man hat Beispiele, daß Hunde, welche durch Zufall eingesperrt wurden, bis 40 Tage ohne alle Nahrung ausgehalten haben, und sich bald wieder ganz erholten, wenn sie solche wieder erhielten. Wie der Wolf liebt er halbfaules Fleisch, noch mehr als frisches, und mit seinen herrlichen Zähnen zerbeißt ein großer Hund mit leichtester Mühe die härtesten Knochen, welche in seinem Magen größtentheils verdaut werden, und ihn sehr fett machen. Damit die scharfen Knochenreste ihm nichts schaden, frißt er Gras, wodurch dieselben eingewickelt werden, und ohne Schaden abgehen, doch benützen sie dieses Heilmittel auch, wenn sie sich den Magen überladen haben, denn es reizt sie zum Erbrechen. Die Krähenaugen (strichnus nux vomica) sind dem Hunde ein tödtliches Gift.

Beim Fressen ist der Hund neidisch, leicht aufzubringen, bissig und frißt über Vermögen, wenn ein anderer Hund sich seinem Eigenthum nähert. Zuweilen vergräbt oder versteckt er den Vorrath.

Der Herr Rittmeister Ch. bemerkte an seinem Jagdhunde seit einer Zeit eine ungemeine Zunahme an Fettigkeit, die er sich nicht erklären konnte. Nach einigen Nachforschen und Beobachten entdeckte er, daß, wenn den Schweinen im Hofe Kukurutz vorgeschüttet wurde und der Wärter sich entfernte, auch sein Abdion sich bei der Mahlzeit einfand, und durch ein bedeutendes Knurren sich Platz beim Tische zu verschaffen wußte.

Das Wasser säuft er mit ausgestreckter und löffelförmig gebogener Zunge. Wir können nicht umhin hier eines Falles, in welchem ein Hund seinen Durst auf die scharfsinnigste Weise befriedigte, zu erwähnen. Herr Hofrath Zimmermann erzählt: ein durstiger Hund sah Wasser in einem engen und hohen Gefäße. Es stand aber in demselben so niedrig, daß er mit dem Kopfe, nicht bis an dasselbe hinunterreichen konnte. Er fing an Steine in das Gefäß zu werfen, und das Wasser stieg. Er fuhr daher so lange fort, das Wasser auf diese Art zum Steigen zu bringen, bis es zu einer ihm bequemen Höhe heraufgestiegen war. Jetzt soff er mit sichtbarer Freude über seine Verfahrungsart. Der Eigenthümer versicherte, daß sich dieselbe auf eigenes Nachdenken gründe, und nicht etwa ein bloßes Kunststück sei, wozu man Hunde abzurichten pflegt.

Bei seinem geschwinden Laufe, den der Hund lange aushalten kann, schwitzt er nicht merklich, und kühlt sich durch Herausstrecken der Zunge ab. Er ruht sitzend, oder legt sich auf den Bauch oder auf die Seite. Im Schlafe schnarcht er, träumt oft und bellt dabei; ist aber leicht zu erwecken. Beim Erwachen gähnt er.

Er liebt Reinlichkeit und leckt daher allen Schmutz sorgfältig von seinem Körper ab; auch Wärme ist ihm behaglich, und wenn er es haben kann, ein weiches Lager; überhaupt verwöhnt er sich leicht, und wird kommod.

Kein Thier hat eine so ausdrucksvolle, natürliche Sprache wie der Hund; sie ist so mannigfaltig, so fruchtbar, so reich, daß sie allein ein großes Wörterbuch füllen könnte. Wer könnte unempfindlich bleiben, wenn der getreue Haushund seine Freude über die Wiederkunft des Herrn an den Tag legt. Er springt, er tanzt, er lauft hin und her, drehet sich schnell und im Kreise mit Anmuth um seinen geliebten Herrn, bleibt mit einmal stehen, sieht ihn aufs zärtlichste an, kommt zu ihm, lecket ihn wiederholt, fängt sein Spiel aufs neue an, verschwindet, kommt gleich darauf wieder zum Vorschein, und bringt etwas geschleppt; macht allerlei artige Stellungen, bellt, erzählt aller Welt sein Glück, und läßt seine Freude, an tausend Orten und auf tausenderlei Art

aus. Nun wird er außer sich; nun verdoppelt er sein Gebelle, man möchte gar sagen, er redet. Aber wie verschieden ist sein Ton, wenn er sich hören läßt, wenn er als Schildwache an der Thür einen Dieb verspürt! und wie verschieden ist dieser Ton wieder von demjenigen, den er beim Anblick eines Wolf's annimmt! folgt nun diesem Hunde auf der Jagd und sehet, wie er sich durch alle seine Bewegungen, vornehmlich durch die mit dem Schwanze zu verstehen gibt. Welcher kluge Eifer, welche Verschlagenheit, welche Einstimmung mit dem Jäger! Was für Kunst gebraucht er sich zu erkennen zu geben, seinen Gang geschickt zu nehmen, und seine Anzeigen den Entdeckungen gemäß zu machen. Der Hase ist aufgetrieben, der Hund schlägt an, und wer könnte sich bei dem alsdann wiederholten Anschlagen desselben irren. Höret die Reisenden, wie sie in Wüsten vor nahender Gefahr durch ihre Hunde gewarnt werden —; wie sie die Nasenlöcher in die Höhe, dem Luftzuge entgegengerichtet, ein langes gedehntes klägliches Heulen anstimmen! Seinen entflammenden Grimm kündigt Zähnfletschen und Knurren an; hat er etwas begangen, wofür er Strafe zu bekommen glaubt, so horcht er ängstlich auf die Worte seines Herrn, und sucht unbemerkt davon zu schleichen oder sich zu verbergen, um derselben zu entgehen.

Allein es bleibt nicht bloß bei dieser natürlichen Sprache, die wir bald mehr bald minder vollkommen bei den meisten Thieren bemerken; es sind schon mit den Hunden auch gelungene Versuche in der Nachahmung der künstlichen menschlichen Sprache gemacht worden. Herr von Leibnitz erzählt in den Annalen der pariser Akademie, er habe bei einem Bauer in der Nähe von Zeiz in Sachsen, einen Hund von gewöhnlicher Gestalt und mittlerer Größe angetroffen, bei dem ein Knabe einige Anlagen zum Reden entdeckt habe. Er hatte einige Töne von demselben gehört, welche, seiner Einbildung nach, deutschen Wörtern ähnlich klangen, und setzte sich deßhalb in den Kopf, dieses Thier reden zu lehren. Der Besitzer des Hundes, welcher nichts Besseres zu thun hatte, wendete alle seine Zeit darauf, und nach einigen Jahren war der Hund so weit gebracht, daß er einige dreißig Wörter aussprechen konnte, worunter sich auch die französischen Wörter: Thee, Kaffee, Chokolade, Assemblee befanden. Es ist zu merken, daß der Hund schon drei Jahre alt war, als man anfing ihn dieses zu lehren. Er redete aber nicht anders, als wenn ihm sein Herr vorgesprochen hatte, und es schien, als wenn er es aus Zwang und Widerwillen wiederholte, ungeachtet man ihn dabei nicht übel behandelte.

Hunde, die aus einzelnen Buchstaben die ihnen vorgesprochenen Worte zusammensetzen, an der Uhr die Stunde zu erkennen, und durch Bellen anzugeben im Stande sind, werden häufig von ihren Abrichtern in der Welt, zur Belustigung des Publikum's herumgeführt: uns sind sie die überraschendsten Proben der außerordentlichen Gelehrigkeit des Hundes, die an keinem andern Thiere, selbst den Affen und Elephanten kaum ausgenommen, bemerkt wird.

In einigen heißen Ländern sollen die Hunde ganz stumm seyn, in andern sollen sie nur das Vermögen zum Bellen verlieren, und ihre Stimme soll dann entweder dem Heulen der Wölfe oder dem Gelfern der Füchse gleichen. Daher sollen die Neger, wenn sie unsere Hunde so deutlich bellen hören, glauben, sie könnten auch reden. Doch erklären dies Neuere für eine Fabel. Man hat auch bemerkt, daß die Hunde nur in gemäßigten Himmelsstrichen ihr Feuer, Muth, Verschlagenheit und andere ihnen eigene Fähigkeiten erhalten. Ihr Verlust an allen diesen Vorzügen ist also sehr beträchtlich, wenn sie unter allzuheiße Himmelsstriche gebracht werden. Es hat aber das Ansehen, als ob die Natur überhaupt nichts ganz Unnützes habe hervorbringen wollen, weil die Hunde in den Ländern, wo sie nicht zu gleichen Absichten wie bei uns gebraucht werden können, mit Appetit verzehrt werden.

In Südamerika gibt es viele verwilderte Hunde, welche vielleicht schon seit mehr als 200 Jahren im Stande einer vollkommenen Wildheit leben. Sie stammen von europäischen Hunden, die zufällig dort von Menschen abgekommen sind, und sich so vermehrt haben, daß sie schaarenweise umher schwärmen, wie andere Raubthiere in bewohnte Gegenden einfallen, und Thiere und Menschen angreifen. Sie sind sehr schlau, lassen sich kaum fangen, und riechen die Hand des Menschen, die ihnen Schlingen legt. Jung aufgezogen, lassen sie sich nur so lange als Hausthiere erhalten, als sie noch nicht ausgewachsen sind; nachher muß man sie einsperren, oder laufen lassen, so unbändig bezeigen sie sich. In einem fast eben so wilden Zustande leben viele Hunde in den türkischen Ländern, besonders in Egypten. In Cairo leben sie auf den Gässen in eigene Bezirke abgetheilt, in welchen sie geboren werden, leben und sterben; sollte sich einer wagen aus seinem Bezirke in einen fremden zu kommen, so wird er von den Hunden desselben angefallen und zum Rückzuge gezwungen. Die Türken halten die Hunde für unreine Thiere, und weichen ihnen auf der Gasse, wie wir einem scheu gewordenen Pferde, aus; werden sie von einem Hunde berührt, so waschen sie sich.

Die Weibchen werfen, gewöhnlich zweimal im Jahre: im Februar und in einem der Sommermonathe, nach 9 bis 10 Wochen, 3 bis 12 Junge. Diese bleiben 10 — 12 Tage blind; dieser besondere Umstand rührt von einer dünnen Haut, womit ihre Augen überzogen sind, her. Zum Aufziehen nimmt man Junge vom ersten Wurfe.

Die jungen Hunde bekommen in 3 Monathen ihre ersten Zähne. Der Hund lebt 15 bis 20 Jahre. Im Alter geht es ihm so wie dem Menschen, er wird stumpfsinnig, träge und am Ende gar wohl blind.

Der Hund ist als Hausthier sehr vielen Krankheiten unterworfen; die schrecklichste und gefährlichste ist die Tollheit oder Wasserscheue. Sie heißt so, weil in ihrem höhern Grade der Hund Scheue vor dem Wasser hat, und beim Anblick desselben zittert und Krämpfe bekommt. Die Jäger theilen sie in die reißende und stille ein; erstere pflegen sie auch die hitzige, letztere die laufende zu nennen. Jene ist die gefährlichste. Der Hund hat dabei starre Augen, die wie Glas aussehen, trägt den Schwanz hoch, und schäumt. Alles was ihm in diesem Zustande aufstößt, beißt er, es mögen Menschen oder Thiere seyn. Bei der andern Art der Tollheit läuft der Hund mit niedergesenktem Kopfe, entzündeten Augen, zwischen die Beine gelegtem Schwanze und blau angelaufener weit herabhängender Zunge, weite Strecken, wenn ihm kein Hinderniß aufstößt, in gerader Richtung fort, und greift nicht leicht Menschen, sondern vorzüglich andere Hunde an. Die Gebissenen bekommen, wenn der Speichel in die Wunde eindringt, dieselbe Krankheit, und sterben dann unter fürchterlichen Krämpfen, wobei die Scheu vor dem Wasser, und die Wuth in alles zu beißen ebenfalls, selbst bei Menschen sich zeigt, und immer mehr überhand nimmt, bis nach zwei oder drei Tagen unbeschreiblicher Qualen der Tod dieser Scene ein Ende macht.

Die Grundursachen dieser Krankheit sind unbekannt; soviel weiß man aber aus Erfahrung, daß zu heftige Kälte, und ein hoher Grad von Hitze, besonders plötzlicher Uebergang aus dem einen in die andere, faules Fleisch im Sommer, Mangel an reinem Wasser und Unterdrückung des Geschlechtstriebes, diese Krankheit veranlassen, und daß die Hunde vorzüglich im Alter damit befallen werden.

Glücklicher Weise gibt es Mittel, diese Krankheit zu vermeiden, wenn der Gebissene sich sogleich an einen vernünftigen Arzt wendet, und die Wunde auf der Stelle rein ausgeschnitten wird; dieß ist das einzige sichere Mittel, und kann, zu rechter Zeit angebracht, den Ausbruch der Wasserscheu ganz verhüten und jede Gefahr entfernen. Ist dieselbe aber ausgebrochen, so kennt die Kunst noch kein Mittel dagegen. Daher sei man ja vorsichtig mit Hunden, beobachte sie genau, besonders wenn sie gebissen haben, oder sehr heftig werden, und vernachlässige schleunige Untersuchung ja nicht. Man hat den Hund vor der Tollheit bewahren zu können geglaubt, wenn man ihm eine wurmförmige Sehne unter der Zunge, welche man den Tollwurm nannte, ausschneide; allein das ist ein Aberglaube, und die Operation dem Thiere schädlich.

Eine andere Krankheit der Hunde ist die Räude, welche in kleinen Bläschen besteht, die sich hie und da zeigen, und nach und nach den ganzen Körper überziehen. Sie steckt an, und scheint von einer durch Erkältungen und Erhitzungen im Körper erzeugten Hitze im Geblüt herzurühren. Ähnlichen Ursachen schreibt man auch die Bräune zu.

Die Benützung des Hundes ist dem Menschen sehr wesentlich, sie ist sehr mannigfaltig. Die Unentbehrlichkeit dieses Thiergeschlechtes, in der Ordnung der Natur, sagt Büffon, leuchtet am deutlichsten in die Augen, wenn man einen Augenblick annimmt, er wäre nie vorhanden gewesen. Wie hätte der Mensch ohne Beihilfe des Hundes, sich anderer Thiere bemächtigen, sie zähmen oder in seine Bothmäßigkeit bringen können? Die meisten Thiere sind an Geschmeidigkeit, Hurtigkeit und Stärke ja sogar an Herzhaftigkeit dem Menschen überlegen. Der Mensch mußte sich, unter den Thieren selbst erst einen Anhang verschaffen, und vornehmlich, diejenigen durch Freundlichkeit und Liebkosungen gewinnen, denen er die meiste Bereitwilligkeit, sich an ihn zu gewöhnen, und eine vorzügliche Neigung ihm zu gehorsamen zutraute, damit er sich ihres Beistandes hernach wider die andern bedienen könnte. Durch die Eroberung eines herzhaften und so gelehrigen Thiergeschlechts als die Hunde, gewann der Mensch gleichsam neue ihm noch fehlende Sinne und Fähigkeiten. Von den Werkzeugen und Maschinen, die wir zur Verbesserung unserer Sinne erfanden, haben wir uns noch bei weiten nicht so wesentliche Vortheile, als von denjenigen zu versprechen, welche uns die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit anbiethet, um dadurch der Unvollkommenheit unsers Geruchs abzuhelfen und uns die sichersten und unvergänglichsten Mittel zur Bändigung und Beherrschung anderer Thiere an die Hand zu geben. Der Hund selbst erwirbt sich, durch seine Treue einen beständigen Antheil an der Herrschaft und einen gewissen Rang, der ihn über alle andern Thiere hinaussetzt. Er gebiethet über sie, er beherrscht ganze Heerden, bei welchen oft sein Bellen mehr gilt als die Stimme des Hirten. Sicherheit und Ordnung und gute Zucht, sind die gewöhnlichen Früchte seiner wachsamen Geschäftigkeit. Ist nicht eine Heerde gleichsam ein ihm unterworfenes Volk, das er anführt, beschützt, und niemals mit Gewalt beherrscht, oder dem er nie seine Stärke fühlen läßt, als wenn sie nöthig ist, unter ihnen Frieden zu erhalten.

Die Benützung der Hunde zur Jagd ist bekannt; da ist es, wo der Hund seine Herzhaftigkeit am vortheilhaftesten zeigen, alle seine Verschlagenheit anwenden kann. Beim ersten Geräusche der Waffen, sobald in das Jagdhorn gestoßen oder durch den Zuruf des Jägers ein Zeichen zum Angriff gegeben wird, funkeln die Augen der Hunde von streitbarer Begierde und freudiger Ausgelassenheit. Jede Bewegung, jeder Ton ihrer Stim-

me verkündigt ihr ungeduldiges Begehren, und ihre Sehnsucht nach einem rühmlichen Siege. Nun geht er stillschweigend seinem Feinde entgegen, beflissen die Gegend auszuspüren und seinen Feind im Lager zu überraschen. Begierig sucht er seine witternde Fährte, geht ihm auf dem Fuß nach, und weiß durch unterscheidende Laute sowohl Zeit und Abstand, als Gattung und Alter des Feindes anzugeben. Die Hunde werden nicht nur auf Säugethiere und Vögel sondern auch, wie z. B. bei den Jesse-Insulanern und den Chono's im südwestlichen Amerika, zum Fischfange abgerichtet.

Durch seine Wachsamkeit und sein Bestreben fremde Personen von dem Reviere seines Herrn abzuhalten, empfiehlt sich uns der Hund besonders. Da er sehr leise, ja so zu sagen wachend schläft, so entgeht ihm zu keiner Zeit irgend ein hörbares Geräusch. Besser als der Mensch, schickt er sich daher zum Wächter, und man kann ihm Haus, Garten und Heerde sicher anvertrauen. Gute Hunde sind in diesem ihrem Amte nie saumselig, nie verdrossen. Seine Stärke und Herzhaftigkeit kommt ihm dabei besonders zu Statten; folgt der Verdächtige, er mag Mensch oder ein Raubthier seyn, nicht seinem warnenden Bellen, so greift er an und versetzt blutige Wunden.

In Afrika fällt er in Gesellschaft sogar den Löwen an und bezwingt ihn. Die Hunde der afrikanischen Colonisten am Cap sind vielleicht die kühnsten und muthigsten, und diese Eigenschaft verdanken sie allein den häufigen gefahrvollen Kämpfen, welche sie mit Hyänen, Panthern, und selbst mit Löwen zu bestehen haben. Auf den Wohnplätzen der Schafzucht treibenden Colonisten, trifft man nach Lichtenstein's Nachrichten, nicht selten zehn bis fünfzehn Hunde an, welche gewöhnlich so böse sind, daß man sich, weder bei Tage noch bei Nacht, dem Hause zu Fuß nähern darf. Sie werden mit dem Abfall von geschlachteten Schafen genährt, sie sind aber meist so mager und räudig, daß es ein Jammer anzusehen ist. Die gewöhnliche Raçe ist eine große Art von Windhunden, der sehr ähnlich, welche man dänische Hunde nennt. Man hält sie unter allen für die brauchbarsten, und drei von ihnen sind im Stande den größten Parder todt zu beißen. Sie werden früh darauf abgerichtet, und sind deßhalb sehr nützlich, weil sie eine Menge Pulver und Blei ersparen helfen, welches in jenen Gegenden theure Waare ist. Auf manchen Pächtereien sieht man drei bis vier Hunde auf die Jagd gehen, um ihren Herrn einen Braten zu fangen. In etwas wildreichen Gegenden fehlt es selten, daß sie nicht irgend eine Antilope erlegen sollten. In diesem Falle kommt einer von ihnen allein nach Hause, und ruht nicht eher, als bis jemand mit ihm geht, um die Beute nach Hause zu holen. Die übrigen bleiben so lange ruhig bei dem Wilde, um es gegen andere Raubthiere zu bewahren: Herr Lichtenstein hat dieß selbst gesehen. Die Hunde hatten einer Antilope die Gurgel abgebissen und begnügten sich das herabfließende Blut zu lecken. Man weidete die Antilope aus, und gab ihnen das sämmtliche Eingeweide zur Belohnung.

Es sei nicht zu viel gesagt, behauptet Lichtenstein, ohne solche Hunde wären diese Gegenden unbewohnbar. Durch sie wird der Buschmann, wie der Parder und Jakal abgewehrt, und selbst den Löwen schreckt das Bellen der muthigen Schaar, denen an Wachsamkeit und Genügsamkeit keine Dienerschaft gleich kommt. Andere schönere Hunde, welche besonders die Engländer einführen wollten, entsprachen diesem Zweck bei weitem nicht so, wie diese, zwar häßliche aber nützliche und starke Raçe. Von der Wuth hat man in der ganzen Kolonie kein Beispiel. Bei solchen Kämpfen mit Hyänen, Löwen und Panthern unterliegen oft einige Hunde, aber die übrigen lassen sich dadurch nicht abschrecken und besiegen öfterer ihren Feind. Die erhaltenen Wunden heilen sie durch Lecken.

Dem Grönländer, dem Kamtschadalen, und andern Bewohnern des Eismeers, ist der Hund als Zugvieh sehr wichtig. Man trifft ihrer daher eine große Menge unter diesen Nationen an. Es ist dieß eine Art sehr großer Spitze mit grobem Haar, und mancherlei, doch meist weißer oder gelblicher Farbe. Die spärliche Nahrung dieser Hunde besteht aus einer Mischung verfaulter Fische und Birkenrinde, und doch erreichen sie viel Kraft. Vier Hunde vor einen Schlitten gespannt, ziehen drei erwachsene Menschen und 60 bis 70 Pfund, ohne Mühe fort, und ein einzelner Mann kann mit diesen Hunden bei guter Bahn und Wetter 20 Stunden in einem Tage zurücklegen. Dem Grönländer helfen sie die Seehunde vom Meeresufer nach Hause zu transportiren; während er jagte, mußten sie sich ihre Nahrung am Ufer selbst suchen. Im Sommer werden diese Hunde völlig frei gelassen, und werden wahre Raubthiere, welche alle andern Thiere anfallen, und selbst auf Fische lauern, welche sie begierig fressen. Im Winter kehren sie zu den Wohnungen zurück, werden angebunden, und sehr spärlich gefüttert, damit sie mager werden, um besser laufen zu können. Gewöhnlich spannt man zwei und zwei nebeneinander, und einen als Leithund voraus. Das Geschirr ist vom Leder, liegt unter dem Halse oder vor der Brust, und wird mit Strängen am Schlitten befestigt. Das Halsband, womit man sie zusammen kuppelt, ist mit Leder besetzt. Die Schlitten sind sehr leicht, hoch und fallen daher gerne um. Sind die Hunde gut abgerichtet, so darf der Führer kein Wort sprechen, sondern gibt seinen Willen bloß durch Bewegungen zu erkennen.

In der gefahrvollen Unternehmung, welche der Baron von Wragel für nähere Kenntniß der Küsten Sibiriens im Jahre 1823 unternahm, haben diese Hunde außerordentliche Gewandtheit gezeigt. Mit dem Beistand dieser Thiere haben die russischen Reisenden sechs und sechzig Tage lang auf dem Eise des Polarmeers in einer

ungeheuren Entfernung von den Küsten zubringen können. Wenn die Dicke des Eises keine Gefahr besorgen ließ, so liefen sie mit erstaunlicher Schnelle, bellten und bissen sich untereinander, wie wilde schwer zu zähmende Pferde; aber sobald der Weg gefährlich wurde, waren sie ganz ruhig, vorsichtig und leicht zu lenken. Sie liefen mit größerer Behutsamkeit und wagten sich nur dann auf die dünnern Eiskrusten, die oft kaum einen Zoll dick waren, wenn sie dazu gezwungen wurden. Ihrer zwölf oder dreizehn waren vor einem Schlitten angespannt, sie drängten sich dicht zusammen, um sich gegen Wölfe, schwarze und weiße Bären zu vertheidigen, ohne sonst große Furcht zu äußern, und thaten dieß mit eben soviel Muth als Geschicklichkeit. Ihr Instinkt war ihnen von großem Nutzen, und zeigte sich oft so überraschend, daß man davon überrascht wurde. Ungeachtet sie eine große Menge von Umschweifen und Kreuzläufen, auf dem Eise des Polarmeers gemacht hatten, fanden sie, als man sich zur Rückkehr entschlossen hatte, doch den kürzesten und bequemsten Weg ohne alle Leitung, den kein Mensch hätte besser finden können.

Wir haben schon der bei einigen Völkern heißerer Himmelsstriche herrschenden Sitte Hundefleisch zu genießen Erwähnung gemacht. Die Neger schätzen das Hundefleisch höher als das Fleisch aller andern Thiere. Zu Angola bringt man gemästete Hunde ordentlich zu Markte, und sie werden theurer als Schöpfen und Ziegen, ja noch theurer als alles Wildpret bezahlt —; oft werden für einen fetten großen Hund 22 Sclaven gegeben. Bei den Schmausereien der Neger ist allemal ein gebratener Hund das herrlichste Gericht. Auch in Ägypten ißt man junge Hunde als einen Leckerbissen, und die Frauenzimmer geben ihnen auch darum einen Vorzug vor andern Fleischgattungen, weil sie glauben davon sehr fett zu werden, was dort als ein nothwendiges Attribut weiblicher Schönheit angesehen wird. In China, Japan und den Inseln des südlichen Oceans werden Hunde ebenfalls genossen.

Die Offiziere des amerikanischen Schiffes Potomack wurden im Jahre 1831 auf den Sandwichs-Inseln, von dem König derselben bewirthet; der Reisebeschreiber erwähnt dabei folgenden Gerichtes: Auf einem Ende der Tafel stand ein gebratener Hund, den man jedoch durch einen angenähten Schweinskopf und Füße verkleidet hatte. Diese Hunde sind von einer besondern Race, und werden nur mit Vegetabilien gefüttert; sie schmecken fast wie Schweinfleisch, sind selten, aber bei großen Gelegenheiten dürfen sie nicht fehlen.

Cook hatte einst, als er wegen Mangel an gesunder Nahrung schwer erkrankte, und sich auf dem Schiffe kein anderes lebendes Thier befand, einem geschlachteten Hunde sein Leben zu verdanken, dessen nahrhaftes Fleisch und kräftige Brühen seine Gesundheit wieder herstellten. Auch die Carthaginienser sollen Hunde gegessen haben und deßwegen Cananii genannt worden seyn; dieser Name soll sich bei einigen Völkerschaften der Berberei noch erhalten haben.

Die englischen Diebe pflegen Hunde sogar zum Geldstehlen abzurichten, wovon folgendes Beispiel zeugt: Ein englischer Schiffer kam mit einem sehr schönen Hunde, den er von einem Manne, welcher ihn wahrscheinlich auch gestohlen, gekauft hatte, nach Norwegen; diesen Hund schenkt er einem dortigen Freunde, und er gewöhnte sich bald an seinen neuen Herrn. Einst kommt der Hund aus der Stadt zurück auf das Comptoir seines Herrn, legt ihm die Vorderbeine auf den Schooß, und läßt aus dem Munde eine Rolle Geld fallen. Da dieß öfter wiederholt wurde, so legte der Kaufmann das Geld jedesmal bei Seite, und vermuthete, der Hund habe es einem seiner Freunde genommen, den er öfters besuchte. Dieser erzählte ihm wirklich zufällig, es fehle ihm seit einiger Zeit immer Geld, ohne daß er begreifen könne, wo es hinkomme, da Niemand als der Hund auf sein Zimmer komme. Man beobachtete nun den Hund genauer. Er kam wieder und legte sich unter den Ofen; der Kaufmann nahm einige Rollen Geld, legte sie auf den Tisch, und setzte sich an sein Pult, wo er den Hund bemerken konnte. Dieser schlich sich, da er sich unbeachtet glaubte, nach einer Weile an den Tisch, nahm eine Rolle, legte sich wieder an seinen vorigen Platz, und kam dann später unter dem Ofen hervor und begehrte hinausgelassen zu werden was auch geschah und nun brachte er das Geld seinem Herrn; und der Kassenmangel stimmte genau mit der Summe überein, die er seinem Herrn von Zeit zu Zeit überbracht hatte.

Der Hund sucht die verlornen Sachen seines Herrn oder seines Hauses; er bewacht das Haus vor Dieben; die Herden beschützt er vor Fremden und Raubthieren, treibt und hält sie zusammen. In Frankreich dreht er den Bratspieß, oder treibt in den Schmieden die Blasebälge, indem er in einem dazu gemachten Tretrade geht. Er läßt sich noch zu mancherlei Bedienungen abrichten, wovon jeder unserer Leser manche Beispiele gewiß selbst gesehen.

Lebendige Hunde auf die leidenden Theile des menschlichen Körpers gelegt sollen Lähmungen, Koliken, Podagra und ähnliche Uebel geheilt haben; doch soll ihnen der Dienst gewöhnlich die Einbuße ihrer Gesundheit zuziehen. Mit Hundefett suchen sich Schwindsüchtige zu kuriren. Speichel, Gehirn, Blut, Galle und Koth (weißen Enzian, albumgraecum) brauchte man ehemals in den Apotheken. Letztere wenden die Saffiangärber noch jetzt zum Wegbeitzen der Haare von Fellen an. In den neuern Zeiten will man bemerkt haben, daß der Magensaft

des Hundes ein wirksames Mittel gegen Krebsschäden sei. Noch blinde, säugende junge Hunde gebrauchen Wöchnerinnen zum Aussaugen der Brustmilch, welchen Dienst sie vortrefflich verrichten sollen. Die Felle benutzt man auf verschiedene Art, besonders die von Pudeln, zu Mützen und andern Kleidungsstücken.

Das Vaterland des Hundes ist, wie das des Menschen die ganze bewohnbare Oberfläche der Erde. Mit dem Menschen zieht er über den unermeßlichen Ocean aus dem Norden unter den Aequator; und erträgt Hitze und Kälte und alle Einwirkungen entgegengesetzter Himmelsstriche.

Woher stammt der Hund? Gab es in den ersten Zeiten nur eine Art, oder gab es mehrere ursprüngliche Raçen? Welche sind diese? oder sind die verschiedenen Raçen, durch Vermischung mit andern verwandten Thieren entstanden? Das sind alles Fragen, welche noch zu beantworten sind.

Einige nahmen den Jakal, eine Hundeart, welche in Asien und Afrika lebt, andere den Wolf oder Fuchs, und einige sogar die Hyäne als Stammraçe an. Allein diese Annahmen scheinen falsch zu seyn, und keine hat wahrscheinliche Gründe, obschon sich alle diese Thiere in seltenen Fällen vermischen. In Amerika und in Neuholland fand man Hunde, und es scheint in beiden Ländern sei derselbe schon sehr lange Hausthier gewesen. Nach Herrn Moreau de Pones scheint es wahrscheinlich, das Amerika bei seiner Entdeckung eine eigene Hunderaçe hatte. Columbus fand auf den lakaischen Inseln im Jahre 1482 ganz nackte Hunde, welche nicht bellten. Eben solche fand er im Jahre 1494, auf Cuba, wo sie gegessen wurden. Auf Martinique, Quadaloupe, in Meriko, Peru, Brasilien und in ganz Nordamerika soll man ähnliche nicht bellende Hunde gefunden haben. Selbst jetzt soll die Urraçe nicht ganz untergegangen sein, und sich noch hin und wieder, unter verschiedenen Namen, freilich nicht ungemischt mit andern Raçen finden.

Alle Hunde, so sehr sie auch in der Bildung nach den verschiedenen Raçen von einander abweichen, kommen in der ihnen von Natur eigenen Neigung zu den Menschen überein, und selbst der Neuholländische Hund, welcher in mancher Hinsicht von den andern Raçen abweicht und als eine eigene Art sich darstellt, hat Neigung zum Menschen. Daraus läßt sich muthmaßen, daß die Art des Haushundes nicht lange nach ihrer Erschaffung und schon von den ersten Menschen gezähmt worden sei, welchen er vielleicht mit Zutraulichkeit entgegen kam und so bald zum Hausthiere wurde. Auszumachen ist es wohl nicht mehr, ob mehrere und wie viele Urraçen vorhanden waren, und ob diese durch Vermischung mit verwandten Thieren Mittelraçen bildeten, welche ihrerseits wieder Stammraçen wurden. Es ist wahr, auch der asiatische Jakal, und selbst der Fuchs lassen sich mit leichter Mühe zahm machen, besonders der erstere, und da dürften Vermischungen statt gehabt haben, welche neue Raçen hervorbrachten. Die Hausgenossenschaft, welche so leicht Varietäten erzeugt, wie wir bei Thieren und Pflanzen sehen, und die Verpflanzung der Hunde in die verschiedensten Climate thaten das Ihrige, um die verschiedenen Raçen nach und nach hervorzubringen, wie sie sich jetzt finden.

Man kann die Unterarten des Haushundes nach einigen allgemeinen Kennzeichen, schicklich folgendermaßen ordnen:

I. Spanische Hunde. (Espagnols.)

Der spanische Wachtelhund (Canis extrarius) (Linn.)

Taf. 42. 50.

Der Kopf ist mittlerer Länge, die Hirnhöhlen und die Stirnhöhlen sehr erweitert; die Ohren sind breit und hängend; die Beine mager und kurz; der Körper zart gebaut, der Schwanz in die Höhe gerichtet. Der Pelz ist gewöhnlich von weißer Farbe mit großen braunen oder schwarzen Flecken besonders am Kopfe; die schwarzköpfigen haben über jedem Auge einen rostfarbenen Fleck. Das Haar ist an den meisten Theilen des Körpers lang, gerollt und seidenartig; es werden daraus gute Hüte und Strümpfe verfertiget. Er heißt auch langbeiniger Bologneser, Seidenhund, Seidenpudel.

Der große spanische Wachtelhund hat eine platte Stirn, zuweilen gespaltene Nase, den Schwanz mittelmäßig behaart. Er ist 2 Fuß 4 Zoll lang.

Der englische Wachtelhund (Canis brevipilis, legredin Buff. (Taf. 49. 53. 51.) unterscheidet sich vom erstern nur durch sein kürzeres, wollenförmiges Haar, seine Farbe ist schwarz oder gefleckt.

Der Pyrame, dem kleinen spanischen Wachtelhunde gleich. Er ist schwarz von Farbe, an den Augen an der Schnautze, an der Gurgel und an den Beinen aber lebhaft rothgelb.

Das Bologneser- oder Malthefer-Hündchen (Le Richon.) Mit kurzer Schnautze und rundem Kopfe, sehr langem seidenartigen Haare. Er ist gewöhnlich weiß und kaum größer als ein Eichhörnchen. Büffon hält ihn für eine Zwischenraçe des kleinen Pudels und des kleinen spanischen Hundes.

Das eigentliche Löwenhündchen (Chien lion) (Buff.) An Größe und Gestalt dem vorigen

ziemlich gleich. Der ganze Hinterkörper ist nur mit sehr kurzen feinen, der Vorderkörper mit langen Haaren, wie beim Löwen, mit einer Mähne bedeckt. Am Ende des Schwanzes befindet sich ein Haarbüschel. Dieser Hund wurde sonst sehr geschätzt und theuer bezahlt.

Der kalabrische Hund. Er ist sehr groß und steht in der Mitte zwischen dem dänischen und spanischen Hunde. Diese Hunderaçe hat vorzügliche geistige Anlagen und zeigt viel Anhänglichkeit und Treue an den Menschen.

Der große spanische und der kalabrische Hund, haben einen ausgezeichneten Geruch, eignen sich daher sehr gut zur Jagd, der spanische als Stellhund, der kalabrische zur Wolfsjagd. Die kleinern Spielarten werden mehr zum Vergnügen gehalten; man weiß sie auf verschiedene künstliche Arten sehr klein zu erhalten. Die Raçe stammt aus dem wärmern Europa, vorzüglich aber aus Spanien.

Wir wollen hier noch einige Thatsachen, worin diese Hunde ihren Verstand und ihre Treue an den Tag legen, erzählen:

Zu einem Jäger kam einst sein Hund ins Zimmer in Eile; er wedelte, winselte, heulte und sprang um seinen Herrn herum, von diesem zum Ofen, wo die Jagdflinte stand, und wieder zum Herrn zurück. Der Jäger versteht diese Aufforderung des Hundes, und macht sich anheischig, ihm zu folgen. Sogleich gibt der Hund einen freudigen Laut von sich, läuft voran zur Thüre hinaus, führt dann seinen Herrn ins Freie zu einem Berge. Vorauslaufend zeigt er, welchen Weg der Jäger zu nehmen hat; dann aber schließt er sich an ihn, drückt ihn links, um ihm zu verstehen zu geben, er möchte in dieser Richtung bergauf fortgehen; nachdem ihm der Jäger gefolgt war, dreht er sich rechts, umläuft den Berg und treibt einen Hasen seinem Herrn entgegen, der zur großen Freude des Hundes glücklich erlegt wird.

b) **Der Pudel.** (Canis aquaticus. Grand barbet.)

Taf. 45.

Sein Kopf ist dick und rund, die Schedelhöhle und die Stirnhöhle sind sehr groß und entwickelter, als bei allen andern Raçen, die Schnautze ist kurz und dick, die Ohren breit und herabhängend, der Leib kurz und dick mit langem wollähnlichen Haare bedeckt. Seine Größe ist mittelmäßig, die Farbe schwarz, weiß oder rothbraun, zuweilen schwarz und weiß gefleckt.

Unter allen Hunden ist der Pudel der verständigste und mit den meisten Anlagen zu allerlei Künsten begabt. Seine Treue und unabwendbare Anhänglichkeit an seinen Herrn sind weltbekannt. Er liebt das Wasser und schwimmt vortrefflich, wird daher zur Jagd auf Wasservögel mit ausgezeichnetem Erfolge verwendet. Sein Haar kann zu schlechten Hüten, Strümpfen und andern Sachen verarbeitet werden.

Die vorzüglichern Spielarten sind:

Der kleine Pudel (Canis aquaticus minor.) Außer seiner Größe unterscheidet er sich von dem vorigen noch durch seine dickere Schnautze, und sein weicheres seidenartiges Haar. Er soll vom großen Pudel und dem kleinen spanischen Hunde herstammen.

Der Griffon. (Taf. 63.) Seine Größe ist nicht bei allen Individuen gleich, bald ist er mittelmäßig, bald klein, die Schnautze ist mit langen Haaren bewachsen, die Ohren sind etwas rückwärts gebogen; das Haar ist nicht kraus, wie beim eigentlichen Pudel, sondern es hängt in langen geraden Locken herunter. Die Farbe ist meist schwarz, über den Augen und an den Füßen rothgelb. Er scheint vom Pudel und dem Hirtenhunde abzustammen.

Wir können nicht umhin, uns die Geduld unserer Leser noch zu einigen interessanten Geschichtchen auszubitten.

Ein Herr hatte seinen Pudel abgerichtet, ihm allerhand Waaren von einem Krämer zu holen; er schrieb, wenn er ihn brauchte, das, was er wünschte, auf einen Zettel auf, und gab ihn dem Pudel mit. Einmahl wurde dieser um eine Pfeife geschickt. Auf dem Rückwege aber ließ er sie unglücklicher Weise fallen und sie zerbrach. Nun versuchte der Hund die zerbrochenen Stücke zusammen zu setzen, da es ihm aber nicht gelang, lief er unruhig davon.

In einer Residenzstadt wurde höhern Orts der Befehl gegeben, alle Hunde, die mit einem Zeichen nicht versehen wären (dessen Verkauf dem Abdecker ein billiges Einkommen verschaffte) einzufangen; der Abdecker sperrte sie dann in einen hölzernen Schupfen, bis sie ausgelöset wurden. Ein Pudel unter den Gefangenen, auf ein Rettungsmittel sinnend, beobachtete und überlegte. Er bemerkte, wie die Thür auf und zugemacht wurde. Ganz gelassen ging er hin, sprang mit den Pfoten auf den Drücker, öffnete die Thür, sah sich nach dem unruhigen Haufen seiner Mitgefangenen um, schritt zufrieden voran, und führte im Triumphe die erlöste Gesellschaft zum Stadtthore hinein. Auch können wir nicht unterlassen, jenes gefeierten Beispieles von Hunde-

treue, das ein Pudel während der letzten französischen Revolution gab, und dessen Ruf unter dem, vielen andern edlen Thaten Europa durchhallte, zu erwähnen. Ein Nationalgardist wurde getödtet und dann begraben. Die Witwe vermißte bald nach dem Leichenbegängnisse den Hund; nach vielem Suchen fand sie ihn im Friedhof am Grabe ihres verstorbenen Mannes in Traurigkeit versunken, um sich nichts bemerkend, sitzen. Sie nahm ihn mit nach Hause, allein in Kurzem verlor er sich wieder, und kehrte an die Stelle, wo sich der Körper seines geliebten Herrn befand, zurück. Eine Frau sah ihn da. Der leidenvolle Ausdruck in seiner Miene und Geberde rührte sie; sie glaubte er leide Hunger, kaufte für ihn einige Kuchen, und warf sie ihm hin. Das gefühlvolle Thier nahm sie an, allein statt sie zu essen, scharrte er sie in eine Grube am Grabe ein, um sie vielleicht dem geliebten Herrn zugänglicher zu machen. Nachdem dieß rührende treue Benehmen des Pudels bekannt wurde, errichtete der Körper der Nationalgardisten demselben eine Hütte über dem Grabe seines Herrn und setzte folgende Aufschrift darauf: »Seitdem er seinen Herrn verlor, ist ihm das Leben eine drückende Last; durch seinen Trieb glaubt er ihn noch kommen zu sehen; ach armer Freund du siehst nur sein Grab.« Eine gemachte Stiftung sichert dem Hunde seine lebenslängliche Ernährung.

c) **Der Jagdhund.** (Canis sagax Chien courant Buff.)

Taf. 41. 43. 54.

Sein Körper ist lang und dick, der Kopf rund und groß, von hinten eingefurcht, die Schnautze wie die des Fleischerhundes, die Ohren sind lang und hängend, die Beine lang und fleischig, die Afterzehen mit Klauen versehen, der aufgerichtete Schwanz lauft von der Wurzel an spitzig zu, sein kurzes bald schlichtes bald zottiges Haar ist entweder einfärbig weiß, oder noch häufiger mit großen unregelmäßigen schwarzen, braunen oder falben Flecken, welche über den ganzen Leib zerstreut sind, besprengt. Der Jagdhund ist stark und herzhaft, er hat einen vortrefflichen Geruch und besitzt viel Verstand und Gelehrigkeit. Sein Name zeigt schon seine Bestimmung. Die großen Arten werden zur Parforce-Jagd auf Rothwild gebraucht. Mit welchem Eifer, Scharfsinn und Hingebung der Jagdhund seinen Dienst zu verrichten pflegt, mit welcher unerschütterlichen Treue er seinem Herrn anhängt, wie heilig ihm alle demselben angehörigen Sachen sind, zeigt eine Unzahl von Begebenheiten, die durch häufiges Vorkommen sich bewahrheiten.

Taf. 59.

Le Fuiver, ein Landmann in Pensylvanien, vermißte eines Tages sein jüngstes Kind; da man es in der Nähe des Hauses vergebens gesucht hatte, so nahm man einige Nachbarn zu Hilfe und begab sich in den nicht weit entfernten Wald, um das Nachsuchen fortzusetzen. — Die Besorgniß der Eltern war auf den höchsten Punkt gestiegen, als die Nacht hereinbrach und man noch keine Kunde von dem Verlornen erhielt; denn sie wußten, daß die in diesen Gebirgen wohnenden Bergkatzen selbst erwachsenen Menschen gefährlich werden. Während der Abwesenheit der Eltern war ein Indianer in ihrem Hause eingekehrt, und fragte: »Wo ist mein Bruder?« Als er die Ursache seiner Abwesenheit erfuhr, ließ er durch ein Zeichen mit der Glocke ihn zurückrufen, und als er zurückkam, ließ sich der Indianer die Kleidungsstücke, die das Kind zuletzt trug, geben, und legte sie seinem Hunde zum Beriechen vor; dann zog er einen Strich auf der Erde, und ließ den Hund dazu riechen; er fuhr fort, die Linie um das Haus so lange zu ziehen, bis der Hund auf die Spur des Kindes gekommen war; sobald er diese gefunden hatte, fing er an zu bellen und folgte ihr in den Wald. Nach einer halben Stunde kam er mit freudigen Blicken und Bewegungen zurückgelaufen, und als sich die Familie anheischig machte, ihm zu folgen, führte er sie zu dem sehnlichst gesuchten Kinde, das ohnmächtig und halbtodt an dem Fuße eines Baumes lag. Mit geschickter Hülfe des Vaters wurde es bald hergestellt.

Ein Förster schloß einst, als er von der Jagd zurückgekehrt war, mit dem heimgebrachten Wildpret zufällig auch seinen Jagdhund in eine Kammer ein. Er sah sich bald darauf gezwungen, fortzureisen, ohne früher den Hund ausgelassen zu haben. Nach 14 Tagen ungefähr kehrte er zurück, öffnet die Kammer, und sieht den geliebten Gefährten seiner Jagden hingestreckt ohne Bewegung und Leben da liegen. Jetzt erst erinnert er sich mit Schmerzgefühl, daß er seinen von der Jagd müden und hungrigen Hund selbst hier einsperrte, und bemerkte mit Erstaunen, daß dieser sich lieber einem schmerzhaften Hungerstode sich unterziehen, als willkührlich das vor ihm liegende Wild antasten wollte. Auch dieß Thier fühlte offenbar bei seiner Treue und Selbstverläugnung ein höheres Motiv, als die bloße Begierde seinen Bauch zu füllen; auch ihm gab sein Pflichtgefühl eine Stärke, die ihn vermochte, selbst den Tod lieber, als eine Uebertretung zu wählen.

Dieser Haupt-Raçe ähnlich sind noch:

Der Parforçe-Hund (Canis gallicus.)

Der Schweißhund (Canis s. scoticus).

Der Leithund (Canis venaticus).

d) **Der Hühnerhund.** (Canis avicularis. Le barque.)

Taf. 46. 52.

Sein Aeußeres gleicht ziemlich dem Jagdhunde, nur ist seine Schnauße etwas kürzer, aber spißiger, sein Schwanz etwas dicker und kürzer, seine Ohren kürzer und schmäler, zum Theile gerade zum Theile hängend, die Beine sind etwas länger, die Nase ist zuweilen gespalten. Die Farbe ist entweder rein weiß, oder mit schwarzen, braunen oder gelben Flecken besprengt.

Auch diese Hunde legen viel Verstand, viele Anhänglichkeit zu ihren Herrn an den Tag; ihr Geruch ist zwar nicht so trefflich, wie der des Jagdhundes, doch aber sehr fein. Man braucht sie zur Jagd auf Hasen, Schnepfen, Rebhühner und Fasanen.

Der bengalische Hühnerhund ist eine Spielart dieser Raçe; seine Farbe ist weiß mit kleinen schwarzen und gelben Flecken bestreut und sehr lebhaft. Oft wird er mit einem sehr kurzen Schwanze geboren, der zuweilen ganz abstirbt. Sein Haar ist sehr kurz.

Herr Kammerrath Hunt erzählt, er habe bei einem Jäger einen abgerichteten Hühnerhund gesehen, den er ein Hundegenie nennt. Einst habe er ihn gesehen, sagt er, wie er einen Hasen bei einem Ohr im Maul hielt, und über den Rücken warf, um ihn desto leichter in die Küche tragen zu können.

e) **Pincher.**

Er hat schlanke Füße, einen schmalen Kopf, und entweder langes zottiges graues, oder kurzes glattes und am Rücken schwarzes Haar.

f) **Der Dachshund.** (Canis vertagus. Le basset.)

Taf. 44.

Seine kurzen und dicken Beine unterscheiden ihn vorzüglich vom Jagdhunde, dem er im Uebrigen ziemlich gleich ist; die Ohren sind lang und hangend, der Schwanz lang, sein Haar ist kurz mit schwarzen oder braunen Flecken auf weißem Grunde, die bald mehr bald weniger zahlreich sind; zuweilen ist er ganz schwarz mit hochgelben Flecken. Die Bestimmung dieser Hunde ist, in die Höhlen der Dachse zu steigen, um diese herauszutreiben. Zu dieser Verrichtung sind ihnen, da sie ohnehin kein sonderlich starkes Gesicht haben, die starken Füße und kurzen Zähne vorzüglich dienlich. Die Dachshunde mit geraden Schenkeln sind wider den Dachs zu hitzig und pflegen sich zu bald bei ihm abzumatten. Daher bringt man vorzüglich die krummbeinigen in einem Alter von drei Vierteljahren in die Dachshöhle, wenn eben ein alter abgerichteter hineingelassen wird. Dem gefangenen Dachse bricht man sogleich die Zähne aus, und setzt ihn dann den jungen Hunden vor, damit diese gleich durch den ersten fehlgeschlagenen Versuch nicht allen Muth verlieren; sie werden dann eifrige Jäger; sie kommen überhaupt in ihrem Betragen und ihrer Geschicklichkeit dem Jagdhunde nach.

Spielarten sind:

Der krummbeinige Dachshund. Die vordern Beine sind nach Außen gekrümmt und sehr niedrig. Einige halten solche Hunde nur für Mißgeburten.

Der Hund von Burgos. Der Körper ist lang, die Beine kurz, das lange Haar seidenartig. Er ist eine Zwischenraçe des spanischen Wachtelhundes und des Dachshundes.

g) **Der Neufundländische Hund.** (Canis terra nova.)

Taf. 47.

Ein schönes Thier von vorzüglicher Größe, mit langen, seidenartigen Haaren; langem, fleckigtem, mit sehr langem Haare besetzten Schwanze, der in die Höhe steht. Zwischen den Zehen hat er eine Art von Schwimmhaut, die bei keiner andern Raçe so groß ist. Schwarz, oder schwarz und weiß ist die herrschende Farbe; der Kopf ist breit und die Schnauße dick, die Ohren sind hängend.

Dieser Hund zeichnet sich durch die Vorzüglichkeit seiner intellectuellen Fähigkeiten vor andern aus. Er ist ein wahres Wasserthier, denn er schwimmt mit der größten Leichtigkeit, ohne daß es ihm Mühe verursacht; ja er taucht sogar. Daher verdient er, selbst vor dem Pudel bei der Wasserjagd den Vorzug. Eben so geschickt kann er Menschen, die in Gefahr sind, retten. Da er den Wolf nicht fürchtet, so wird er auch zur Bewachung der Herden benützt.

Einst befand sich der kleine Sohn eines Themse-Schiffers mit einem neufundländischen Hunde in einem Boote. Plötzlich fielen beide in die Themse, und der Knabe versank gleich tief hinab. Leute, die es vom Ufer sahen, werfen Steine auf den Ort, wo der Knabe untersank und das kluge Thier, das gewohnt war aus dem Wasser zu apportiren, taucht sogleich auf dem Ort, wohin die Steine geworfen wurden, unter, und bringt den fast leblosen Knaben herauf, der dann durch schnelle Hilfe in's Leben zurückgerufen wurde.

Im Jahre 1760 schlief ein Mann bei Walersmith in seinem Boote; sein Neufundländer war allein bei ihm. Das Boot riß vom Anker los, und wurde unter ein großes Schiff getrieben. Sogleich packte der Hund seinen Herrn beim Halskragen, und weckte ihn noch zu rechter Zeit, um sich zu retten, auf. Im Jahre 1803 scheiterte im Canal von Constantinopel ein Schiff. Der Schiffer hatte einen großen Hund bei sich, welcher, nachdem er sich gerettet hatte, ängstlich seinem Herrn vom Ufer nachsah, sobald er aber bemerkte, daß ihm die Kräfte zu fehlen anfingen und er zu sinken begann, sprang er wieder in's Wasser, packte den Herrn, zog ihn mit vieler Mühe an's Ufer und rettete ihn.

h.) **Der Hirtenhund** (Canis pastoralis. Le Berger.)

Taf. 56.

Der Kopf ist ziemlich dem des Fleischerhundes gleich; die Schnautze etwas länger, als die des gemeinen Windhundes, aber spitziger, als bei dem großen Windspiel, die Ohren sind halbsteif, gegen das Ende zu herabhängend, seine Beine sind lang und nervicht, der Leib lang, nach Hinten verdünnt, der Schwanz bogenförmig gekrümmt, gegen oben gerichtet, und immer nach der linken Seite hängend. Die Schnautze und die äußern Theile der Füße ausgenommen ist der ganze Leib mit langem Haare bedeckt. Sein Pelz ist schwarz, oft an der Brust, Gürtel und Bauch grau; zuweilen über den Augen hochgelbe Flecken, wohl auch am Schwanze und an den Füßen.

Dieser Hund besitzt viel Verstand, seine Wachsamkeit und Stärke eignen ihn vorzüglich zur Bewachung des Hauses, wo er am Tage an der Kette gehalten wird: und im Freien zur Bewachung der Herden, wobei er nicht selten rühmliche Fehden mit Wölfen führt. Er soll aus dem gemäßigten Europa stammen. Fel v. Arara macht in seinen Reisen durch Südamerika eine Erwähnung merkwürdiger Hunde, die in Paraguay gesehen werden und Orejeros heißen. Es sind große Hunde, die mit unserem Hirtenhunde viel Ähnlichkeit haben. Es werden aus ihnen wahre Hirten gebildet. Sie treiben die Herde in der Früh aus dem Hause, sorgen dafür, daß sie auf eine gute Weide gelange, beschützen sie vor allerlei Angriffen und halten sie zusammen, damit kein einziges Stück verloren gehe und Abends treiben sie dieselbe gut genährt in schöner Ordnung in den Stall zurück. Man bindet ihnen ein Stück Brod oder wohl auch Fleisch um den Hals, und sie sind so gut abgerichtet, daß sie dasselbe nicht eher herabnehmen, als bis sie der Hunger plagt; diese Kost reicht ihnen für den ganzen Tag hin.

Der Schäferhund wird von einigen als eine besondere Raçe angesehen, kommt aber dem Hirtenhunde so ziemlich gleich. In Ungarn benennt man so die großen schlanken Hunde, die mit einem rein weißen langen Haare bedeckt sind, in Dörfern in einer Unzahl zur Bewachung der Häuser gehalten werden, und die Fremden mit einem Schrecken erregenden Gebelle und Anlauf zu empfangen pflegen, bei den das ganze Jahr unter freiem Himmel weidenden Ochsen-, Pferde-, Schaf- und Schweinherden aber, ein nicht weniger zügelloses Leben, als ihre Herrn, die Hirten, führen.

Man hat Beispiele, wie sie dem Leben Fremder mit einem fürchterlichen Tode, wie ganz wilde Thiere gefährlich wurden. Wir wollen hier nur eines erwähnen. Ein Reisender sah einst in einer Pusta, in kleiner Entfernung von der Heerstraße eine Schaar wilder Aenten in den Morästen schwimmen; er bekam Lust, einige derselben zu schießen, stieg vom Wagen und näherte sich denselben. Kaum war aber sein Gewehr abgefeuert, als ein Haufe naher Hirtenhunde, wie hungrige Wölfe herbei sprang und in einem Augenblicke ihn in Stücke zerriß.

Der Spitz, Wolfshund oder Pommer. (Canis pomeranus. Le Chien loup.)

Sein Körper und einzelne Gliedmaßen sind proportionirt, er wird etwas größer, als der Fuchs, die Ohren sind gerad und spitzig, die Schnautze länglich und gedehnt, der Schwanz aufrechtstehend, nach Vorn etwas gerollt. Sein Haar ist an dem größten Theile des Körpers lang und weich, die Farbe ist weiß, braun oder schwarz, selten aber gefleckt.

Spielarten sind:

Der kurzhaarige Spitz. Mit etwas wolligem Haare und weißer Kehle, sonst meist von fuchsrother Farbe.

Der Fuchsspitz. Mit rundem Kopfe und sehr spitziger Schnautze. Der Schwanz ist ein eigentlicher Fuchsschwanz, doch gekrümmt, wie der des Spitzes. Er soll vom Fuchse und dem Spitz abstammen. Er ist sehr selten.

Der Spitz ist ein kluges, gelehriges und lebhaftes Thier. Er ist sehr wachsam und treu; ist ihm ein Wachtposten oder eine Sache zum Bewachen überlassen, so ist er in diesem Amte sehr pünktlich, heftig und beißt gerne. Als Haushund ist er unter allen der wachsamste.

In einem Hause wurde einst ein Kalb geschlachtet; der Spitz stand dem Schlächter bei, indem er die Schweine, Hühner und Enten entfernt hielt. Der Schlächter entfernte sich von seinem Werke, und während einmahl der Spitz auf das Hofvieh losfuhr, glückte es seinem Collegen, einem Dachshunde, einen von den abgeschnittenen Kalbsfüßen davon zu tragen. Kaum bemerkte der Spitz erschrocken den Diebstahl, als er den saubern Dachs sogleich in einem Winkel ausfindig machte, wie ein Pfeil auf ihn losfuhr, denselben beim Genick packte und ihm den Kalbsfuß wegnahm, dann aber ehrlich auf die vorige Stelle hinlegte.

k.) **Der sibirische Hund** (Canis sibiricus Linn.)

Er gleicht an Gestalt und Größe dem vorigen, nur ist sein ganzer Körper mit langen, zottigen Haaren besetzt. Wir haben schon oben erzählt, wie er zum Schlittenziehen in Sibirien und Kamtschatka abgerichtet wird.

An der langen dicken Haarbekleidung dieses Hundes, die ihn gegen die grimmige Kälte seines Vaterlandes schützt; so wie an der Nacktheit der Hunde aus wärmern Himmelsstrichen, die ihnen die sengende Hitze derselben erträglich macht, müssen wir die für Alles vorsehende Natur bewundern.

l.) **Der nordische Hund.** (Canis borealis. Chien des Esquimaux.)

Er gleicht an Gestalt dem vorigen, doch ist sein Haar etwas verschieden. Es ist nähmlich zweierlei: ein kurzes, wolliges, sehr dichtes Haar, aus welchem andere borstenartige feine Haare hervorragen. Der Pelz ist weiß mit unregelmäßig gestreiften schwarzen oder grauen Flecken, der After ist schwarz, und an den Backen sieht man drei schwarze mit harten Borsten bedeckte Punkte.

Man findet diese Hunde im hohen Norden, besonders an der Baffinsbai, in Grönland und Kamtschatka. Sie sind dem Menschen sehr zugethan, erkennen mit Mühe ihren Herrn und fürchten sich vor Schlägen nicht. Sie sind sehr gefräßig, können aber auch lange hungern. Von den Eskimaux werden sie als Zugthiere gebraucht; bei der Jagd auf Seehunde sind sie es, die die Beute nach Hause transportiren müssen.

Der Hund Techichi. Canis americanus. Diesen Hund findet man in Mexiko; er ist nicht größer als das Bologneser-Hündchen, sehr fett, und mit langen, am Rücken gelben, am Schwanze weißlichen Haaren bedeckt.

II. Fleischerhunde.

a) **Der Fleischerhund.** (Canis laniarius. Le Matin.)

Sein Kopf ist länglich, die Ohren zuerst etwas hervorragend, dann aber herabhängend. Langer und rüstiger Bau des Körpers, muskulose Füße, der Schwanz in die Höhe gerichtet und gebogen. Das Haar kurz und anliegend, unten etwas länger. Der Pelz ist meist semmelfarb, schwarz überlaufen, doch auch weiß, grau, braun oder schwarz, selten aber gefleckt.

Die Stärke ist die ausgezeichnetste Eigenschaft dieses Thieres, doch ist er auch sehr verständig und seinem Herrn ergeben. Die Geschichtchen, wie durch Wälder reisende Metzger durch ihre treuen, starken und herzhaften Hunde aus Räuberhänden gerettet und gegen hungrige Wölfe vertheidiget wurden, sind unzählig. Man bedient sich ihrer zuweilen zur Jagd des wilden Schweines und Wolfes und zuweilen auch als Wächter für Haus und Herden; welche wesentliche Dienste sie den Fleischhackern leisten, wie sie den wildesten Stier, sich an seine Ohren hängend, unter das Beil des Herrn führen, ist allgemein bekannt.

In der Stadt Skalitz besaß ein Fleischhacker einen Hund dieser Race von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Er war weit und breit in der Umgegend bekannt; — und wenn man irgendwo einen lebenden Eber fangen wollte, so nahm man zu seiner Herzhaftigkeit die Zuflucht. Gegen eine kleine Vergeltung pflegte ihn dann der Fleischhacker zu einer Eberjagd zu leihen. Der Eber wurde auf einen freien Platz getrieben, der Hund auf ihn losgelassen, der ihm muthig auf den Rücken sprang, die kräftigen Zähne in die Ohren einbiß, und so lange das wilde Thier unbeweglich zur Erde fesselte, bis man mit Stricken herbei kam und die Gefangennehmung vollendete.

Büffon glaubt, dieser Hund gehöre den gemäßigten Ländern an, und sei im Norden in den großen dänischen Hund, in wärmern Himmelsstrichen in den Windhund ausgeartet. Durch Vermischung mit der Dogge sei die große Dogge entstanden.

Dem Fleischerhunde ähnlich sind:

Der Saufinder, mit langem, rauhem meist schwarzem Haar; man bedient sich seiner zum Aufsuchen der wilden Schweine.

Der Saurüden, er hat einen flachen Kopf, vorn spitzige Schnautze, und lange Beine, sein braunes oder schwarzes Haar ist lang und zottig.

b) **Der dänische Hund.** (Canis danicus. Le grand danois.)

Diese Varietät hat viele Aehnlichkeit mit der frühern, doch ist sie noch größer und dicker als die vorige. Seine Farbe ist meist weiß, mit vielen schwarzen, grauen oder braunen rundlichen Flecken besprengt. Die Augen sind oft grünlich, der Schwanz ziemlich dünn.

Der dänische Hund hat wie in seiner Gestalt, so auch in seinen Sitten viele Aehnlichkeit mit dem Fleischerhunde. Er wird vorzüglich zum Herlaufen vor dem Wagen und zur Bewachung des Hauses abgerichtet.

c) **Der Windhund.** (Canis grajus seu leporarius. Le levrier.)

Taf. 55.

Er ist der schlankste und feingliedrigste unter den Hunden. Der länglichte Kopf lauft in eine schmale spitzige Schnautze aus; die Stirn ist sehr flach, da die Stirnhöhlen beinahe ganz fehlen, die Lippen sind kurz, die Beine dünn und lang, die Muskeln sehr mager, der Bauch ist außerordentlich verdünnt und eingezogen, der lange glatte und dünne Schwanz hängt herab. Zuweilen mangelt die fünfte Zehe am Hinterfuße, welche bei den andern Raçen entwickelt ist. Der Pelz ist mit weichen kurzen Haaren bedeckt.

Die Windhunde sind meist große Thiere, sie besitzen wenig geistige Fähigkeiten und zeigen auch wenig Anhänglichkeit an ihre Herrn; gegen fremde Personen sind sie nicht so feindlich gestimmt, wie andere Hunde und lassen sich von ihnen gerne Schmeicheleien gefallen. Ihr Gesicht ist vortrefflich, das Gehör sehr fein; sie sind im Laufen beinahe die schnellsten Thiere, die wir kennen. Größere Windhunde werden zum Fange der Hasen und Kaninchen abgerichtet. Der kleine Windhund oder das Windspiel wird seiner Schönheit wegen als Schooßhündchen geliebkos't. Den jungen Windhunden pflegt man die Klauen zu beschneiden, damit sie desto schneller und freier laufen, und füttert sie nur mit Brot und Wasser, damit sie schlanker werden. Das Vaterland des Windhundes soll die Levante seyn. Diese Raçe hat viele Unterarten und zwar gehören hieher:

Der irländische Windhund. Er wird drey bis vier Fuß hoch. Die Farbe ist meist weiß oder zinnfarb.

Der schottische Windhund. Eine Zwischenraçe mit langen, groben, meist röthlichen weiß gemischten Haaren, welche die Augen halb bedecken. Die Ohren hängen herab, der Körper ist groß. Dieser und der vorige werden zuweilen auch als Hofhunde gehalten.

Der russische Windhund. Anderthalb Fuß hoch; er besitzt einen großen schlanken mit zottigen Haaren bewachsenen Körper und einen langen spiralförmig gebogenen Schwanz.

Der italiänische Windhund (Canis italicus Linn.) Hat viele Aehnlichkeit mit dem kurzhaarigen Windhund, ist aber viel kleiner und schlanker; die Farbe ist meist weiß oder hell isabel zuweilen von beiden gefleckt. Er ist sehr stupid und furchtsam, zeigt wenig Anhänglichkeit und leidet von der Kälte in unserm Himmelsstriche, zittert daher beständig.

Der türkische Windhund. Eine Zwischenraçe des Windhundes und des türkischen Hundes. Er lebt in der Türkei und in Egypten auf den Gassen, in den Häusern darf er sich nicht aufhalten. In der Türkei sollen Stiftungen zur Ernährung dieser Hunde bestehen. Er hat eine braune, aschgraue, fleischfarbe oder schwärzliche Haut, die beinahe ganz kahl ist. Bei uns leidet er an der Kälte und zittert daher beständig, wie der vorige.

III. Doggenhunde.

a) **Die englische Dogge.** (Canis molossus anglicus. Dogue de forte race.)

Taf. 61.

Die Größe dieser Raçe, das Furchtbare aber majestätische Ansehen, die schöne Gestalt und der Kraft verrathende Bau zeichnen sie vor andern Hunden aus. Mit dem folgenden kommt die Dogge am meisten überein, ist aber größer, oft 3 Fuß hoch; sie hat die Nasenlöcher durch eine tiefe Furche von einander getrennt; an den Hinterfüßen findet sich oft eine mehr oder minder entwickelte fünfte Zehe. Die Farbe ist bald falb gestreift, bald sind auf weißem Grunde braune oder schwarze Flecken.

Die Dogge ist der größte und stärkste Hund. Sie hat wenig Verstand und ist schwerfällig, doch zeigt sie sich seinem Herrn zugethan. Man gebraucht sie zur Bewachung der Häuser und zum Ziehen kleiner Wägen. Große Herrn lassen ihre Zimmer durch sie bewachen, daher der Name Kammerhund. Die Engländer pflegen sich viel auf ihre Doggen einzubilden und behaupten, sie würden sich eher in Stücke zerhauen lassen, als nachgeben, wenn sie einmahl gepackt haben. Als einst ein französischer König seinen englischen Verbündeten um Hilfe gegen die verfolgten unglücklichen Hugenotten ersuchte, schickte ihm derselbe nebst einer Anzahl Soldaten auch 300 Doggen.

b) **Der Bullen- oder Bärenbeißer.** (Canis molossus. Chien dogue.)

Taf. 48.

Er kommt an Größe dem Wolf gleich, zeichnet sich durch seinen ernsten, unerschrockenen Blick, durch die dicke, kurze, aufgeworfene Schnautze, dicke hängende Lippen, umgestülpte Nase, herabhängende Wangen und Ohren, dicken und breiten Kopf und Hals aus. Seine Beine sind stark und fleischig, der Schwanz erhaben und nach Vorn gebogen. Das Haar ist kurz und von weißfalber Farbe.

Die thibetische Dogge ist eine Spielart dieser Raçe; sie ist schwarz und in Thibet zu finden. Die Doggen haben wenig Verstand, aber viel Anhänglichkeit an ihre Herren. Ihr breites Maul ist fast immer begeifert. Wenn sie frei herumlaufen sind sie zahm und gutherzig, an der Kette werden sie furchtbar und sehr geneigt Menschen anzufallen und niederzureißen. Sie haben ungemein starke Schenkeln und Muskeln; ein Thier, womit sie kämpfen, pflegen sie selten lebendig loszulassen. Sie sind im Stande Hirsche, Wölfe und Bären zu überwältigen. Man richtet sie zur Beschützung von Viehherden und Pachtgütern, zur Jagd auf wilde Thiere und zu Stiergefechten ab.

c) **Der Mops.** (Canis fricator.)

Er ist die Dogge im Kleinen, doch ist seine obere Lippe und seine Nase kürzer; sein Pelz ist kurzhaarig und rothbraun, um den Mund herum schwarz.

d) **Der isländische Hund.** (Canis islandicus. Linn.)

Mit einem runden Kopfe, dünner Schnautze, großen Augen, die Ohren halb steif, halb hängend, das Haar ist glatt und lang. Er wird bis 1 Fuß, 2 Zoll hoch. Maupertus sandte eine Abbildung desselben von Island.

e) **Der kleine dänische Hund.** (Canis variegatus. Le petit danois.)

Er hat nur wenig Aehnlichkeit mit dem großen dänischen Hunde, eine größere aber mit dem vorhergehenden. Seine Beine sind mager, der Schwanz aufrechtstehend, das Haar kurz, meist weiß und schwarz gefleckt.

f) **Der andalusische Hund.** (Canis Andalusiae. Desm.)

Sein Kopf gleicht dem des Mopses, sein Haar dem des spanischen Hundes. Er heißt auch cayennischer Hund.

g) **Der englische Hund.** (Canis brittanicus.)

Mit vorspringenden Augen ziemlich spitziger Schnautze, halb hängenden Ohren, dünnem und horizontalem Schwanze, allenthalben kurzem Haare; die Farbe ist tiefschwarz, mit falben Flecken über den Augen, auf der Schnautze, der Gurgel und den Beinen. Er scheint vom Pyrame und dem kleinen dänischen Hunde abzustammen.

h) **Der türkische Hund.** (Canis aegyptius. Chien turc.)

Mit einem dicken und runden Kopfe, und spitziger Schnautze; seine Ohren sind breit, sehr beweglich und in einer horizontalen Lage; der Bauch ist eingezogen; die Beine dünn; der Schwanz mittelmäßig. Er ist fast ganz nackt und sieht wie geöhlt aus; die Farbe seiner Haut ist schwarz oder dunkel fleischfarb mit großen braunen Flecken.

Der türkische Hund mit der Mähne ist eine Spielart dieser Raçe, er stammt von dem türkischen und dem kleinen Windhunde ab.

Die türkischen Hunde stammen aus Afrika; bei uns leiden sie viel von der Kälte, zittern daher beständig. Sie haben wenig Verstand, sind aber dem Menschen zugethan.

i) **Der Rognet.** (Canis hybridus.)

Er hat wie der isländische einen runden Kopf, große Augen, kleine halb gerade, halb hängende Ohren, dünne Beine, aufrechtstehenden vorwärts gerichteten Schwanz. Die Haare und die Farbe sind wie beim isländischen.

k) **Der Alpenhund.** (Canis alpensis.)

Taf. 60.

Diese Raçe, die man einst auf dem St. Bernhardsberg zum Aufsuchen Verunglückter verwendete, war wahrscheinlich eine Mittelraçe des englischen und des großen spanischen Hundes.

Wir wollen hier zum Beschlusse eine kurze Lebensbeschreibung des letzten Sprößlinges dieser Raçe, dessen Hülle im Museum der Naturgeschichte zu Bern aufgestellt ist, setzen.

Auf dem hohen St. Bernhard steht das Kloster des heiligen Bernhard von schneebedeckten Felsen enge umschlossen. Ein sehr betriebener, alter Weg führt neben demselben vorbei, aus Wallis nach Italien. Das Kloster wird von 10 bis 12 Mönchen bewohnt, die im Dienste der leidenden Menschheit ihr Leben zubringen. Sie geben Reisenden Erfrischung und Herberge unentgeldlich her. Sie zerstreuen sich im Winter, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelavinen den Weg sehr gefährlich machen, um die Verirrten aufzusuchen, in Lebensgefahr Befindliche zu retten und sie ihrer Wohnung zuzuführen. In diesem menschenfreundlichen Geschäfte standen ihnen schon seit längerer Zeit dazu abgerichtete Hunde bei, die von einem Hunde abstammten, den ein neapolitanischer Graf Mazini, von einer nordischen Reise zurrückkehrend, dem Kloster geschenkt haben soll. Ihre Fortpflanzung geschah durch die wallischen Schäferhunde. Man schickte diese Hunde entweder allein aus, und hängte ihnen dann ein Fläschchen mit stärkendem Getränke und ein Körbchen mit Brot um den Hals, um es einem schwachen, ermüdeten Reisenden, der nicht mehr weiter konnte, zur Erquickung darzubiethen; oder Mönche nahmen sie mit sich. Sobald ein solcher Hund einen Unglücklichen auswitterte, kehrte er pfeilschnell um, lief zu seinem Herrn und gab durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine Entdeckung kund. Ein solcher Hund war der letzte dieser Raçe mit Nahmen Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet, thätig und treu im Dienste der Menschheit; mehr als vierzig Menschen rettete er das Leben. Der Eifer, den er hiebei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen; sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten, oder die gefährlichen Schneegestöber von Weitem sich zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher, und ermüdete nicht, immer und immer nach den gefährlichsten Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden aufhalten oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte; und konnte er selbst nicht helfen, so setzte er in ungeheuern Sprüngen nach dem Kloster hin, und holte Hülfe herbei. Als er alt und kraftlos war, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb und im Museum aufgestellt wurde.

Der Hund von Neuholland (Canis novae Hollandiae, C. Dingo. Chien de la nouvelle Holland.)

Größe und Gestalt des Hirtenhundes, der Kopf gleicht dem Fuchskopfe; der Pelz ist aus einem dichten doppelten Haare zusammengesetzt; die obern Theile desselben sind dunkelbraun, die mittlern etwas blaßer, die untern weißlich. Der Schwanz hat den dritten Theil der Länge des Körpers, er ist stark behaart und steht gerade.

Dieser Hund lebt auf Neuholland; es wurden schon mehrere seiner Gattung nach Europa gebracht. Er ist außerordentlich stark und wild. Sein Blick ist ohne alle Fröhlichkeit; seinen Zorn bezeichnet er durch drei- bis viermahliges Bellen und Sträuben des Haares. Die Gegenwart von Menschen legt seinen Begierden keinen Zaum an; er fällt jede Person, welche ihm mißfällt, besonders Kinder ohne einen scheinbaren Grund an. Seine Begierde nach Fleisch kann man durch keine Strafe bändigen; gekochte Speisen aber ißt er nicht. Einer, den man nach London brachte, faßte einmal einen Spitz, den er getödtet haben würde, wäre man nicht hingesprungen; ebenso würde er einen Esel todt gebissen haben, dem er behende auf den Rücken sprang, wenn man es nicht gehindert hätte.

Die armen, nackten Wilden Neuhollands, die unter allen Völkern der Erde an der tiefsten Stufe stehen, wählten sich dieses Thier zum Gesellschafter, und theilen mit ihm ihre Beute. Nirgends fand man ihn wild in Neuholland. Man richtet ihn auf die Jagd der Känguruh ab.

Der neuhibernische Hund. (Canis novae Hyberniae.)

Er hat eine spitzige Schnautze; schlanke Füße, kurzes falbes oder röthliches Haar. Man findet ihn auf Neuhibernien. Er ist sehr wild, kühn und gefräßig.

Der bemahlte Hund. (Canis pictus, Mebbia.)

Sein Körper ist 3 Fuß, 3 Zoll lang, der Schwanz 1 Fuß, 3 Zoll. Der Pelz ist mit schwarzen, weißen, falben und röthlichen Flecken besprengt; der Kopf ist schwarz. Das Haar am ganzen Körper ist kurz, am Schwanze lang bis auf die Erde hängend. Er lebt haufenweise am Vorgebirge der guten Hoffnung, in den Wüsten Korti und Kordofan, ist sehr stark und greift selbst Menschen an.

Der Wolf. (Canis lupus. Le Loup.)

An Größe und Gestalt gleicht er am meisten dem Fleischerhunde, doch ist sein Körper dicker, die Beine kürzer, ebenso die Ohren, und gerade aufstehend. Die kleinen schief gespaltenen Augen funkeln; der Blick ist schnell und mißtrauisch. Der Schwanz ist 1 Fuß, 5 Zoll lang, dicht behaart und gerade ausstehend oder hängend, das Haar ziemlich lang, doch länger um die Ohren, am Halse, den Hinterbacken und am Schwanze, als an dem übrigen Körper. Die Farbe seines Pelzes ist gelblich braun, mit Grau und Schwarz gemengt, am Bauche weißgrau. An den Vorderbeinen der alten sieht man einen schwarzen Streif.

Der Wolf ist das furchtbarste und gefräßigste Raubthier von Europa. Er ist stark, aber doch feige und furchtsam. Seine Sinne sind vortrefflich, besonders der Geruch. Er ist mißtrauisch und listig; doch weniger, als der Fuchs. Behendigkeit und Geschicklichkeit kann man ihm in Erlangung seiner Beute nicht beilegen, er fällt vielmehr Alles mit offener Gewalt an.

Der Wolf ist von Egypten angefangen durch ganz Europa, Nordamerika und Nordasien bis in die kältesten Polargegenden verbreitet. In England und Irland ist er ausgerottet. Er lebt einsam; nur während der Begattungszeit soll er in Gesellschaft des Weibchens auf Beute ausgehen und im Winter, in Zeiten großer Noth, sollen sie sich in ganze Haufen durch Geheul zu gemeinschaftlichen Angriffen zusammenrufen. In bewohnten Gegenden sucht er die dichtesten Waldungen und Gebüsche zu seinem Aufenthaltsorte, und um diesen nicht zu verrathen, soll er oft die in der Nähe weidenden Herden in Ruhe lassen und entferntere angreifen. Bei Tage hält er sich verborgen, im Sommer oft im Getreide, und geht nur, wenn er sehr hungrig ist, im Hellen hervor. Erst des Nachts durchstreift er die Gegend in beträchtlicher Weite, um irgend ein zahmes Vieh oder Wildpret zu erhaschen. Bei seinen Räubereien ist er vorsichtig, um sein Leben nicht in Gefahr zu setzen. Alle verdächtigen Stellen, Anstalten und Zugänge meidet er. Wenn ihn seine Raubgier an einen verdächtigen Ort führte, so durchspäht er die umlegene Gegend sorgfältig und nahet sich leise mit bedächtigem Schritte. Man will bemerkt haben, daß er vor Unwillen sich selbst ins Bein beiße, wenn er von Ungefähr Geräusch verursacht. Seine liebste Nahrung sind Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Pferde, Rothwild, Hasen, Kaninchen und Federvieh; das Aas verachtet er auch nicht, wenn es noch so stinckend ist. In der Noth fängt er auch Hamster, Ratten, Mäuse, Maulwürfe, ja sogar Frösche und Eideren soll er verzehren. Er ist sehr gefräßig und mit seinen harten und schönen Zähnen zermalmt er leicht die härtesten und stärksten Knochen, welche er größtentheils, so wie der Hund, verdaut; auch sollen sie in der Noth sich untereinander anfallen und auffressen. Nur im größten Heißhunger verzehrt der Wolf seine Beute auf der Stelle, sonst schleppt er sie fort an einen sichern Ort. Ein recht hungriger Wolf frißt zwei Schafe auf eine Mahlzeit und kann dann bequem zwei bis vier Tage fasten.

Der Hunger macht ihn dreist und fürchterlich. Einzeln greift er selten Menschen an, und dann eher Weiber und Kinder, als Männer. Pferde greift er nie von Hinten an, weil er das Ausschlagen fürchtet, sondern im Nacken, wenn also mehrere Pferde beisammen und frei sind, so stellen sie sich mit den Köpfen zusammen und weisen dem Wolfe überall den Hintern; wehe dann demjenigen, der sich in das Bereich ihrer Hufe zu nähern wagt. Die Ochsen vertheidigen sich im Gegentheile gegen ihn mit den Hörnern, indem sie sich ebenso in einen Kreis stellen. Er lauft zwar ziemlich schnell, kann aber doch nicht immer ein Wild erreichen, sondern muß es beschleichen. Gelangt er zu einem Trupp Gänse, so würgt er 3 bis 4, legt sie mit den Hälsen kreutzweise über einander, faßt sie so im Rachen, und schleppt sie fort. In den Nackenmuskeln hat er seine größte Kraft und mit einem Hammel im Munde lauft er leicht im schnellen Galopp davon. Im Winter geht es ihm meist kümmerlich; und dann wagt er sich in Dörfer und in Ställe, wo er oft, wenn er dieselben verschlossen findet, die Schwelle untergräbt und eindringt. Man will mehrmal bemerkt haben, daß sich ein Wolf einer Schafherde näherte, und den Schäferhund reitzte, ihm nachzulaufen, indem er sogleich davon lief; während nun der Hund auf der Verfolgung war, fiel ein anderer Wolf in die Herde, und eilte mit einem Hammel davon, den er dann mit seinen Gefährten theilte.

In Pohlen, Rußland und in den kalten Ländern, wo es noch viele Wölfe gibt, ist es ihretwegen im Winter oft gefährlich zu reisen, und man hat viele Beispiele, daß Pferde an Schlitten und Wagen, und selbst die Reisenden ungeachtet ihrer Gegenwehr angefallen und aufgefressen wurden.

Der Wolf stinkt sehr, besonders, wenn er ein Aas gefressen hat. Ein junger Hund, der noch keinen Wolf gesehen hat, schaudert beim ersten Anblick desselben und kriecht zitternd unter die Füße seines Herrn. *)

Da wir uns erst nach bereits vollendetem Drucke der vorhergehenden Hefte entschlossen, noch einige, die Natur des Hundes charakterisirende Darstellungen in unser Werk aufzunehmen, so tragen wir hier die Erklärung derselben nach.

Taf. 57.

Schon der erste Anblick dieser Tafel läßt einen geschehenen Unglücksfall ahnen, der selbst den ängstlich hinstarrenden Hund mit Schmerz erfüllt zu haben scheint.

Das hier dargestellte Ereigniß trug sich in Frankreich an der Seeküste zu.

---

*) Die Fortsetzung folgt im folgenden Hefte.

Ein nicht weit vom Seeufer wohnender Fischer ging eines Tages, sich in seinen Kahn werfend, seinem Geschäfte nach, als ihn in einer ziemlichen Entfernung vom Ufer ein unvorgesehener Sturm überraschte.

Seinen Hund hatte er vor seiner Entfernung aus der Hütte in den Hofraum eingesperrt gehabt; als aber dieser den Himmel sich trüben sah, die Winde die Luft durchsausen, und das Brüllen des Meeres hörte, so erweckte seine treue Anhänglichkeit an seinen Herrn in ihm die Besorgniß, derselbe könnte in Gefahr kommen, und seiner Hülfe bedürftig werden. Nach wiederhohlten Versuchen gelang es ihm, über den Zaun zu setzen, und mit Windesschnelle eilte er zu der Stelle am Ufer, wohin er seinen Herrn so oft zum Fischfange begleitet hatte. Allein wie schmerzhaft war für ihn die Gewißheit, die in ihm der ans Ufer getriebene Hut und die Trümmer des Kahnes über das Schicksal seines geliebten Herrn erzeugten. Helfen konnt' er nicht, aber fremde Hülfe wollte er wenigstens herbeihohlen. Er läuft daher in die Hütte zurück; da findet er nur die kleine Tochter seines Herrn, für den er zittert; diese bewegt er durch klägliches Winseln und Zerren bei den Kleidern zum Ufer hinzugehen; und als er nun wieder die Überreste seines geliebten Herrn sieht, und das Jammern des herbeigerufenen Kindes hört, seine Trostlosigkeit bemerkt: da ergreift ihn ein Schmerz, wie wir Menschen ihn für unsere geliebten Verlorenen zu fühlen pflegen; seine starren Blicke, seine krampfhaften Bewegungen sprechen ihn aufs lebhafteste aus. — Das Kind rief aus dem benachbarten Dorfe Leute herbei, und nur mit vieler Mühe gelang es denselben, den, selbst dem unglücklichen und verlornen Freunde treuen Hund, von dem Rande des Grabes desselben wegzubringen.

So heftig ist die Anhänglichkeit dieses Thieres für unser Geschlecht, daß es selbst in der Entfernung bei jedem drohenden Umstande seines Herrn gedenkt, und Besorgniß und Angst für ihn stärker, als oft ein Mensch für seinen Nächsten, fühlt.

Taf. 58.

In dem ganz ungewöhnlich strengen Winter vom 1709 ereigneten sich in Frankreich viele Unglücksfälle durch Wölfe, die durch Hunger so kühn wurden, daß sie in Dörfer einfielen, und sogar Menschen daselbst anpackten. Einen solchen Fall und die Rettung zweier Menschenleben dabei durch einen muthigen Schäferhund, stellt uns die vorliegende Tafel dar.

In eine Waldhütte zu Ort in Angouleme stahl sich durchs Fenster ein Wolf. Im Zimmer befanden sich zwei Kinder, das eine von 6, das andere von 8 Jahren; die Mutter war im Walde um Holz einzusammeln. Als die zwei Kinder den Wolf erblickten, liefen sie ins Bett und verkrochen sich tief unter die Decke. Das reißende Thier stürzte dahin, allein das Bettzeuge hinderte es, seine Beute, nach der er so lüstern war, sogleich zu zerfleischen; er begann daher die Tücher mit den Zähnen zu zerreißen. Ein glücklicher Zufall machte, daß der Haushund, der die Mutter begleitet hatte, auf die frische Fährte des Wolfs kam, und seine räuberische Absicht ahnend, dieselbe verfolgte.

Er kam noch eben zur rechten Zeit, bevor der Wolf zu den Kindern gelangte; wüthend stürzte er sich auf den Feind, und zwang ihn, auf seine eigene Vertheidigung zu denken. Nun begann ein fürchterlicher Kampf. Der Hund packte seinen Gegner bei der Kehle und zerriß ihn mit seinen starken Zähnen, so daß der Wolf endlich blutig niedersank. — Man kann sich denken, wie entsetzlich die Mutter erschrack, als sie mit Reisig beschwert in die Hütte trat, vor sich den todten Wolf, die Kinder aber nirgends erblickte; denn diese hatten es noch nicht gewagt, aus dem Bette hervorzukriechen, aber der treue Lebensretter derselben sprang zu ihr hin, und gab ihr durch alle möglichen Zeichen zu verstehen, sie möchte zum Bette gehen, und ihre Theuren unversehrt empfangen. Sie folgt ihm, und zieht mit freudigem Erstaunen die zitternden Kleinen unter den zerrissenen und blutigen Betttüchern hervor. Sie erzählten ihr dann den ganzen Vorgang und schmiegten sich, von der Angst noch nicht ganz erhohlt, an sie, der Hirtenhund aber liebkosete sie, und schien kein geringeres Vergnügen als die Mutter selbst, über ihre Erhaltung zu empfinden.

Taf. 62.

Dieses Blatt liefert uns die treue Abbildung eines durch seine Schönheit berühmt gewordenen Exemplars eines bengalischen Hühnerhundes, so wie er in dem gemeinen Leben genannt wird: Tiegerhundes.

Taf. 65. u. 70.

Wir haben schon mehrere Exemplare des großen spanischen Hundes gesehen, der zur Jagd gebraucht wird, dieses Blatt zeigt uns eines vom kleinen spanischen Wachtelhunde, der als Schooßhündchen geliebkoset wird. Seine Farbe ist am häufigsten weiß mit großen gelben Flecken.

Die Tafel 70. — zeigt uns noch den Spitz, das Bologneser und das Löwenhündchen, die ebenfalls, wie bekannt, zum Vergnügen als Schooßhündchen gehalten werden.

Taf. 66. 67.

Die erste dieser Tafeln stellt einen Mops vor, der von einem Kinde abgerichtet wird. Die Hoffnung, mit dem guten Bissen belohnt zu werden, vermag ihn, eine für ihn gewiß unangenehme Stellung lange, unbeweglich und stille anzunehmen. Furcht und Hoffnung sind die mächtigsten Triebfedern seiner Handlungsweise, und durch sie wird es oft möglich, diesem Thiere Fertigkeiten und Künste beizubringen, über die der kälteste Zuschauer in Erstaunen gesetzt wird. Daß jedoch auch edlere Motive als diese, selbst dem niedrigsten Thiere eigen, ihn zum Handeln, ja sogar zur Ablegung der Furcht vor dem größten Uebel für ihn, dem Tod, bewegen, dieß zeigt uns die nächste Tafel 67. Hier sitzt der treue Begleiter an dem Rande des frostigen Grabes seines Gefährten, unter dessen Füßen das Eis durchbrach und den das kalte Wasser auf immer in seinen Schooß aufnahm. Kälte und Hunger vermochten den Hund von der Stelle nicht wegzutreiben, die ihm Anhänglichkeit an seinen Herrn angewiesen hatte. Da harrte er, bis seine Glieder erstarrten. Sollten nicht Wesen, die so edler Züge gegen unser Geschlecht fähig waren, mit mehr Schonung und Menschlichkeit, als es oft geschieht, behandelt werden?

Tab. 68.

Auf einer der vorhergehenden Tafeln haben wir schon Dachshunde mit geraden Beinen geliefert; hier stehen krummbeinige, die, wie Manche behaupten, eine Mißgeburt seyn sollen, die aber doch sehr häufig vorkommen.

Taf. 69, 71, 72. Hier stellen sich uns drei Varietäten des Bullenbeißers dar, deren unbedeutende Abweichungen von der Hauptraçe durch die mannigfaltigen Einflüsse der Länder, wo sie leben: Schottland, Schweiz und England, erzeugt wurden.

Taf. 72. Das lange schon gerollte Haar dieses Thieres, ist nur durch Einfluß des Klima's entstanden, welches auch das Haar der angorischen Ziege auf gleiche Art verändert. Sein Vaterland ist wahrscheinlich Spanien; doch sieht man ihn schon durch ganz Europa verbreitet.

Taf. 74. Schon die Unterschrift dieses Hundes zeigt, wohin er zu unterreihen sei.

Taf. 75. Eine Varietät des französischen Parforce-Hundes.

Taf. 76. Der gemeine Fleischerhund, der seines characteristischen Äußern wegen hier aufgenommen wurde.

Taf. 77 und 78. Eine in Frankreich sehr gemeine Art kleiner Jagdhunde, die in den Bau der Thiere zu kriechen gebraucht werden; diese ihre Bestimmung zeigt auch der Name Geschleifshunde an, da Geschleife in der Jagdsprache, einen Bau der Thiere z. B. des Fuchses, Dachses u. s. w. anzeigt.

Sie sind wahrscheinlich durch Vermischung des Spitzes mit dem Dachshunde entstanden, darauf weisen ihre spitzigen aufrechtstehenden Ohren hin.

Taf. 79. Eine Bastardrasse des Bolognesers und des türkischen Hundes, seine Mähne und sein bebuschter Schwanz geben ihm das Ansehen eines Löwen, daher auch der Name dieses Thieres.

Fortsetzung der Naturgeschichte des Wolfes.

Ein Hirtenhund dagegen sträubt das Haar und geht mit unglaublicher Wuth auf ihn los; der Kampf geht dann auf Leben oder Tod. Siegt der Wolf, so verzehrt er den Hund; siegt aber der Hund, so läßt er den Wolf unberührt.

Mit andern Raubthieren hat der Wolf das gemein, daß plötzliches Geräusch oder sonst etwas Unerwartetes ihn sehr in Verlegenheit setzt. Kettengerassel, Peitschenschall, ein Schuß, ja selbst der Funke eines Feuerstahls setzet ihn in Furcht, und bewegt ihn zur Flucht. Man hört oft erzählen, wie reisende Musikanten, durch das Spiel ihrer Instrumente, ihr Leben retteten. — Er bellt nicht, aber heult fürchterlich.

Die Wölfin bringt im April 3 bis 9 Junge zur Welt, die 10 Tage blind bleiben; sie hält sie in Höhlen und Gebüschen, und wenn sie den Ort nicht mehr für sicher hält, so trägt sie dieselben am Halse an einen andern Ort. Sind sie größer, so fängt sie ihnen kleine Thiere lebendig, und übt sie an ihnen in ihrem künftigen Ernährungsgeschäft. Wölfe sollen sich auch mit Hunden vermischt, und sehr wilde und raubgierige Bastarde erzeugt haben.

Der Wolf lebt 16 bis 18 Jahre, er ist, so wie der Hund, der Tollheit unterworfen und ist dann noch viel gefährlicher als dieser. Das Geschlecht der Wölfe war einst viel zahlreicher; durch unausgesetzte Verfolgungen hat man diese Feinde der Viehzucht und des menschlichen Lebens in manchen Gegenden schon gänzlich vertilgt.

Das Fleisch des Wolfes — wenn er ja welches hat, denn meistens ist er bloß Haut und Knochen — schmeckt so widrig, daß es kein Thier frißt. Der nutzbarste Theil ist das Fell, woraus Wildschuren, Müffe und anderes Pelzwerk verfertigt wird. Was man sonst von der Heilkraft mancher Theile dieses Thieres hielt, wird

nicht mehr geglaubt; doch haben die Wolfszähne als Mittel gegen das beschwerliche Zahnen der Kinder noch immer einige Anhänger; es leistet aber jeder harte Knochen dasselbe.

Der schwarze Wolf. (C. Lycaon.)

Er hat die mittlere Größe zwischen Wolf und Fuchs; übrigens ist er dem erstern an Gestalt gleich, sein Schwanz steht gerade, die Augen und Ohren aus einander, sein Körper ist ganz schwarz. Auch in seiner Lebensart weicht er vom Wolfe nicht ab. Er ist im Norden von Europa und Amerika, ja auch auf den Pyranäen zu finden.

Taf. 81. **Der Jackal vom Senegal.** (C. anthus. Le chacal du Senegal.)

Der Kopf etwas dicker, übrigens der Körper schlank. Die Seiten und der Rücken sind schmutzig dunkelgrau, gelblich überlaufen, die untern Theile thongelb; der Schweif reicht ihm hängend bis an die Ferse, eine schwarze Linie läuft über denselben, und seine Spitze ist ebenfalls schwarz. Er gleicht seiner Gestalt nach dem Windhunde, seinen Sitten nach dem Hund überhaupt, daher man ihn auch für den Stammvater der Hunde hielt.

Man findet ihn am Senegal bei Bahhar-Afruku, seltener in Nubien und Aegypten. Wenn er andere Thiere schreien hört, so fängt er auch mitzuschreien an. Er verbreitet einen ziemlich starken Geruch, läßt sich leicht zähmen und nährt sich vom Geflügel, kleinen Säugethieren, greift aber auch Schafe und Antilopen an.

Der Goldwolf oder der indische Jackal. (C. aureus. Le Chacal de l'Inde.)

Seine Gestalt gleicht der des Wolfes, doch ist sie etwas schlanker und kleiner. Der Pelz ist voran und an den Füßen fuchsroth, übrigens graugelb, an der Kehle weißlich gelb; der lange, graue, an der Spitze schwarze Schwanz ist wie ein Fuchsschwanz; er trägt ihn immer gerade.

Sein Vaterland sind die warmen Theile der alten Welt; die Levante, Indien und Afrika bis an das Kap. Er wohnt wie der Fuchs in selbstgegrabenen Höhlen, wo er sich bei Tage verborgen hält, Abends aber gehen ihrer 40, ja 200 in einen Haufen auf Beute, und beunruhigen durch ihr Geheul und Gebell die Einwohner und Reisende. Er verbreitet, so wie der Wolf und der Fuchs einen außerordentlich widerlichen Geruch, und dieser Umstand macht es zum Theil unwahrscheinlich, daß der Haushund von ihm abstamme, wie man es lange glaubte; doch läßt er sich leicht zähmen, und in der Gefangenschaft begattet er sich auch mit dem Hunde.

Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Fleisch, er würgt das Wild und Geflügel, leert oft die Hühnerställe, raubt Kinder, im Hunger gräbt er selbst Leichname aus den Gräbern aus, und stiehlt den Reisenden ledernes Geräthe. Armeen und Carawanen begleiten oft ganze Heerden von Jackalen, um sich von dem zurückbleibenden Aas zu nähren. Bei seinen Räubereyen zeigt er oft eine erstaunliche Kühnheit.

Als Bonaparte einst in Aegypten seine Armee musterte, schlich ein Jackal aus dem Gebüsch hervor und nahte sich der Front; es wurde Befehl gegeben, ihn nicht zu stören; als er in einer kleinen Entfernung von den Soldaten war, stürzte er sich plötzlich auf einen Mann, ergriff ihn bei der Gurgel, und entfernte sich mit ihm blitzschnell in das Gebüsch. Es ist nur ein Märchen, daß der Jackal dem Löwen und Tieger die Beute zutreibe, doch werden sie oft in der Nähe von einander gefunden.

Der Jackal vom Cap. (C. meso, melas kentee.)

Seine Schnautze ist fuchsartig, der Schwanz bis an die Erde reichend, der Pelz ist grau, die Seiten rostroth, der Bauch weiß. Von den Schultern über den Rücken bis an die Schweifwurzel, lauft ein schwarzer Streif. Er ist am Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hause.

b) Füchse.

Taf. 82. **Der Fuchs.** (C. vulpes. Le renard comune.)

Der Körper ist etwas über 2 Fuß lang und 1 Fuß und 2 Zoll hoch, der Schweif mißt 1 Fuß 4 Zoll. Der Leib ist fast so schlank wie der Leib eines Windspiels; die Beine sind aber etwas kürzer. Sein Gebiß, das mit dem des Hundes übereinkommt, ist ausnehmend scharf, die Schnautze ist spitzig, außerdem der Kopf ziemlich dick; die Stirne glatt, die Ohren gerade und spitzig; der lange, buschige Schweif berührt im Gehen die Erde. Der Pelz ist von einer braunröthlichen Farbe, die von ihm den Namen fuchsroth hat; der untere Theil ist weiß, beim Männchen graulich weiß. Die Ohrenspitzen sind schwarz, die Schweifspitze weiß. Im Alter erbleicht die rothe Farbe und wird nach und nach grauer. Am Obertheil des Schweifes, ungefähr 1½ Zoll von der Wurzel, sitzt eine Drüse, welche die Jäger Viole nennen; sie enthält eine geronnene Fettigkeit, welche sehr stark veilchenartig riecht, und die umstehenden borstenartigen Haare hochgelb färbt. Man kennt nicht die Bestim-

mung dieser Fettigkeit; einige glauben, der Fuchs heile damit seine Wunden. Außerdem riecht seine Ausdünstung sehr unangenehm.

Spielarten des Fuchses sind:

Der Rothfuchs (C. Alopex), etwas kleiner und dunkler, gleichsam brennend roth, die Schweifspitze schwarz.

Der Kreuzfuchs (C. cruciger), am Rücken hat er ein schwarzes Kreuz wie ein Esel.

Der weiße Fuchs (C. v. alba) weiß und gelblichweiß.

Der Brandfuchs; schwarz oder dunkelroth, die Schweifspitze weiß; in Sybirien und Labrador.

Das Vaterland der Füchse ist ganz Europa, das nördliche Asien, zum Theil auch das mittlere; in Amerika wird der Rothfuchs häufig gefunden. Er wohnt in Waldungen unfern menschlichen Wohnungen; da legt er seinen oft 50 Fuß ausgedehnten labyrinthartigen Bau an, am liebsten unter den Wurzeln eines Baumes; hier hält er sich beim schlechten Wetter auf, verbirgt und vertheidigt sich darin bei drohender Gefahr; hier bringt das Weibchen die Jungen auf einem weichen Mooslager zur Welt. Oft nimmt sich der Fuchs nicht die Mühe, seinen Bau sich selbst zu graben, sondern vertreibt den Dachs aus seiner Höhle, indem er ihm so lange hineinpißt, bis sich dieser gezwungen sieht, auszuziehen.

Das Gesicht, Gehör und der Geruch der Füchse sind außerordentlich fein. Wenn er verfolgt wird, so wendet er seinen Kopf nach allen Seiten hin, um den Feind zu erwittern, hebt die Füße hoch, und tritt leise auf, um keine Spur zurückzulassen. Auch an intellectuellen Fähigkeiten steht er andern Raubthieren nicht nach. Seine Schlauheit und List sind zum Sprichwort geworden; und selbst, wenn man die Übertreibungen der Jäger abrechnet, so ist er doch unstreitig eines der listigsten Thiere.

Einen überraschenden Beweis von der List des Fuchses liefert uns folgende Begebenheit. Ein Arzt hatte einen Fuchs, der so zahm war, daß er den ganzen Tag frey herumlief, und keinem Thiere etwas zu Leide that; er ging auch in den Wald und kam wieder. Des Nachts wurde er an eine Kette gelegt. Einmal war sein Halsband zu breit, er streifte es ab, und ging in die Nachbarschaft, um Hühner zu stehlen, kam aber vor Tag wieder zurück, und kroch in sein Halsband. Dieß trieb er mehrere Nächte, bis man endlich aufpaßte, und seine List entdeckte.

Man hat indeß auch zu viel von seiner List erzählt, und eine Fabel mag es wohl seyn, daß der Fuchs, um der Flöhe los zu werden, mit einem Büschel Moos im Maule, rücklings so lange ins Wasser gehe, bis sich alle Flöhe in das Moos vor der Feuchtigkeit flüchten, welches dann der schlaue Fuchs fahren lasse. — Einen jungen Fuchs kann man zuweilen so zähmen, daß er seinem Herrn aufs Wort folgt, gegen ihn mit dem Schwanz wedelt, und überhaupt ganz vertraut wird, wie ein Hund.

Ein Fuchs, der einmal im Eisen war, den aber das zuschlagende Eisen nicht gefaßt hat, hüthet sich wohl, demselben nahe zu kommen; hat sich aber ein Kaninchen oder ein anderes Thier darin gefangen, so greift er ohne Furcht zu, und löst es aus.

An Nahrung fehlt es dem Fuchse, besonders im Sommer, nicht leicht. Durch seine Schnelligkeit und List weiß er sich zahmes und wildes Geflügel, junge Lämmer, Hasen, Kaninchen, Hamster und Mäuse zu verschaffen; er frißt aber auch Eyer, Milch, Käse, Obst, und besonders liebt er Weintrauben. Im Nothfalle verschmäht er auch Eidechsen, Frösche und Krebse nicht. Schlangen und Fische werden oft seine Beute. Kurz es ist kein Thier auf dem Felde, kein auf der Erde brütender Vogel vor ihm sicher. Selbst des stachligen Igels weiß er sich zu bemeistern; er bepißt ihn so lange, bis er sich öffnet, und er ihn fressen kann. Hat er wo Hähne krähen, Hühner gackern gehört, so schleicht er leise und vorsichtig heran; kann er über die Umzäumung setzen, so richtet er eine fürchterliche Niederlage unter dem Federviehe an.

Im Winter pflegt man ihn oft durch's Aas, das er besonders liebt, herbeizulocken, wo der Jäger auf einem Baume in einem Breterverschlage (sogenannte Jägerkanzel) lauert. Wittert er das Aas; so kommt er herangeschlichen, geht in weiten Kreisen um den todten Körper herum, und wittert zugleich mit der Nase nach allen Seiten hin; bis er sich überzeugt, daß wirklich keine Gefahr in der Nähe, und das Thier todt ist, wagt er sich zum Fraße und wird des Jägers Beute.

Seine Stimme ist helles Gekläffe, welches bei Wetterveränderung in ein durchdringendes Geschrei ausartet, welches dem Schreie des Pfaues ähnelt. Nach einer Trächtigkeit von 9 Wochen, zu Ende Aprils oder Anfange May's, bringt er 3 bis 9 Junge zur Welt, die 14 Tage blind bleiben. Nach 4 Wochen führt sie die Mutter vor den Bau, und trägt ihnen lebendiges Wild oder Geflügel zu, womit sie sich spielen. In achtzehn Monaten ist der Fuchs erwachsen; er erreicht ein Alter von 12 bis 14 Jahren. Die Füchse sind mehreren Krankheiten unterworfen, wovon einige epidemisch zu seyn scheinen, so daß manchmal die Füchse einer ganzen Umgegend davon aussterben.

Der Fuchs ist nirgends seines Lebens sicher; man jagt ihn mit Hunden, gräbt ihn aus, legt ihm Fangeisen vor dem Eingang seines Baues, oder erstickt ihn darin mit Schwefel. Allerdings thut dieß Raubthier vielen Schaden an Wildpret und Geflügel, aber er hilft uns: Mäuse, Ratten und anderes Ungeziefer tilgen. Nach dem Tode nützt er durch seinen Pelz, welcher im Winter dicht behaart ist. Man braucht ihn zu Muffen, Mützen und Unterfutter. Das Sommerhaar benützen die Hutmacher. Der Schweif dient auf Reisen zu Halsbünden; wohl auch zum Schlagen des Electrophors. Das Fleisch fressen selbst die Hunde nicht; einige sibirische Völkerschaften genießen es. Fett und Lunge brauchen einfältige Leute bei Brustbeschwerden.

Corsak. (C. Corsac.)

An Gestalt gleicht er dem Fuchse, doch ist er ziemlich kleiner; Sein Haar ist im Sommer fuchsroth, im Winter grau; die Kehle immer weiß; der Schweif ist lang, und schleppt sich immer an der Erde; an der Wurzel und Spitze ist er schwarz.

Seine Heimath sind die Wüsten zwischen der Wolga und dem asowischen Meere. Er ist sehr scheu, läßt sich aber doch zähmen. Seine Lebensart und Ernährungsweise sind den des Fuchses sehr ähnlich; doch findet man ihn in Waldungen nie. Das Fell der Corsaken vertritt bei den Kirkisen die Stelle des Geldes; sie tödten jährlich 40 — 50,000 Stücke, die sie an die Russen verkaufen.

Fenneck. (C. Zerda. Le Fenec.)

Er hat sowohl mit dem Fuchse, als mit dem Stinkthiere viele Ähnlichkeiten; er ist 10 Zoll lang, 5 Zoll hoch, und hat einen 6 Zoll langen Schweif. Am auffallendsten an diesem Thiere sind seine großen rosenfarbenen Ohren; sie sind 3½ Zoll lang, und stehen aufrecht. Die Farbe des Körpers ist strohgelb und blaßbraun.

Sein Vaterland sind die Wüsten des innern Afrika's, wo er sich in dem sandigen Boden Höhlen gräbt. Er läuft ungemein schnell, nährt sich von Insekten, besonders von Heuschrecken; im Ruhestande setzt er sich wie ein Hase auf die hintern Beine; und des Nachts bellt er wie ein Hund.

Der weiße Fuchs. (C. Lagopus.)

Seine Ohren sind wie abgeschnitten, und unter dem Haare versteckt; dieses ist lang, sanft und wolligt; die Farbe ist bald weiß, bald aschgrau, im Winter aber immer rein weiß. Er befindet sich in Europa und Asien, um den Nordpol herum; in Amerika ist er etwas kleiner. Er ist so listig wie der gemeine Fuchs, und kommt auch in seiner Lebensart mit jenem überein. Er wird in Fallen gefangen; sein Pelz hat einen geringen Werth. Er heißt auch Steinfuchs, Polarfuchs, und arktischer Fuchs.

Die übrigen Arten der Hundegattung sind folgende:

Der javanische Wolf, (C. javanicus); der rothe Wolf, (C. jubatus); der mexikanische Wolf, (C. mexicanus); der Krabbenfresser, (C. canenivorus); der Silberfuchs, (C. argenta); und noch einige andere.

15. Gattung.

Zibeththiere. (Vivera. Civette.)

Der Körper dieser Thiere ist länglich, die Schnauze spitzig, die Zunge stachlich, die Pupille länglich, röthlich, die Ohren kurz und abgerundet, der Schwanz mittelmäßig, überall gleich dick. Die Füße fünfzehig, die Zehen gespalten, die Sohlen behaart, die Nägel halb zurückziehbar. In jeder Kinnlade befinden sich 6 Vorderzähne, an jeder Seite ein Eckzahn, und 6 Backenzähne. Zwischen Schwanz und After befindet sich eine drüsige Tasche, in welcher eine oft sehr stark riechende Materie abgesondert wird.

Die Arten dieser Gattung findet man nur in den warmen Himmelsstrichen der alten Welt. Sie sind alle grau und schwarz gefleckt. Es sind folgende:

Taf. 84. **Die Cibette.** (Civetta. La Civette.)

Diese Art theilt sich in zwei Unterarten; in:

Taf. 83. **Die Ziebethkatze.** (V. Zivetta.)

Auf grauem Grunde schwarz gestreift, am Schwanze sind fünf schwarze Ringe, das Ende desselben schwarz, der Hals ist weiß und schwarz geringelt, das Rückenhaar steht wie eine Mähne in die Höhe, die Füße sind schwarz geringelt, der Bauch weiß. Man findet sie in den heißesten Gegenden Afrika's.

Das eigentliche Ziebeththier. (V. Zibetta. La Zibeth.)

Der Kopf, die Schnauze, die Ohren und der Schwanz sind länger als bei den vorigen, und die Rückenmähne fehlt. Der Pelz ist wie bei den vorigen grau, mit schwarzen, aber auch gelblichen und braunen Flecken.

Am Schwanze befinden sich sieben braune und sieben weiße Ringe; die Spitze ist weiß. Die Füße sind braun. Das Vaterland dieses Thieres ist Ostindien und die umliegenden Inseln.

Die Civette ist ein nächtliches, schwerfälliges und raubgieriges Thier. Auch gezähmt vergießt sie ihre Raubsucht nie; sie schleicht Haushühnern und anderm Geflügel nach und würgt es. Wenn sie zornig wird, so knurrt und schnäuzt sie wie unsere Hauskatzen. In der Gefangenschaft sind sie außerordentlich träge und zeigen einen großen Mangel an intelectuellen Fähigkeiten. Sie schlafen fast immer, man hat Mühe sie zu erwecken, und sie werden sehr fett. Sie leben vom Fleische kleiner Thiere, vorzüglich der Vögel, und von deren Eiern.

Die in der Tasche unter dem Schwanze abgesonderte Materie heißt Zibeth. Sie ist salbenähnlich, weißlich, von ambraartigem Geruche, bitter, und von sehr scharfem Geschmacke.

Man unterhält lebendige Civetten in eisernen Käfigen, und nimmt ihnen wöchentlich zwei bis drei Mal den Zibeth mit kleinen Löffeln aus dem Beutel.

Ehemals hatte der Zibeth als Arzneimittel großen Ruf, und es war Sitte, daß elegante Herren und Damen ihn in den Kleidern trugen, wie man Bisam und Ambra noch jetzt braucht. Die Stadt Euphras war einst der Hauptsitz des Handels mit Zibeth; es gab daselbst Kaufleute, welche bei 200 Stücke ernährten, nur um den Zibeth zu gewinnen. In Amsterdam, wo man die Civetten als Hausthiere unterhält, galt die Unze des besten Zibeths vor nicht gar langer Zeit bis 150 fl. Wozu diesen Thieren selbst der Zibeth nützen kann, ist ganz unbekannt.

(Taf. 83.) **Die Genette aus der Barbarei.** (Viverra Genetta. Genette de Berberil.)

Ihr Körper ist 18 Zoll, der Schwanz 10 bis 11 Zoll lang. Die Grundfarbe des Pelzes ist graugelb; der Körper und die Seiten schwarz gestreift; am Schwanze, am Halse und um die Augen schwarze Ringe. Das Fell ist sehr weich und sanft. Man findet sie im nördlichen Afrika und im südlichen Europa. In ihrer Lebensart hat sie Vieles mit dem Hausmarder gemein. Sie hält sich in niedrigen feuchten Gegenden auf, lebt von Mäusen und Vögeln, stellt dem Hausgeflügel wie der Marder nach, ist listig und schnell, läßt sich aber leicht zähmen, und soll dann wie die Katzen Mäuse fangen. Auch sie ist mit der Zibethmaterie versehen, die aber schwächer und unangenehm riecht; am Balge hält sich der Geruch aber lange.

Die übrigen Genetten sind: Die Fossane (V. Fossa), die indische (V. indica), die gestreifte (V. striata), der Bondar (V. Bondar), die Musanga (V. Musanga), die schlanke Liwelle (V. gracilis), die Rase (V. Rase).

16. Gattung.

Rollmarder. (Paradoxurus. Paradoxure.)

Die hieher gehörigen Thiere erhielten ihren Namen von ihrer Fähigkeit, den Schwanz von unten nach oben aufzurollen, doch ist derselbe nicht greifend. Sie haben mit der frühern Gattung viel Ähnliches. Ihr Kopf ist länglich, die Schnauze hervorstehend, die Augen katzenartig. Sie treten vollkommen auf ihre Sohlen auf; die Zehen sind durch eine Schwimmhaut verbunden, und die Nägel wie bei den Katzen halb zurückziehbar.

Die Arten derselben sind:

(Taf. 85.) **Der Palmen-Rollmarder.** (Paradoxurus typus. Le Martre etes Palmiens.)

Da seine Haare an den Spitzen gelblich sind, so scheint er von oben betrachtet gelblich, von der Seite schwärzlich. Er lebt in Wäldern und Gebüschen auf der indischen Halbinsel. Bei Tage schläft er in eine Kugel zusammengerollt, Abends erwacht er, um seine Nahrung zu suchen. Er ist langsam, träge, reinlich, und verbreitet gar keinen Geruch.

Der goldfarbene Rollmarder (P. aureus)

lebt auf der Insel Sumatra.

17. Gattung.

Ichneumon. (Herpestes. Mangouste.)

Der Körper ist lang und schmal, die Füße sehr kurz, der Schwanz lang und spitzig, der Kopf klein, die Schnautze spitzig, die Augen groß und glänzend feuergelb, die Zunge stachlig, die 5 Zehen halb zurückziehbar; am After eine Tasche wie beim Dachse.

Aus den vielen Arten dieser Gattung, deren Lebensart im Allgemeinen der des Marders sehr ähnlich ist, wollen wir etwas ausführlicher beschreiben; folgende:

(Taf. 84.) **Der egyptische Ichneumon.** (Herpestes Pharaonis. Mangouste d'Egypte.)

Der Körper ist 1 Fuß, der Schwanz 6½ Zoll lang, das Haar grob und brüchig, lang, kastanienbraun, und gelb geringelt, die Füße und die Schnauze schwarz, der Schwanz endigt sich mit einem Büschel sehr langer Haare.

Sein Vaterland ist Egypten; sein Aufenthalt in alten Gebäuden, Dämmen, Ufern der Flüsse, in verlassenen Höhlen. Er nährt sich von Vögeln, Schlangen und deren Eiern, von Ratten und Mäusen. Er ist ungemein lebhaft, schnell und im Steigen geschickt, so daß ihm seine verfolgte Beute nicht leicht entgehen kann. Kann er sich unbemerkt in einen Hof schleichen, so richtet er unter den vorgefundenen Hühnern große Niederlage an; er zerbeißt ihnen zuerst den Schädel und frißt sie dann auf.

Die ausgezeichnetsten Sinne des Ichneumons sind Geruch und Gehör; seine Stimme ist murmelnd; strebt er jedoch nach Beute, so schreit er laut und anhaltend. Im Zorne sträubt er das Haar, und sein Schwanz wird ganz rund, wie bei einer bösen Katze. Obgleich er sehr wild und unbändig ist, so läßt er sich doch zähmen, und wird oft als Hausthier gehalten. Er ist ein geschickter Schwimmer.

Bei den alten Egyptern wurde der Ichneumon unter die Thiere gerechnet, die man göttlich verehrte. Man erzählt von ihm, daß er in den Bauch des schlafenden Krokodils zu kriechen, und ihn so zu tödten pflege; allein dieß ist ebenso ein Mährchen, wie, daß er, von einer giftigen Schlange gebissen, ein heilsames Kraut aufzusuchen, und gegen das Gift sich zu schützen wisse.

Die übrigen hieher gehörigen Arten sind: Der capische Ichneumon (H. cafer), der Bangschire (H. galera), der javanische (H. javanicus), der rothe (H. ruber) u. m. a.

18. Gattung.

Mango. (Crossarchus. Le Mangue.)

Diese Gattung ist erst in der neueren Zeit bekannt geworden; sie steht zwischen der vorhergehenden und folgenden in der Mitte. Der Körper desselben ist schlank, mit rauhen, hinten längeren Haaren bedeckt; er hat fünf Zehen mit sichelförmigen Nägeln, und tritt auf der ganze Sohle auf.

Der Schwanz ist mittelmäßig lang und wird von dem Thiere aufwärts gebogen getragen; ist es ruhig, so pflegt es sich auf denselben zu setzen. Die Schnauze ist spitzig, die Nase über die Kinnlade hervorragend und wie abgehauen, am After befindet sich eine Tasche mit einer öhligen, sehr stinkenden Materie. Das Thier entlediget sich derselben, indem es den After an harten Körpern reibt.

Man kennt bis jetzt nur eine Art von dieser Gattung, an einem Individuum, das sich in der Pariser Menagerie befand. Es ist:

(Taf. 85.) **Der dunkle Mango.** (Crossarchus obscurus. Le mangue sombre.)

Der Pelz desselben ist ganz einfärbig braun, doch am Kopf etwas blasser als an den übrigen Theilen; der Körper ist 11⅓ Zoll lang; der Schwanz 7 Zoll; die Nase stark hervorstehend und ungemein beweglich, und sie scheint einen feinen Sinn zu haben. Er lebt an der Westküste von Afrika. Seine Nahrung besteht in kleinen Thierchen, als Mäusen, Vögeln u. s. w.; derjenige, welchen man in Paris sah, war sehr zahm, einschmeichelnd, listig und reinlich.

19. Gattung.

Schnarrthier. (Ryzaena suricata. Suricate.)

Die Gattung der Schnarrthiere hat mit den Wieseln und Ichneumone viel Ähnlichkeit, von dem Mango unterscheidet sie sich dadurch, daß sie nur 4 Zehen hat. Der Kopf ist spitzig, die Nase beweglich, die Zunge stachlich, die Augen groß, der Körper mit verschiedenfärbigen Ringen bedeckt, der Schwanz lang, dünn auslaufend. Man findet sie auf der südlichen Spitze von Afrika. Sie nähren sich von kleinen Thieren und Früchten, daher auch ihr Zahnbau von dem der Wieseln verschieden ist. Sie sind auch mit einer Tasche am After versehen, worin sich eine stinkende Materie befindet. Hieher gehört:

(Taf. 86.) **Das capische Schnarrthier.** (Ryzaena capensis. Suricate de Cap.)

Die Farben des Pelzes sind braun, weiß, gelblich und schwarz; sie wechseln in Ringen an den Haaren ab, sind an der Wurzel schwarz, dann folgen weißliche, schwarze und braune Ringe, und die Spitze ist wieder schwarz.

Dieß Thier wird nur im südlichen Afrika angetroffen. Es zeigt viele intellectuelle Fähigkeiten, läßt sich leicht zähmen, und läuft wie eine Katze im Hause herum; es liebt die Personen, die ihm etwas Gutes thun, aber Beleidigungen trägt es eben so gut im Gedächtnisse. Sein Geruch ist sehr fein; es pflegt die Nase in die

Höhe zu heben, sie nach allen Seiten zu bewegen, und herum zu schnuppern. Jede Nahrung dreht es zuerst nach allen Seiten mit seinen Vorderpfoten, beriechet sie und genießt sie erst dann. Es bewohnt bei Tage selbst gegrabene Höhlen, Abends geht es auf Beute aus; diese besteht in Mäusen, Ratten und andern kleinen Thieren. Es geht mit der ganzen Sohle am Boden, und wenn es in der Ferne etwas betrachtet, so stellt es sich auf die Hinterbeine. Seine Stimme ist eine Art von Grunzen; wenn es durstig ist so erregt es mit dem Schwanze ein Klappern; daher es die Kolonisten am Kap auch die Klappermaus zu nennen pflegen.

20. Gattung.

Zibeth-Hyäne. (Proteles.)

Die Gestalt wie bei der gestreiften Hyäne. Der vordere Theil des Körpers ist höher als der hintere, da die Hinterbeine sehr gebogen sind. Am Rücken befindet sich eine Mähne, am After aber eine mit stinkender Materie angefüllte Längespalte. Die Sohlen sind zum Gehen eingerichtet, die vordern mit 5, die hintern mit 4 Zehen versehen, an welchen sich scharfe, starke, unbewegliche Nägel befinden. Die Schnautze ist spitzig, da die Nase über die Kinnlade hervorragt.

(Taf. 86.) **Lalandische Zibeth-Hyäne.** (Prot. Lalandi. Proteles de Lalande.)

Der Körper ist mit einem wolligen Haare bedeckt, hie und da stehen rauhe steife Haare hervor. Die Farbe ist rostbraun, an den Seiten und der Brust sind schwarze Streifen unordentlich angebracht. Vom Rücken hängt eine schwarz und weiß geringelte Mähne herab. Die Füße sind schwarz.

Das Vaterland dieses Thieres ist das Vorgebirge der guten Hoffnung. Es lebt da in Höhlen, die mit vielen Öffnungen versehen sind. Es ist ein nächtliches Thier. Es flüchtet sich sehr schnell. Als Herr Laland ihrer drei in einer Höhle entdeckte, so ließ er einen Hund hinein; zwei flüchteten sich, die dritte suchte sich durch weiteres Graben zu retten. Er erlegte alle drei. Im Zorn sträuben sie Mähne und Schwanz in die Höhe.

21. Gattung.

Hyäne. (Hyaena. Hyene.)

Der Körper nicht schlank, und stark behaart. Der Schwanz kurz. Die Vorderbeine länger als die hintern, so daß der Rücken geneigt ist; an den Füßen 4 Zehen, auf welche sie auftritt; die Nägel sichelförmig scharf und unbeweglich; die Schnautze weniger als beim Hunde spitzig, die Nase aufgestülpt; die Zunge stachlig, die Ohren mittelmäßig, beweglich und weit offen stehend. Am After einen Drüsensack. Die Hyänen sind nächtliche Thiere, unzähmbar und grausam, sie leben in dem warmen Klima der alten Welt.

Die bekannten Arten sind folgende:

(Taf. 87.) **Die gestreifte Hyäne.** (Hyaena striata. Hyene vergée.)

Sie erreicht die Höhe eines großen Hundes, und wird 2 Fuß und darüber lang. Die Farbe ist ein gelbliches Grau, an den Seiten und den Füßen laufen schwarzbraune Streifen vom Rücken quer herab. Das Haar ist nicht lang, und grob; vom Rücken hängt eine graue Mähne herab; der Schwanz ist mit grauen Haaren besetzt; die Ohren sind scharf zugespitzt und nackt; Hals und Gurgel sind schwarz. Am After befindet sich eine Spalte mit stinkender Materie, welche das Mährchen bei den Alten veranlaßte, daß die Hyäne bald männlichen, bald weiblichen Geschlechts sei. Die Hyäne lebt im ganzen südlichen Asien, als: am Kaukasus, Syrien, Persien u. s. w. und im nördlichen Afrika: in Egypten, Abyssinien und der Barbarei. Sie wohnt in felsigten Gegenden, in Höhlen einsam, kommt aber des Nachts auch in Städte und Dörfer, und dringt in Viehställe ein. Bei Tage hält sie sich gewöhnlich verborgen, und geht erst Abends ihren Geschäften nach; daher der Name Abendwolf. Bei Tage soll die Hyäne furchtsam seyn. So erzählt Bruce, was wir jedoch nicht als unbezweifelte Wahrheit verbürgen können: er habe eine Hyäne am Tage mit einem Lamm und einer Ziege zusammen eingesperrt, und sie habe ihnen nichts gethan; des Nachts aber soll sie einen jungen Esel, eine Ziege und einen Fuchs aufgefressen haben. Derselbe erzählt: er habe oft gesehen, sogar wie die Mauren dieses Thier bei Tage bei den Ohren gefaßt, und mit sich fortgeschleppt haben. In Indien soll sie oft lebendig aus ihrer Höhle hervorgezogen werden: indem ein Mensch hineinkriecht und ihr ein Tuch um die Augen bindet.

Die Wildheit, Graumsamkeit, Stärke und Furchtbarkeit dieses Thieres ist weit bekannt. Doch erzählt man viel Übertriebenes davon. Schon ihr Äußeres: die Augen, der steife Hals, von welchem die Alten glaubten, er bestehe aus Einem Knochen; die gesträubte Mähne und das ungebändigte Betragen in der Gefangenschaft erfüllen den Beobachter mit Furcht und Schrecken. Doch pflegt sie erwachsene Menschen nicht anzufallen, knurrt aber gegen dieselben wie ein Hund; Kinder aber schleppt sie bei Nacht oft aus den Dörfern. Jung eingefangen läßt sie sich auch wohl zähmen. Man hat ihre Wärter in einem Käfig mit ihnen gesehen, wie sie denselben

die Zähne putzten, wenn sie gefressen hatten, allerlei Sprünge auf ihren Befehl thaten, und sogar Züchtigungen ertrugen. Im Jahre 1834 starb in Paris eine Hyäne, die zu ihrer Wärterinn eine auffallende Anhänglichkeit äußerte; dieselbe hatte ihr einst einen ins Fleisch eingewachsenen eisernen Ring von Halse herabgenommen. Als nach vielen Jahren die Wärterinn sie verließ, so zeigte die Hyäne eine große Traurigkeit, und starb nach kurzer Zeit. Sie hat ein fürchterliches Gebiß und große Stärke, sie soll sich oft mit Löwen in einen Kampf einlassen, und manchmal den Sieg davon tragen, der muthigste Hund wagt es nicht auf freiem Felde sie anzugreifen. In Abyssinien sollen sie außerordentlich häufig seyn, des Nachts haufenweise in bewohnte Oerter kommen um das Aas, das die unreinlichen Einwohner auf der Gasse liegen zu lassen pflegen, aufzufressen. Bruce sagt, er habe mehr Hyänen als Schafe gesehen. Oft knurrten sie ihn, wenn er spät Abends nach Hause ging, an, und drohten, ihn in die Beine zu beißen, obwohl er von bewaffneten Menschen begleitet wurde, die ihrer jede Nacht einige tödteten oder verwundeten. Einst machte er astronomische Beobachtungen, und hatte ein Zelt aufgeschlagen; als er in dasselbe zurückkehrte, erblickte er neben seinem Bette große funkelnde Augen; es war eine Hyäne, welche einen Bündel Talglichter im Munde hatte. Schießen konnte er nicht, aus Furcht, seine Instrumente zu beschädigen, er durchstieß sie daher mit einem Spieß, und da sein Diener zurück kam, so wurde sie erschlagen.

Sie nähren sich vom Fleische kleiner und großer Thiere. Den Heerden thun sie oft großen Schaden an, auch das Aas lieben sie vorzüglich. Sie dringen durch Mauern und Dornhecken, womit die Muhamedaner ihre Friedhöfe umgeben, durch, und graben menschliche Leichname aus; daher der Name Grabthiere. Den Karawanen schleichen sie herrdenweise nach, und machen alles zur Beute, es mag todt oder lebend seyn, wessen sie sich bemächtigen können. Auch Wurzeln und Zwiebeln sollen sie lieben und ihnen nachgraben.

Alles, was die Hyäne in Grimme erfaßt hat, läßt sie nicht los. Die Afrikaner werfen ihr daher einen Sack vor, lassen sie hinein beißen und ziehen sie so an einen sichern Ort fort. Daher des orientalischen Sprichwort von einem Menschen der seine Meinung hartnäckig vertheidigt: er hat den Kopf einer Hyäne. In der Gefangenschaft gewöhnt sich die Hyäne sogar an Brot. Das Fleisch dieses Thieres hat einen sehr widerlichen Geschmack, doch soll es in Abyssinien von den Einwohnern verzehrt werden. Die Stimme der Hyäne, die sie bei der Nacht hören läßt, klingt fürchterlich und ist ein Gemisch von Gebrumm und Gebell.

Taf. 87. Die gefleckte Hyäne. (Hyaena. Hyène tachetée.)

An Gestalt ist sie der vorigen gleich, aber etwas größer, denn sie wird 1 Fuß lang und 2½ Fuß hoch; die Mähne ist etwas kleiner und schütterer als bei der vorigen. Die Grundfarbe ist schmutzig weiß, mit braunen runden Flecken bestreut; die äußern Theile schwarz, der Hintertheil des Körpers dunkelbraun. Sie soll bei der Nacht viel heller, ja beinahe weiß aussehen.

Ihr Vaterland ist das südliche Afrika. Am Kap ist sie das häufigste Raubthier, thut daselbst den Heerden der Kolonisten ungeheuern Schaden, und wird von denselben durch große Jagden, die man in Gesellschaft anstellt, verfolgt. Man nennt sie daselbst Wolf. Im Winter lebt sie auf Bergen, im Sommer auf sumpfigen Stellen der großen Ebenen, wo sie den Hasen, Springhasen und Civetten auflauert. Dadurch, daß sie das herumliegende Aas aufsucht und gierig verzehrt, entschädiget sie die Kolonisten zum Theil für ihre Räuberreien. Bei ihrer Verfolgung pflegt man die mit Schilf bewachsenen Niederungen zu umzingeln, sie dann anzuzünden, und auf die sich flüchtende Hyäne zu schießen.

Diese Hyäne ist bei weiten nicht so wild und unzähmbar, als die vorige; sie ist vielmehr scheu und flieht vor dem Menschen. Lichtenstein sagt: er wisse kein Beispiel, daß eine Hyäne einen Menschen angefallen hätte. Man soll sie am Cap oft so wie einen Hund zähmen und zu Jagden abrichten, und sie soll den Hunden an Geschicklichkeit und Treue gar nichts nachgeben. Beide Arten sollen die Gewohnheit haben, ihren Raub auf der Stelle aufzuzehren, und nicht wegzuschleppen; so daß man immer auf der Stelle, wo eine Hyäne ein Thier verzehrte, alle Beine desselben beisammen findet. Sogar die Jungen begleiten die Mutter auf ihren Raubzügen und halten mit ihr Mahlzeit. Die Hyänen werfen meistens zwei Junge, welche blind zur Welt kommen.

Außer diesen zwei Arten kennt man noch:

Die Rostfarbige Hyäne (H. rufa), und die zweifelhafte (H. dubia).

Die Beine der Hyäne der Vorwelt (H. fossilis) findet man in den Höhlen von Franken, Westphalen, hie und da in England, und Frankreich. Sie sind um ein Dritttheil größer als die der Hyäne der Jetztwelt. In dem Steinbruch zu Oreston, unweit Plymouth, hat man Theile eines Skelets gefunden, das einem Thiere, wie unsere Hyäne, angehört; es war zweimal größer, als die jetzt lebende Hyäne; man nannte es Riesenhyäne; (H. gigantica).

22. Gattung.

Katze. (Felis.)

Man versteht unter diesem Namen in der Naturgeschichte ungefähr 32 Arten der wildesten und raubgierigsten Thiere. Sie haben alle in ihrer Bildung eine so sprechende Ähnlichkeit, daß man ein hieher gehöriges Thier auf den ersten Blick erkennen kann. Der Kopf ist rundlich; die Schnautze stumpf und kürzer als der Schädel; die Nase erhoben und abgerundet; der Körper länglich, sehr geschmeidig, und biegsam; die Beine kurz und stark; die Zehen kurz, die an den Vorderfüßen sind mit 5 hackenförmigen, sehr scharfen und zurückziehbaren Nägeln versehen; an den Hinterfüßen sind nur 4 Zehen mit hackenförmigen Stumpfen nicht zurückziehbaren Nägeln; die Sohlen behaart, der Schwanz von verschiedener Länge, aber immer bis zur äußersten Spitze beweglich.

Diese Gattung ist beinahe in der ganzen Welt verbreitet, in den warmen Himmelsstrichen sind die großen Arten. Ihr ganzer Zahnbau ist am meisten auf bloße Fleischnahrung beschränkt, und keine Art genießt im freien Zustande Pflanzennahrung. Es sind falsche, boshafte, schleichende, grausame Raubthiere. Sie verfolgen ihre Beute nicht jagend, sondern lauern im Hinterhalte, und suchen sich durch einige starke Sätze derselben zu bemächtigen. Jung eingefangen, lassen sie sich alle zähmen; als Hausthiere hat man nur zwei Arten, die gemeine Katze und den Jagdleopard in Asien. Sie sind meist nächtliche Thiere. Ihr Geruch ist ziemlich stumpf, desto schärfer aber das Gesicht und das Gehör.

Wir wollen die Arten in vier Geschlechter eintheilen. Löwen, Tiger, Parder und Luchse; dreizehn derselben leben in der alten Welt, die übrigen in der neuen. In Neuholland findet man keine.

a) Löwen.

(Taf. 88, 89, 90, 91.) **Der Löwe** (Felis Leo. Le lion.)

Der Löwe hat, außer allen Kennzeichen seiner Gattung, die ihn von andern Thieren unterscheiden, einen sehr großen, fast viereckigen Kopf; einen halbgrauen Pelz; ein sehr kurzes Haar, das aber beim Männchen am Halse, Bart, Schultern, Kopf sich in eine lange Mähne verlängert; das Weibchen hat keine Mähne, ist aber mit einem Haarbusch an der Brust versehen. Der Löwe erreicht die Größe eines mittelmäßigen Pferdes, denn sein Körper wird 6—9 Fuß lang. Eine vortreffliche Beschreibung des innern Baues des Löwen, und die Übereinstimmung desselben mit der ganzen Natur des Löwen, hat uns Herder gegeben. Auf Muskeln hat es die Natur bei ihm gerichtet, sind Herders Worte, auf Sanftmuth und feine Verständigkeit nicht. Sein Gehirn machte sie klein, und seine Nerven so schwach, als es, dem Verhältniß nach, selbst die Nerven der Katze nicht sind; die Muskeln dagegen, dick und stark, setzte sie an ihren Knochen in eine solche Lage, daß aus ihnen, zwar nicht die vielfacheste und feinste Bewegung, aber desto mehr Kraft entstehen sollte. Ein eigener großer Muskel des Vorderfußes, der zum festhalten dient, ein Fußgelenk dicht an der Klaue, diese groß und krumm, daß ihre Spitze nie stumpf werden kann, weil sie nie die Erde berührt; solche wurden des Löwen Gaben. Sein Magen ist lang und stark gebogen, das Reiben desselben, und also sein Hunger muß fürchterlich seyn. Klein ist sein Herz, aber zart und weit die Höhle desselben, viel länger und weiter als beim Menschen. Auch die Wände seines Herzens doppelt so dünn, und die Pulsadern doppelt so klein, daß das Blut des Löwen, so bald es aus dem Herzen tritt, schon viermahl, und in den Zweigen der 15. Abtheilung, hundertmal schneller läuft als im Menschen. Das Herz des Elephanten dagegen schlägt ruhig, beinahe wie bei kaltblütigen Thieren. Auch die Galle des Löwen ist groß und schwärzlich. Seine breite Zunge läuft vorne rund zu, mit Stacheln besetzt, die 1 ¼ Zoll lang mitten auf den Vordertheil liegen, und ihre Spitzen hinterwärts richten. Daher sein gefährliches Lecken der Haut, dabei sogleich Blut hervortritt, und bei dem ihn Blutdurst befällt; wüthender Durst auch nach dem Blute seines Wohlthäters und Freundes. Ein Löwe, der einmal Menschenblut gekostet hat, läßt nicht leicht von dieser Beute, weil sein durchfurchter Gaum nach dieser Erquickung lechzet. Dabei gebärt die Löwinn mehrere Junge, die langsam wachsen. Sie muß sie also lange nähren, und ihr müterlicher Trieb, nebst eigenem Hunger, reizt ihre Raubgier. Da die Zunge des Löwen scharf leckt, und sein heißer Hunger ein Durst ist, so ist es natürlich, daß ihn faules Aas nicht reize; daß eigene Würgen und Aussaugen ist sein Königsgeschmack, und sein befremdendes Anstaunen oft seine ganze Königsgroßmuth. Leise ist sein Schlaf, weil sein Blut schnell fließt; wenn er satt ist, mordet er nicht, weil er faulen Vorrath nicht brauchen kann, auch nicht an ihn denket, und ihn also nur der gegenwärtige Hunger zur Tapferkeit treibt. Wohlthätig hat die Natur seinen Sinn gestumpft, sein Gesicht fürchtet das Feuer, da es auch den Glanz der Sonne nicht erträgt; er wittert nicht scharf, weil er, auch der Lage seiner Muskeln nach, zum Lauf gemacht ist, und keine Fäulung ihn reizt. Die überdeckte gefurchte Stirn, klein gegen den Untertheil des Gesichts die Raubknochen und Freßmuskel.

Plump und lang ist seine Nase, eisern sein Nacken und Vorderfuß, ansehnlich seine Mähne und Schweifmuskel; der Hinterleib hingegen ist schwächer und feiner. Das imposante stolze Ansehen des Löwen, sein ernsthaftes Gesicht und gravitätischer Gang, seine Größe und Stärke haben ihn schon in den ältesten Zeiten den Titel eines Königs der Thiere verschafft; es wurden ihm aber zugleich Eigenschaften angedichtet, die er gar nicht hat, und die wirklichen sehr übertrieben und durch Mährchen belegt, die uns bei unserer Kenntniß seiner Natur, nicht als sehr wahrscheinlich vorkommen. Seine Natur wurde als großmüthig, gegen kleine Thiere schonend und gegen seinen Wohlthäter dankbar geschildert. Schon daß der Löwe zum Katzengeschlecht gehört, läßt uns von seinem Edelmuthe nicht viel erwarten, und genaue Beobachtungen und Nachrichten afrikanischer Reisenden lehren zur Genüge, daß dieses Raubthier in der That den Charakter der übrigen seines Geschlechts nicht verläugnet.

Die bekannte Geschichte von Androclus wollten wir nicht eben für unbezweifelte Wahrheit ausgeben. Dieser ein entlaufener Sklave, fand in einem Walde einen Löwen, der sich einen Dorn in den Fuß getreten hatte, und denselben dem nahenden Androclus entgegenstreckte. Dieser soll ihm nun den Dorn aus dem Fuß gezogen, und die Wunde geheilt, darauf drei Jahre mit den Löwen in einer Höhle gelebt haben, und von ihm von seiner Beute erhalten worden seyn. Später wurde Androclus gefangen, und zum Kampf mit einem großen, wilden Löwen verurtheilt; zufällig war es sein früherer Wald- und Lebensgenosse. Wüthend stürzte das hungrige Thier in den Circus auf ihn los, stand aber plötzlich still, erkannte seinen Wohlthäter und schmeichelte ihm. Überrascht von dieser Scene, schenkte man dem Sklaven Leben, Freiheit und den Löwen, der in den Straßen herumgeführt, und Geld eingesammelt haben soll.

Die Geschichte von dem Ritter Gottfried de la Tour, scheint uns nicht viel wahrscheinlicher als die so eben erzählte.

Dieser Ritter war zur Eroberung Jerusalems in den ersten Kreuzzug nach Palästina mitgezogen, und fand da im Walde einen Löwen im Todeskampfe mit einer ungeheuern Schlange, die sich ihm um den Leib gewickelt hatte, um ihn zu erwürgen. Der Ritter sprang herbei und hieb die Schlange mit seinem Schwerte entzwei, das gerettete Thier folgte von dieser Zeit an seinem Wolhthäter, gehorchte seinen Winken, und stürzte sich auf seinen Befehl, mit wen immer, in Kampf. Als er nach Europa zurückkehrte, wollte kein Schiff den Löwen aufs Boot nehmen, dieser aber stürzte ins Meer, seinem Herrn, der sich eingeschiffet hatte, nach, und ertrank. Schon der Umstand macht diese Erzählung zweifelhaft, daß sich, wenigstens jetzt, keine so großen Schlangen in Palästina befinden, die es mit einem Löwen aufnehmen könnten.

Seine Stärke ist riesenhaft, und zeigt sich in allen seinen Bewegungen; vermög seiner elastischen und starken Muskeln macht er Sprünge von 28 — 36 Fuß; selbst in der Veränderung seiner Mienen, in dem Zusammenziehen seiner Stirnhaut zeigt er seine ungeheuere Muskelkraft; mit seinem Schwanze schlägt er auf einen Schlag einen Menschen zu Boden; mit seiner Pfote bricht er auf einmal den Rückgrath eines Pferdes entzwei. Einen Ochsen oder ein Pferd schleppt er mit Leichtigkeit fort.

Berittene Jäger folgten auf mehrere Stunden Wegs der Spur eines Löwen, der in vollem Lauf eine zweijährige Kuh davon trug, der Leib derselben schien nur an zwei Stellen den Boden berührt zu haben. Ein anderer schleppte ein Pferd 800 Toisen weit fort. Thunberg versichert, daß ein Löwe den größten Ochsen auf die Schulter nimmt, mit ihm über 3 — 4 Fuß hohe Zäune springt, und sehr schnell davon läuft.

Ueber seiner Kühnheit und seiner Wuth haben die Reisenden die widersprechendsten Meinungen geäußert.

Sparrman erklärt ihn, nach seinen eigenen Erfahrungen, überhaupt für feig, und sagt, daß es ihm in Vergleichung mit seiner ungeheuern Stärke allerdings an Muth fehle, dagegen beweise er sich in gewissen Fällen äußerst kühn und unerschrocken. Büffon führt Beispiele an, daß sogar Weiber und Kinder im nördlichen Afrika den Löwen mit Stöcken fortjagen. Wahr ist es, daß seine Kühnheit nicht unerschütterlich ist, wie man es lange glaubte; der Tiger ist viel kühner und weicht selbst bei großer Übermacht nicht, außer er hat sich satt gefressen; ungereizt greift er den Menschen nicht leicht an, außer er wird vom Hunger angetrieben. Eben so ist der Umstand nicht zu übersehen, daß er im kältern Klima viel kleiner, schwächer und muthloser wird. Wahr ist es, daß er in der Nähe menschlicher Wohnungen durch Pfeile oft verwundet, durch allerlei Anstalten in Lebensgefahr gebracht, durch das fern tönende Blei des Feuergewehres erschreckt, muthloser und vorsichtiger wird. Die Meinung, daß der Löwe es nicht wagt, einen stillstehenden und ihn steif ansehenden Menschen anzugreifen, ist allgemein in Afrika verbreitet, und sie scheint begründet zu seyn. Liechtenstein sagt, einstimmig habe er diese Thatsachen von allen Landleuten der Colonien am Cap erzählen gehört, obgleich er selbst glaubt, der Versuch sei nicht oft gemacht worden. Will es das Unglück, daß man einen Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Gegenwart des Geistes; wer entflieht, ist unfehlbar verloren, wer ruhig stehen

bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß nur den Muth haben, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen scheint ihm Mißtrauen in seine eigene Kraft einzuflößen, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt den Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, wenn man durch eine unbedachtsame Bewegung, eigene Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er nicht minder sich selbst gefürchtet hat als der Mensch, — dann, nach einiger Zeit, erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in einem größeren Zwischenraume, und nimmt endlich, wenn er ganz außer dem Wirkungskreis des Menschen zu seyn glaubt, in vollem Laufe die Flucht. Lichtenstein war selbst Zeuge eines solchen Vorfalles, der ihm und seinen Begleitern begegnete. Der Löwe ist klug und vorsichtig, und scheint die mögliche Gefahr einzusehen und berechnen zu können.

Wenn daher der Reisende bemerkt, daß ein Löwe sich nähert, so muß er sogleich stille stehen und unverändert nach demselben hinsehen. Bei der geringsten Bewegung wird der Löwe aufmerksam und stürzt mit Blitzesschnelle auf denselben. Wird der Löwe nicht zu sehr vom Hunger geplagt, so läßt er sich leicht, besonders am Tage verscheuchen.

Sparrmann bediente sich des Klatschens mit den großen Ochsenpeitschen zu dieser Absicht. Schießgewehr schreckt ihn ebenfalls; doch gibt es auch Beispiele, daß man ihn dadurch nicht hat abhalten können. Des Nachts zünden die Reisenden in Afrika starke Feuer an, um dadurch vor dem Überfall der Löwen gesichert zu seyn. Wenn man ganz sicher seyn will, so begibt man sich auf einen Baum, den der Löwe nicht besteigen kann. Die Eingebornen verfallen zuweilen auf sonderbare Mittel, ihr Leben zu erhalten; ein Hottentote betrog einen Löwen dadurch, daß er sich des Abends am Rande eines Felsenhanges niederließ, seinen Hut und Pelz auf einen Stock steckte und nun in der Dunkelheit von der Stelle wegrückte.

Bald hierauf schlich der Löwe heran, und that auf einmal einen Sprung nach dem Wamms, den er für den Menschen hielt, stürzte aber mit demselben den Abhang hinunter. Plötzliche Überraschung und starkes Getöse verscheuchen nicht selten den Löwen und jagen ihm Furcht ein.

Unter diesen Zügen von Schüchternheit und Feigheit sieht man am Löwen einen furchtbaren Muth, wenn er angegriffen oder vom Hunger geplagt wird; dann scheut er sich nichts Lebendes anzugreifen, und bleibt gewöhnlich Sieger. Lichtenstein erzählt uns mehrere Beispiele solcher verzweifelten Kämpfe auf Leben und Tod. Ein gewisser Tipaard van der Welt am Cap verfolgte mit seinem Bruder am östlichen Abhange der Schneeberge die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Herden großen Schaden anrichtete. Sie fanden ihn in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausganges und schickten ihre Hunde hinein, den Löwen herauszujagen, welches auch glückte. Der Löwe stürzte auf der Seite des Bruders hervor, legte sich zum Sprunge, und ward von ihm geschossen. Unglücklicherweise hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenig Sekunden erholte sich der Löwe wieder und stürzte wüthend von Schmerz und mit solchem Grimme auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich aufs Pferd zu werfen, und die Flucht zu versuchen; aber in wenigen Sätzen hatte ihn der Löwe erreicht, sprang dem Pferde auf den Rücken, welches von der Last niedergedrückt, nicht mehr von der Stelle konnte, und schlug seine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, ihn mit den Zähnen zugleich an den Kleidern packend. Indeß sich der Mann mit aller Kraft an das Pferd klammerte, hörte er seinen Bruder herankommen, und rufte ihm zu, zu schießen. Tipaard springt vom Pferde, legt ruhig an, und schießt den Löwen durch den Kopf. Die Kugel schlug in den Sattel, ohne weder Reiter noch das Pferd zu verletzen. Ein anderer ganz ähnlicher Fall endete unglücklicher, der Löwe sprang seitwärts auf den Reiter los, und packte mit den Zähnen dessen linken Arm. Der feige Gefährte entfloh, um Leute zu Hilfe zu rufen, indeß zerbiß der Löwe den ganzen Arm, und der Angefallene zog das Messer aus der Tasche und durchbohrte den Löwen an mehreren Stellen die Brust. Die Herbeieilenden fanden den Jäger vom Pferde gerissen, in seinem Blute schwimmend, da der Arm, und die linke Seite gänzlich auseinandergerissen waren, auf dem todten Löwen, in dessen Herz er sein Messer gebohrt hatte; nach einigen Minuten starb der unglückliche Kämpfer. Ein gewisser Quet-Schepers befand sich mit einem andern Capbewohner auf der Jagd, sehr ermüdet kamen sie an eine Quelle mit Gräsern umgeben; Quet wollte Wasser schöpfen, und gab seinem Gefährten die Flinte zu halten. Kaum hatte er sich der Quelle genähert; so stürzte ein sehr großer Löwe auf ihn, und ergriff seinen linken Arm. Der Jäger wohl wissend, daß die geringste Bewegung zur Flucht ihm unausweichlich den Tod zuziehen würde, — bleibt unbeweglich, während der Löwe seinen Gegner zwischen den Klauen hielt, aber nicht stark preßte und die Augen schloß, als wenn er den Anblick seines Schlachtopfers nicht ertragen könnte. Quet rief seinen Gefährten den Löwen zu erschießen, welches leicht hätte geschehen können, da der Löwe noch immer die Augen geschlossen hatte. Allein dieser war feige entflohen, und umsonst flehte Quet lange Zeit um Hilfe; endlich aufgebracht

über diese Feigheit, vergaß er die Vorsicht und stieß mit dem rechten Arm dem Löwen sein Taschenmesser tief in die Brust; der Stoß war tödtlich, denn Quet war ein starker Mann, aber die Wirkung war nicht schnell genug, um ihm das Leben zu retten, — das erzürnte Thier strengte seine letzte Kraft an, und zerfleischte Arm und Brust des Unglücklichen aufs schrecklichste, so daß die Knochen des Unglücklichen ganz entblößt da lagen, dann aber stürzte der Löwe todt dahin gestreckt. Quet wurde in die nächste Wohnung getragen, starb aber in drei Tagen darnach.

Ein gewisser Clerque bereiste eines Tages seine Güter, in einem Hohlwege stieg er vom Pferde, (denn die afrikanischen Colonisten reiten fast immer) und führte es am Zügel, als er plötzlich einen Löwen erblickte. Clerque hatte eine Flinte mit zerhacktem Blei geladen, und in der Hoffnung denselben der Nähe wegen tödten zu können, schoß er denselben in die Brust, aber der Löwe nur verwundet, stürzte auf ihn und ergriff ihn mit seinen Klauen, indem er den Arm, den Clerque maschinenmäßig erheben wollte, mit grimmigen Zähnen zerfleischte, allein schon nach einigen Sekunden verlor der Löwe, aus Blutverlust, seine Kraft und fiel rücklings nieder, wobei er den Verwundeten mit sich zog. Clerque war nicht gefährlich verwundet und wurde vollkommen geheilt.

Ein Hottentote in den Schneebergen verfolgte eine Antilope und legte wirklich an sie an, als er einen Löwen erblickte, der ihn auch ohne daß er sich zur Gegenwehr hätte stellen können, in einem Sprunge erreichte. Der Löwe kaute an der linken Hand des Hottentoten, während dieser mit der rechten Hand den Hahn spannte und den Löwen durch den Kopf schoß, so daß derselbe augenblicklich starb. Der Jäger verlor die Hand, wurde aber geheilt.

Ein hungriger Löwe fiel einen gewissen Lukas van Buuren an, der mit dem Pferde ihm entfliehen wollte, und erreichte das gallopirende Pferd in einigen Sprüngen. Das Pferd stürzte, glücklicherweise verbiß sich der Löwe in das Sattelzeug und von Buuren entkam glücklich, das Pferd aber wurde aufgefressen.

So wie wir in den eben erzählten Thatsachen neben einzelnen Zügen von Schüchternheit und Feigheit Beweise von Selbstgefühl und ausdauernden Muths im Kampfe, am Löwen gesehen haben, eben so läßt sich ihm gewisse Schonung gegen schwächere Thiere und ein gutes Gedächtniß ihm erwiesener Wohlthaten, wenigstens in einzelnen Fällen, nicht absprechen, ohne daß man aber dieß als einen charakteristischen Zug seines Naturels ansehen, und ihn für ein dankbares Thier ausgeben könnte, da beides moralische Eigenschaften sind, die der Mensch einzig und allein unter den Thieren besitzen kann. Auch hier wollen wir einige ziemlich glaubwürdige Thatsachen mittheilen.

Bei dem im Jahre 1791 in Wien noch üblichen Thierhetzen wurde in eben diesem Jahre ein Löwe einst mit großen Hunden gehetzt. Vier große Bullenbeißer wurden auf ihn losgelassen, drei davon aber, liefen, als sie ihn erblickten erschrocken zurück, nur einer griff ihn an. Der Löwe versetzte ihm, ohne sich von seinem Lager zu erheben, einen Schlag mit der Tatze und streckte ihn zu Boden. Nachdem er aber seinen kühnen Gegner auf diese Art seine Übermacht gezeigt hatte, zog er ihn an sich und legte ihn zwischen seine Vorderpfoten, als sich der Hund erholte, suchte er sich frei zu machen, und als es der Löwe zuließ, lief er ängstlich von ihm, der Löwe erreichte ihn an den Schranken, der winselnd flehte, ausgelassen zu werden, und sah ruhig zu, als man dem Hunde die Thüre öffnete.

Ein Löwe, welchen die auf dem Fort St. Louis wohnenden Franzosen wegen seiner Schönheit nach Frankreich schicken wollten, wurde vor der Abreise des Schiffes krank, und daher von seinen Ketten losgemacht, und auf freien Platz geschleppt. Herr Compagnon, Verfasser einer Reise nach Bambuck, der von der Jagd kam, fand ihn da in einem sehr schwachen Zustande, und flößte ihm aus Mitleiden etwas Milch ein, wodurch der Löwe sich wieder erholte und bald darauf gesund wurde. Von der Stunde an wurde dieser Löwe so zahm und faßte eine so große Liebe zu seinem Wohlthäter, daß er ihm beständig aus der Hand fraß, und mit einem Strick um den Hals, nachfolgte.

Ein gewisser Archer erzog einen männlichen Löwen, welcher sehr jung eingefangen wurde, und konnte ihn so zahm gewöhnen, daß er in seinem Zimmer schlief, und als er schon die Größe eines Bullenbeißers hatte, auch Niemanden etwas zu Leide that. Dieser Löwe kam nach Frankreich, und von da nach England, wo er sieben Jahre im Tower blieb. Als ein Bedienter des Archer dahin kam, um die Thiere zu besehen, erkannte ihn der Löwe sogleich, und gab alle Zeichen der Freude von sich, so daß der Bediente den Wärter bat, ihn zu ihm hineinzulassen; der Löwe sprang wie ein Hund an ihm hinauf, leckte ihm Hände und Gesicht und machte zum Erstaunen der Zuschauer eine Menge Freudensprünge. Als der Mann ihn wieder verließ, wurde der Löwe sehr traurig und hatte vier Tage lang nicht gefressen.

Die Herzogin Hamilton hatte einen Löwen, der eben nicht zahm schien. Einst hatte sie Gesellschaft und man wollte den Löwen füttern sehen; während man so stand, kam ein Soldat und bat, den Löwen sehen

zu dürfen; es wurde ihm erlaubt, und als er hintrat, brummte der Löwe grimmig. Der Soldat ging auf ihn zu und rief ihm: Nero kennst du mich nicht mehr.

Der Löwe sah sich sogleich um, verließ sein Futter und kam an das Gitter, mit dem Schwanze wedelnd, und seine Freude durch allerlei Geberden zeigend. Er leckte ihm die Hand, ließ sich streicheln, und rieb sich an der Stelle des Gitters, welches der Soldat mit der Hand berührte. Es zeigte sich, daß dieser Soldat bei der Überfahrt von Gibraltar nach England, drei Jahre vorher, Wärter des Löwen gewesen war.

Von seiner Zähmbarkeit haben wir nicht nur Beispiele aus den ältesten Zeiten, sondern auch in den Menagerien täglich vor Augen. Der Triumvir Antonius, fuhr, in einem mit zwei Löwen bespannten Wagen mit einer Kommödiantin Cibele genannt, in den Straßen Roms umher. Nero machte sich den schlechten Spaß, bei seinen Mahlzeiten, um die Gäste zu schrecken, gezähmte Löwen ins Zimmer kommen zu lassen. Wenn der König von Persien Audienz gibt, so liegen zwei Löwen auf der Seite am Eingange des Audienz-Zimmers, welche von Männern an goldenen Ketten gehalten werden.

Ein Thierwärter in Paris Felix Casal besorgte ein Löwenpaar, welches ihm sehr zugethan war, so daß er ungescheut zu ihnen hineingehen, und sich von ihnen schmeicheln lassen durfte. Einst wurde dieser Mann krank, von diesem Augenblicke an blieb das Männchen am Gitter seines Behältnisses sitzen, und wollte von dem Stellvertreter nichts annehmen. Selbst die Gesellschaft des Weibchens schien ihm zu mißfallen, er erwies ihr gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte das Thier sei krank, und Niemand wagte sich nahe. Endlich wurde Felix wieder gesund, und schlich sich sachte nach dem Behältnisse hin, um den Löwen zu überraschen. Sobald der Löwe ihn durch das Gitter gewahr wurde, machte er augenblicklich einen Sprung, sprang am Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit den Tatzen, beleckte ihm Hände und Gesicht und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam nun auch hinzu, allein der Löwe trieb es zurück, und zeigte sich recht eigentlich eifersüchtig. Felix trat nun in den Behälter und wurde von beiden geliebkoset, und dieß wiederholte sich oft. Er durfte nur ein Wort sagen, so legten sie sich nieder, hielten ihre Tatzen in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und erhielten keine andere Belohnung, als daß sie ihm die Hand lecken durften. Wollte er sie lehren, und jedes in einem eigenen Behälter sperren, so geschah dieß ebenfalls nur durch einen Befehl, dem sie augenblicklich gehorchten.

Besonders jung aufgezogen werden sie ungemein zahm. Browne kaufte in Darfur zwei dieser Thiere, wovon das eine kaum zwei Monate alt war, beide wurden so zahm wie Haushunde, und es konnten Lämmer vor ihnen ohne aller Gefahr vorbeigehen, nur beim Fressen ergrimmten sie gegen einander und geriethen oft so in Wuth, daß sich ihnen Niemand nahen durfte.

Nachdem wir bisher die körperliche Beschaffenheit und das Naturel des Löwen beschrieben haben, wollen wir nun sein Vaterland, seine Lebensweise und endlich die Varietäten desselben angeben, endlich aber etwas über seine Benutzung sagen.

Das eigentliche Vaterland dieses furchtbaren Raubthieres ist Afrika. Hier lebt er fast in allen Theilen von der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung, bis in die Barbarei herauf. In den brennendsten Sandwüsten dieses Erdtheiles halten sich die meisten, größten und grausamsten Löwen auf. Hier sind sie das Schrecken fast aller vierfüßigen Thiere, und Niemand setzt ihrer Herrschaft hier Gränzen. Die brennenden Sonnenstrahlen, der glühende Sandboden scheint in Einöden mächtig auf sie zu wirken, ihr Blut scheint schneller zu fließen, und sie mit einer Mordlust zu füllen, die man an den Löwen in bewohnten Gegenden in diesem Grade nicht wahrnimmt. Ein kühleres Klima wirkt auf den Charakter des Löwen sehr nachtheilig; er bleibt kleiner, schwächer und muthloser. Dieß beweisen die Löwen, welche hin und wieder im gemäßigten Asien, in Persien; zwischen Bagdad und Bassora u. s. w. angetroffen werden. Selbst die Löwen des heißen Indiens sind schwächer als die afrikanischen.

Seine Beute fängt der Löwe, wie die Katze eine Maus oder einen Vogel erhascht. Er lauft und lauert im Hinterhalte, besonders am Wasser, wo die Thiere des Trinkens wegen kommen, auf einen Raub, dann schleicht er sich, sanft, auf dem Bauche behutsam kriechend, näher, bis er glaubt, seine Absicht erreichen zu können, und plötzlich sprengt er nun mit unglaublicher Kraft auf das erschrockene Schlachtopfer seiner Raubgier los, und schlägt seine Klauen, die mit denen einer Katze die größte Ähnlichkeit haben, tief in das Fleisch ein. Die glücklich erhaschte Beute zerreißt er sodann mit seinen Tatzen, oder schlägt ihr den Rückgrad ein. Ein Pferd oder Ochs stürzt auf einen einzigen Schlag nieder. Endlich wirft er sich über das Thier her und verzehrt es. Hat der Löwe seinen Sprung verfehlt, so setzt er höchst selten die Jagd fort, sondern geht beschämt wie die Katze zurück, und begibt sich wieder in seinen Hinterhalt. Der Löwe geht gewöhnlich nur mit anbrechender Nacht auf Raub aus. Er erhebt alsdann gewöhnlich ein furchtbares Gebrüll, welches alle Thiere in Angst und Schrecken setzt, und weit umher durch die Wildniß hallt. In

Afrika hört man dieses schreckliche Getön die ganze Nacht hindurch. Es besteht in einem groben, völlig unartikulirten Laute, der etwas hohl klingt wie der Schall eines Sprachrohrs. Man glaubt in der Ferne, daß es aus der Erde komme, und vernimmt bei aller Aufmerksamkeit nicht, aus welcher Gegend es ertönt, weil das Thier beim Brüllen den Kopf zur Erde neigt.

Sonderbar ist der Eindruck, den die Annäherung und die Stimme des Löwen auf schwächere Thiere macht. Die kühnsten Thiere sagt Le Vaillant gerathen in Angst, fangen an erbärmlich zu heulen, sich unruhig zu bezeigen, und schließen sich an den Menschen schmeichelnd an. Von den übrigen Hausthieren bleibt keines auf seinem Lager. Die Ochsen erheben mit gedämpfter Stimme ein klagendes Gebrüll, die Pferde stampfen mit den Füßen, und drehen sich nach allen Seiten um; die Schafe drängen sich mit den Köpfen dicht an einander und bilden eine einzige Masse. Die furchtbare Stimme setzt alle diese Thiere in Todesangst und Betäubung; sie taumeln von einer Seite zur andern und vergessen oft, sich durch die Flucht zu retten.

Sparrmann sagt, an unsern Vieh konnten wir jedesmal deutlich sehen, wenn Löwen uns näher kamen, sie mochten brüllen oder nicht. Die Hunde wagten es alsdann nicht im Geringsten zu bellen. Die Ochsen und Pferde seufzten laut, und rissen heftig an den starken Riemen, womit sie am Wagen festgebunden waren, auch legten sie sich abwechselnd auf die Erde nieder und standen wieder auf, gerade als ob sie in der äußersten Unruhe, man möchte sagen, in Todesangst wären. Ein Ochse und ein Hengst ließen bei der Gelegenheit, im Innern des Leibes, einen sonderbaren, nicht zu beschreibenden Laut hören. Bewunderungswürdig ist dabei, wie Sparrmann bemerkt, daß diese Furcht vor dem Löwen ein Instinkt ist; denn die Zugochsen und Reitpferde dieses Reisenden waren alle aus Gegenden, wo es keine Löwen gibt. Nur größere Thiere, als: Pferde, Rinder, Affen, wilde Schweine, größere Hunde, Antiloppen u. d. g. fällt er an, kleinere verachtet er. Hunde soll er, nach Thunberg lieber fressen als Rindfleisch, weit lieber als Hammelfleisch, mit welchen doch das Hundefleisch die größte Ähnlichkeit haben soll. Aas rührt der Löwe nicht an. Wenn der Löwe zum Wasser kommt, so trinkt er viel, da es aber in der brennenden Wüste des Innern von Afrika so selten Wasser gibt, so hat die Natur, wie man sagt, auf eine andere Weise für die Löschung seines Durstes gesorgt. Man erzählt nämlich; er soll von dem Wasser, das die Kropfgans ihren Jungen bringt, seinen Durst löschen, denn sie pflegt ihr Nest in den entlegensten Einöden zu bauen. Diese Erzählung stützt sich auf die Autorität Pennants.

Der Löwe scheint sich meist immer in Gesellschaft seines Weibchens aufzuhalten, und beide sorgen gemeinschaftlich für ihre Jungen. Die Löwin trägt ungefähr 3½ Monat und wirft 2 bis 4 Jungen, die im 3. bis 4. Jahre ihre völlige Größe erreichen. Diese liebt die Löwin mit einer ungemeinen Zärtlichkeit, und ist in dieser Zeit so grimmig, daß sie alles, und selbst den Menschen mit einer unwiderstehlichen Wuth anfällt. Sie wählt zur Lagerstätte für ihre Kleinen einsame und abgelegene Örter in dicken Gebüschen, und verwirrt, um nicht entdeckt zu werden, ihre Spur im Staube. Öfters trägt sie die Jungen von einem Orte zum andern, dennoch wird sie manchmal betrogen und von Menschen ihrer Kinder beraubt. Der Vater versorgt dieselben mit Fraß, und vertheidigt sie und sein Weibchen bei Gefahren.

Auch in der Gefangenschaft und selbst in Europa pflanzen sich die Löwen zuweilen fort. Der Löwe soll ein Alter von 20 bis 25 Jahren erreichen.

Man pflegt dieses fürchterliche Raubthier auf verschiedene Art, da wo es seine Besuche zu machen anfängt, zu vertilgen. Sparrman sagt das 12 bis 16 nicht gar große Hofhunde einen Löwen bei Tage erlegen können. Wenn sie ihm nahe kommen, flieht er im Gefühl seiner Kraft nicht vor ihnen, sondern setzt sich nieder. Die Hunde versammeln sich alle um ihn, und fallen plötzlich mit vereinter Kraft über ihn her, um ihn zu zerfleischen, selten lassen sie ihm so viel Zeit um 3 — 4 Schläge auszutheilen, wo aber dann auch jeder, den er trifft, todt zu Boden stürzt. In Nord-Afrika wird er häufig in Gruben gefangen, er soll sich daher ungemein vor denselben fürchten. Thunberg versichert, man könne dreist auf den Löwen schießen, wenn man durch einen Graben von ihm getrennt ist, den er nie überspringt. Am Kap pflegt man ihn, obgleich er schnell läuft, mit Pferden zu erjagen. Es werden dazu zwei Jäger erfordert, damit im Nothfalle einer dem andern beistehen kann. Wenn er seine Feinde in der Ferne erblickt, so nimmt er aus allen Kräften die Flucht, um ihnen aus den Augen zu kommen, befindet er sich aber in der Nähe, so schämt er sich plötzlich der Flucht, geht langsam vorwärts, sieht sich von der Seite um, bleibt endlich stehen, wendet sich gegen sie, schüttelt die Mähne, brüllt kurz und durchdringend und scheint gefaßt, sie zu empfangen. Jetzt muß einer von den Jägern den Augenblick wahrnehmen, wo er sich von seinem Pferde schwingen, sich des Zügels versichern und auf den Löwen schießen kann. Sobald Feuer gegeben ist, wirft sich der Jäger auf das Pferd, begibt sich auf die Seite seines Kameraden, reitet vorbei, und eilt so schnell er kann, im Galopp davon, um wenn er fehlgeschoßen oder dem Löwen nur eine leichte Wun-

de beigebracht hätte, sein Leben zu retten. Das erzürnte Thier setzt seinem Feinde nach, verliert aber durch einen zweiten Schuß des andern Jägers sein Leben.

Die Zahl der Löwen hat sich gegen ältere Zeiten sehr vermindert. Es wäre, obgleich der Löwe in Afrika keine Seltenheit ist, wohl unmöglich so viel Löwen zusammen zu bringen, als zu den Zeiten der Römer, welche dieses Thier zu ihren grausamen Thiergefechten verwendeten. Pompejus brachte zu Zeiten auf einmal 600 Löwen zusammen, Cäsar 400. Gegen das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren sie seltener, und man hielt es für einen außerordentlichen Aufwand, als Marc-Aurel bei seinem Triumph über die Markomanen 100 Löwen vorführen ließ. Aristoteles erzählt, daß es früher auch in Griechenland Löwen gegeben habe.

Nach Pausanius waren sie am Olymp in Macedonien und Thessalien nicht selten. Aus allen diesen Gegenden sind die Löwen, an den Rand der Wüsten zurückgedrängt. Daraus ist es glaubwürdig, was die Alten uns von den verschiedenen Varietäten des Löwen erzählen. Solin und Oppin reden vom Löwen ohne Mähne, — so liest man auch von schwarzen Löwen, deren es aber keine mehr gibt. Ist doch der Löwe aus der Barberei von demjenigen am Senegal verschieden, warum soll nicht auch das kleine Griechenland und Klein-Asien auch Varietäten hervorgebracht haben können.

Jetzt kennt man nur noch drei Varietäten des Löwen.

Der Löwe aus der Barbarei. Dieser hat die längste Mähne und den größten Körper, die Farbe ist rothgelb-bräunlich.

Der Löwe vom Senegal, er ist schon etwas kleiner, die Farbe seines Pelzes mehr gelb und lebhafter, die Mähne weniger dicht und kürzer, und an den Hinterschenkeln bemerkt man einige dunkle Flecken.

Der persische Löwe. Dieser ist der kleinste, seine Farbe am bläßesten, und die Mähne schwärzlich- und bräunlich-rothgelb.

Das Fleisch des Löwen essen nicht nur die Hottentoten und andere Bewohner von Afrika, sondern auch die Mauren. Es riecht unangenehm, soll aber wie Schang versichert, dem Kalbfleische am Geschmacke gleichen. Brune kostete es auch, fand aber kein Behagen daran. Eben so Le Vaillant. Die Haut, welche bei den alten griechischen Helden so beliebt war, brauchen die Afrikaner als Decken und zur Kleidung, wie die Europäer; den Kopf aber achten sie nicht.

Der Cuguar. (Felis concolor. Le Congouar.)

(Taf. 92.)

Der Kopf ist klein, der Körper von der Schnauze bis zum Schwanze 3½ Fuß, der Schwanz 2 Fuß, 2 Zoll lang, ohne eines Büschels, das Ende des Schwanzes schwarz; der obere Theil des Pelzes ist mehr dunkelgelb-schwärzlich überlaufen, da die Spitzen der Haare schwarz sind. Die untern Theile des Pelzes sind weißgelblich überlaufen.

Die Spanier nannten dieses Thier den amerikanischen Löwen, welcher Name sich bei den Colonisten auch noch erhalten hat; in Peru nennt man es Puma. Sein Vaterland ist das feste Land von Amerika, von Canada bis nach Brasilien; da hält er sich in den unermeßlichen Wäldern am häufigsten auf; doch findet man ihn auch in den großen baumleeren Ebenen bei Buenos Ayres, wo er sich unter Gebüschen aufhält, niemals aber Höhlen aufsucht. Er klettert die größten Bäume mit großer Behendigkeit hinauf. Beim Hinauf- und Herabsteigen macht er jedesmal einen großen Sprung. Er ist bei weiten nicht so kühn als der Jaguar. Menschen greift er nie an, ja er flüchtet sich, wenn er sie ansichtig wird; auch Ochsen, Pferde und Maulthiere greift er nicht an; desto gefährlicher ist er aber den kleinen Hausthieren, Kälbern, Füllen und Schafen, denn er ist wild und blutdürstig, mordet ohne Hunger zu haben, bloß um seinen Blutdurst zu stillen. Man hat Beispiele, wo ein solcher fünfzig Schafe tödtete, nur um ihr Blur zu lecken. Der Cuguar schweift weiter umher als der Jaguar, und nähert sich mehr den Wohnungen der Menschen, indem letzterer vornehmlich an den Flüssen sich aufhält.

Jung eingefangen, wird der Cuguar leicht zahm. Azara besaß einen solchen, der so zahm war, wie ein Hund, nur ließ er sich nicht abgewöhnen, Jagd auf die Hühner zu machen. Er spielte oft mit denen, die sich ihm naheten, ohne jemals einem etwas zu Leide zu thun; kratzte man ihn, so fing er an zu schreien wie eine Katze. Mit den Negern lief er unangebunden zum Wasser, um zu trinken, ohne sich auf der Straße um die Hunde zu bekümmern, einmal lief er sogar davon, und kam wieder zurück. Die Überbleibsel seiner Mahlzeit verscharrte er im Sande, und kratzte sie wieder hervor, wenn er hungrig wurde, wusch sie aber im Wasser, bevor er sie fraß.

Elendthiere, Hirsche, Rehe, Schafe u. d. g. sind die Nahrung des Cuguars, er lauert ihnen, auf einen Baumstamme sitzend, auf, und stürzt sich mit Ungestüm herab, um sie zu erhaschen. Kaum hat er die Klauen

in das bestürzte Thier eingeschlagen, so fängt er auch an, es zu zerfleischen, und verläßt es nicht eher, bis er völlig gesättiget ist. Die Überbleibsel versteckt er unter dürrem Laub. Mit unglaublicher Kühnheit schwimmt er über die größten Flüße, und fällt die Herden an. Nicht selten sieht man dieses Raubthier den Wolf überfallen, überwältigen, und zerfleischen. Dem Bären soll er so fürchterlich seyn, daß er schon beim Anblick eines todten Cuguars mit Geschrei davon lauft.

Den Thieren, die er mit seinen Klauen faßt, pflegt er sogleich die Kehlader zu zerreißen, und seinen langen Schwanz um ihren Hals zu wickeln, wobei ihnen die Rettung nur dann möglich wird, wenn sie mit ihm ins Wasser springen können, weil er hier aufs Schwimmen bedacht seyn muß.

In den nördlichen Theilen von Amerika scheint das Klima seine Wildheit sehr zu mäßigen.

Da er nicht so schnell als ein Pferd läuft, so pflegt man ihn mit diesen zu jagen und mit Stricken zu fangen. Diese Art Thiere zu fangen, ist den Südamerikanern eigen. Man bedient sich dazu langer Lederriemen, an deren einem Ende ein Stein befestiget ist. Diesen Riemen hat ein Reiter in der Hand und wirft den Stein mit großer Geschicklichkeit, so daß derselbe das Thier an den Ort trifft, wo er will, um den Riemen demselben um den Hals oder Fuß schwingen zu können; dann reitet, sobald der Wurf gelungen ist, der Reiter zurück; so muß das Thier stürzen und mitgeschleppt werden. So fängt man auch Ochsen, Pferde und andere Thiere. Das Fleisch soll weiß seyn, wie das Kalbfleisch, und wird nicht nur von den Wilden, sondern auch von den Colonisten gegessen. Das weiche Fell schätzen die Amerikaner, und kleiden sich damit. (Taf. 93.)

Eine Varietät ist der schwarze Cuguar Felis discolor, am Rücken schwarz, vorne weiß.

Den ausgestorbenen Höhlenlöwen F. spelaeus findet man in den Erdgruben von Franken.

b) Der Tiger.

Der gestreifte Tiger. (Felis Tigris. Le Tigre royal.)

Der Körper ist lang und gestreckt, gewöhnlich 5 — 6 Fuß, doch hat man auch Tiger von 8 Fuß Länge gesehen; einige Reisebeschreiber vergleichen ihn in Ansehung der Größe mit einem Pferde, — der Schwanz ist um ein Drittel kürzer als der Körper, der Kopf klein, die Füße niedrig. Der Pelz ist mit kurzen, die Schnauze mit langen Haaren bedeckt, die Farbe, ein helles roth-gelbbraun, die untern Theile rein weiß, auf diesem Grunde sind schwarze, vom Rücken gegen den Bauch spitzig zulaufende Streifen, eben so an den Schenkeln, schön und regelmäßig gezeichnet, der Schwanz ist schwarz geringelt. Man hat schon auch ganz weiße gesehen.

Dieser Tiger wird wegen seiner Schönheit auch Königstiger genannt. Man findet ihn nur in Asien und den größten Inseln desselben, in ganz Ostindien, einem Theil von China und der Tartarei.

Ein unersättlicher Blutdurst, eine fürchterliche Kühnheit, Stärke und Schnelligkeit, so wie eine nur schwer zu zähmende Wildheit, zeichnet diese ungeheuere Katze vor allen seines Geschlechtes aus. Es wird von diesen seinen Eigenschaften von den ältesten Zeiten her erzählt, vieles übertrieben, vieles dagegen mit Unrecht geläugnet, und der Gefahr sich in seine Nähe zu begeben, mag wohl diese Verschiedenheit der Ansichten zuzuschreiben seyn.

Es ist nicht zu läugnen, daß er das grausamste vierfüßige Thier sei, das man kennt; mit keinem Geschöpfe lebt er im Frieden, mordet wirklich aus bloßer Lust was ihm aufstößt. Der bloße Anblick eines lebendigen Wesens versetzt ihn in Wuth, ja die Sage ist: er schone seines eigenen Geschlechtes nicht. Das ganze äußere Ansehen verkündet sein mörderisches Temperament. Seine blutrothe, stachelige Zunge hängt meistens aus dem ungeheuren Rachen herab, der mit furchtbaren Zähnen besetzt ist. Schrecklich sieht er aus, wenn sein Zorn aufwallt, und man möchte beinahe glauben, daß schon der Anblick einer Beute seine Mordlust reizt.

In diesem Zustande zieht er die beweglichen Muskeln, seiner Gesichtshaut auf und nieder, und grunzt vor Grimm. Zachson sagt, die Zahl der Örter in Ostindien, die durch Tiger ganz entvölkert werden, ist nicht gering. Er fällt ohne Unterschied, jedes Thier an, selbst den Löwen nicht ausgenommen, nur den furchtbaren Rüssel des Elephanten vermeidet er, wenn er kann; junge Elephanten fällt er wohl zuweilen an. Pater Erhard sah einst einem solchen Kampf zu, wobei ein Tiger und drei Elephanten auftraten.

Die Fürsten Indiens stellen zuweilen Gefechte zwischen Elephanten und Tigern an.

Der Kampfplatz war ein mit Pallisaden umgebener Raum, die Elephanten trugen einen Panzer, der ihren Kopf und Rüssel schützte, und der Tiger war an zwei Säulen angebunden, um ihn von seinen

ungeheueren Sprüngen zurückhalten zu können. Ein Elephant näherte sich ihm, und schlug ihn einigemal mit seinem Rüssel auf den Rücken, daß er wie todt da lag. Jetzt ließ man ihn von den Säulen los, auf einmal ermannte er sich, erhub ein entsetzliches Gebrüll und versuchte einen Angriff auf den Elephanten, doch er wurde zurückgeschlagen und dadurch so gedemüthiget, daß er es nicht wieder wagte, einen von diesen Kolossen anzugreifen. Alle drei machten sich nun über das Raubthier her, und gaben ihm mit den Rüsseln solche Schläge, daß er würde getödtet worden seyn, wenn man nicht dem Kampf ein Ende gemacht hätte.

Doch man hat unzählige Beispiele, wo dieses Thier Furcht, Feigheit, ja sogar Spuren von Mitleid blicken ließ; einige mögen hier genügen. Unerklärbar ist seine Angst, die er beim Anblicke einer Maus an den Tag legt. Diese Thatsachen könnte man leicht für eine Fabel halten, wenn sich nicht Cuvier selbst vielfältig davon überzeugt hätte.

Basilius Hall, ein durch seine Reisen berühmter Schiffs-Capitän, erzählt Folgendes:

Wir hatten Gelegenheit die Eigenschaften des Tigers an einem Thiere dieser Art längere Zeit genau zu betrachten. Er wurde zu dem englischen Residenten noch jung gebracht. Der Tiger befand sich mitten im Hofe in einem, wie ein mittelmäßiges Zimmer, großen Käfig, wo er nach Herzenslust herumspringen konnte. Unsere jungen Leute hatten eine Freude daran, wenn sie ihn necken konnten, dann sprang er zum Gitter und brüllte so, daß die Pferde zitterten. Man pflegte ihn auf verschiedene Arten zu necken. Bald stach man ihn mit einem spitzigen Stocke, und zog ihn zurück, wenn er darnach schnappte. Nichts Ärgeres konnte man ihm aber thun, als wenn man eine Maus in seinen Käfig hineinließ. Sobald er sie erblickte, kroch er in den entferntesten Winkel, zwang man aber die Maus ihm nachzulaufen, so zog er sich in einen anderen Winkel, drängte sich zum Gitter, zitterte, brüllte, man sah, daß er eine fürchterliche Angst empfand; so, daß Jedermann mit ihm Mitleid hatte.

Manchmal nöthigten sie den Tiger hinzugehen, wo die Maus ganz ruhig sich befand, dann ging er nie gerade, sondern machte einen Umweg und großen Sprung auf die Seite, so daß er sich mit dem Rücken an die Decke stieß.

Dieselbe Furcht vor dieser Maus wird auch dem Löwen zugeschrieben.

Folgende Thatsachen haben gezeigt, daß der Tiger so wie der Löwe den Blick eines stillstehenden, denselben starr ansehenden Menschen fürchte:

Ein englischer Offizier in Indien begab sich in ein nicht weit vom Lager entferntes Geröhricht, wo er plötzlich auf einen Tiger stieß. Beiden Theilen kam diese Begegnung sehr unerwartet, und Beide blieben wie eingewurzelt stehen. Der Offizier hatte kein Feuergewehr und getraute sich nicht, den Kampf auf Leben und Tod mit dem Tiger zu machen. Er hatte aber gehört, daß sich selbst dieses Thier zurückzieht, wenn man ihm ernst in die Augen blickt. Er that dieß; nach einigen Minuten war der Tiger, welcher erst auf ihn springen zu wollen schien, unruhig, machte eine Seitenwendung, und suchte ihn von hinten zu erschleichen. Der Offizier aber machte fortwährend Front gegen seinen Gegner, der sich stets vor seinem Blicke zu scheuen schien, aber zuweilen ins Dickicht sprang, dann aber wieder von einer Seite erschien. Dieß dauerte fast eine Stunde, da denn endlich der Tiger das Feld räumte, und der Offizier unversehrt entkam.

Mit keinem geringeren Muthe und Geistesgegenwart rettete einst eine Dame eine ganze Gesellschaft. Diesen Vorfall führt Penant ganz zuverläßig an. Im Anfange des verflossenen Jahrhunderts machten einstmals mehrere Männer und Frauenzimmer an dem schattigen Ufer eines Flusses in Bengalen einen Spaziergang, wobei sie unvermuthet einen Tiger erblickten, der sich zu einem Sprunge nach ihnen rüstete. Mit bewunderungswürdiger Gegenwart des Geistes ergriff eine von den Damen den Sonnenschirm und fuhr damit dem Raubthier unter das Gesicht, wodurch es so betroffen ward, daß es augenblicklich die Flucht ergriff. Eine andere Gesellschaft von Engländern war nicht so glücklich. Ein Tiger sprang unter sie, da sie eben bei Tische saßen, und ergriff einen Mann, von dem man hernach nie wieder etwas hörte.

Dem Capitain White wurde eine Tigerinn von 5 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe zum Geschenke gemacht, und dieser ließ ihr, da er die Hunde sehr wohlfeil zu kaufen bekam, täglich einen vorwerfen. Der Hund wurde lebendig in den Käfig gelassen, und nachdem der Tiger eine Zeitlang mit ihm gespielt, wurden seine Augen funkelnd, er bewegte den Schwanz hin und her, ergriff dann jederzeit seine Beute im Nacken, so daß die Schneidezähne die Halsadern trennten, und ging dann mit dem Schweife schlagend im Käfig hin und her, während er dem von seinem Rachen herabhängenden Hunde das Blut aussog.

Eines Tages wurde ein durch nichts ausgezeichneter Hund in den Käfig geworfen, der, sobald er seine Lage bemerkte, ein gewaltiges Geheul begann, und die Tigerin mit großer Wuth anfiel. Er sprang an ihr in die Höhe und biß ihr die Nase blutig. Dem Raubthier schien der ohnmächtige Grimm des kleinen Thieres Vergnügen zu machen, aller Zorn verschwand aus seinem Gesichte, und es nahm die Wuth des Hundes für Spaß.

Bald legte es sich der Länge nach auf die eine Seite, bald sträubte es sich, wälzte sich hin und her, und schlug sanft mit der Pfote das erbitterte Thierchen ab, bis es sich endlich müde getobt hatte. Nun fing die Tigerin an, denselben zu liebkosen, und bemühte sich durch tausend kleine Künste ihm Vertrauen einzuflößen, was ihr auch gelang, und bald darauf lagen sie nebeneinander und schliefen. Von der Zeit an wurden sie unzertrennliche Freunde. Die Tigerin schien für das Hündchen die zärtlichste Mutter zu seyn, und dieses seinerseits eine eben so starke Zuneigung zu fühlen. Man machte eine kleine Öffnung in den Käfig, durch welche der Hund aus- und eingehen konnte. Hielt man einen fremden Hund vor das Käfiggitter hin, und war die Tigerin bemüht, denselben zu ergreifen, so ließ man ihren Hund hinein, sie schoß auf denselben zu, erkannte aber den Betrug und liebkosete ihn desto mehr.

Neuere Erfahrungen widerlegen die übertriebenen Schilderungen der Grausamkeit dieses Thieres, und es scheint nur in seinem größeren Bedürfnisse nach Beute seine Raubsucht den Grund zu haben. Aus einigen Erfahrungen Johnsons geht klar hervor, daß er ohne Noth nicht würgt. So erzählt er folgende Begebenheit:

Bei einem Treibjagen auf Hasen, eine halbe Meile von seiner Wohnung, sprang ein Hase bei Herrn Johnson vorüber in ein anderes nahes Gehölz von geringem Umfange. Johnson lief auf die andere Seite des Gehölzes, um auf den Hasen schießen zu können, und bog zufällig einen Busch beiseite, da sah er zu seinem Entsetzen einen vom Schlafe erwachenden Tiger, welcher ihn mit grimmigen Blicken ansah. Johnson sprang zurück, der Tiger erhob sich langsam, und wie es schien, unwillig, entfernte sich dann langsamen Schrittes und passirte bei mehreren Bedienten vorbei, von welchen einige gerade Pferde bepackten, ohne Jemanden etwas zu Leide zu thun. Im Busche fand man aber einen halb verzehrten Ochsen. Dieser Umstand hatte wahrscheinlich einzig und allein Johnson und seinen Gefährten das Leben gerettet. In einem anderen ganz ähnlichen Falle kam ein Tiger, auf welchen man geschossen hatte, da man ihn für einen Eber hielt, den man eben jagte, aus dem Gehölze hervor, kehrte aber wieder zurück, ohne Jemanden anzugreifen; auch hier fand man die Überbleibsel eines Ebers.

Seine schon von Plinius berühmte Schnelligkeit, welcher ihn ein Thier von erstaunlicher Schnelligkeit nennt, und die auch durch seinen Namen ausgedrückt seyn soll, da Tiger im Armenischen einen Pfeil bedeutet, hat Buffon wegen der kurzen Beine desselben in Zweifel gezogen, allein glaubwürdige Augenzeugen bestätigen es, daß er nicht nur in seinem Sprunge, sondern auch im vollen Laufe außerordentlich schnell ist. Einer sah ihn mit einem Pferde wettrennen, dessen Reiter bloß dadurch entkam, daß er sich bei Zeiten in einen Kreis bewaffneter Menschen warf.

Die Sprünge eines Tigers übersteigen aber fast allen Glauben. In seinen Hinterbeinen muß er ungeheuer stark seyn, da er in sehr beträchtlicher Entfernung seine Beute auf ein Mal erhascht.

Aus folgenden Beispielen wird man die riesenhafte Stärke dieses Raubthieres ersehen:

Im Jahre 1792 belustigten sich einige Engländer auf der ostindischen Insel Sanger im Ganges mit der Jagd; um auszuruhen setzten sie sich in den Schatten eines Gebüsches um ein Feuer herum. Plötzlich erschallte das schreckliche Gebrüll eines Tigers, und in demselben Augenblicke sprang derselbe auf einen ihm zunächst sitzenden Herrn Mauro, packte ihn und lief im schnellen Galoppe mit ihm davon, und eine Tigerin gesellte sich zu ihm. Die ganze Gesellschaft schoß ihre Flinten los, und einige Augenblicke nachher kam Herr Mauro, den der Tiger, geschreckt oder getroffen, hatte fallen lassen, wieder zurück; aber so zugerichtet, daß er nach 24 Stunden starb. Nicht einmal das Feuer konnte die Raubgierde des Tigers abhalten, und kaum war die erschrockene Gesellschaft in das Schiff gestiegen, so kam auch die Tigerin wieder zum Vorscheine, und hätte gern unter fürchterlichem Brüllen den Kampf auf's Neue gewagt, wenn das Schiff sich nicht entfernt hätte. Beim Marschieren englischer Reitertruppen riß ein Tiger einen Reiter aus den Reihen vom Pferde herab.

Ein Tiger, der auf dem Marsche eines englischen Regiments auf ein beladenes Kamehl sprang, brach demselben auf einen Schlag das Dickbein, und lief mit demselben so schnell davon, daß man ihn nicht einholen konnte. Eben so hat man ihn mit einem Pferde davonlaufen gesehen.

Der junge Tiger läßt sich wohl zähmen, doch so ganz sicher, daß man ihm gänzlich trauen dürfte, ist man bei ihm nie. Er wird zutraulich, einschmeichelnd, sucht die Liebkosungen der Menschen, wie unsere Hauskatzen auf, und erwiedert sie eben so. Allein der großen Gefahr dabei wegen, wird die Zähmung nur selten unternommen. Ein Tiger, welcher in einem Alter von 10 Monaten nach England kam, lebte während der Überfuhr mit den Leuten im Schiffe so vertraut, daß er öfters mit den Matrosen in der Hängematte schlief, und ihrer zwei oder drei durften ihren Kopf auf seinen Rücken wie auf einen Kissen legen, während er ausgestreckt auf dem Verdecke lag. Dafür stahl er ihnen öfters ihre Mahlzeiten. Einst hatte er dem Zimmermann ein Stück Rindfleisch genommen, dieser lief ihm nach, nahm es ihm aus dem Mund und gab ihm mehrere Schläge, welches er geduldig erlitt. Er schien ganz harmlos, lief im ganzen Schiffe herum, kletterte auf den Mastbaum

und spielte eben so wie eine junge Katze. Besonders gab er sich mit einem Hunde, der auf dem Schiffe war, ab. Als er auf das Schiff kam, war er ein Monat alt. Schon die Römer wußten, daß der Tiger gezähmt werden könne und spannten ihn sogar vor den Wagen.

Oft verschwindet diese Zahmheit, wenn sie auch in der früheren Jugend noch so groß war, wenn der Tiger seine Stärke fühlt und seine stürmischen Leidenschaften rege werden. Man erzählt, daß einst ein gebändigter Tiger, der aus Indien zu Schiffe nach Europa gebracht wurde, einen Matrosen plötzlich ergriff und zerfleischte, obgleich er ihm eben traulich die Hand geleckt hatte. Das, was ihn in Wuth setzte, war der Anblick des Blutes, welches aus der, durch die stachliche Zunge geleckten Hand des Unglücklichen floß.

So wie der Luchs des Löwen, soll der Jakal des Tigers beständiger Begleiter und Vorbothe seyn, wahrscheinlich um sich von der übriggelassenen Beute zu nähren.

Wie alles, was zum Katzengeschlechte gehört, geht der Tiger vorzüglich des Nachts auf Raub aus. Am Tage lauert er im Dickicht der Wälder, in den Schluchten der Gebirge, in kleinen Feldhölzern, in den hohen Gräsern, welches in Indien bis in die Dörfer sich hineinzieht und eine Höhe von 20 Fuß erreicht, im Geröhre an den Ufern der Flüsse, oder in dichten am Ufer stehenden Gebüschen; oder er beschleicht, am Bauche kriechend, und dem Schwanze wie die Katze schlagend, den Menschen oder das Thier, welche unbedachtsam sich nähern, und fast immer werden sie durch einen einzigen fürchterlichen Schlag seiner Tatze die Beute seiner Raubgier; entkommt ihm diese, so verfolgt er sie gewöhnlich nicht, er müßte denn sehr hungrig und gereizt seyn. Wenn er packt, so dringen nicht bloß die Klauen ein, sondern auch die Zehen.

Herr Johnson hat mehrere solche Wunden gemessen, und sie an fünf Zoll tief gefunden, woraus auch ihre Gefährlichkeit hervorgeht. Wird er nicht gestört, so steckt er vorher seinen Kopf in den Leib des Erbeuteten und saugt gewöhnlich das Blut aus, hernach frißt er so viel er Lust hat von dem Fleische, zuerst aber verzehrt er die Eingeweide. Unrichtig ist das Vorgeben, daß er seine Beute immer lebendig verzehre. Merkwürdig ist es, daß ein Tiger oft lange Zeit nur Vieh raubt, ohne Menschen anzufallen, hat er aber einen Menschen getödtet, so geschieht es dann öfter und vorzüglich. Er scheint daher den Menschen so lange zu scheuen, bis er durch Erfahrung gelernt hat, wie leicht er diese Beute erhaschen kann. Hat er sich in einer Gegend eingefunden, so wird er da oft zu einer förmlichen Landplage; folgendes Beispiel beweiset es:

Eine Tigerin mit 2 Jungen lag im Engpasse von Kulkumsan auf der Lauer, und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag einen, oft zwei Menschen, unter welchen auch etwa ein Dutzend Gouvernements-Bediente waren, welche zum Transporte der Post gebraucht wurden, und so hatte diese Tigerin beinahe alle Comunication der Präsidentschaft unterbrochen; so daß sich die Regierung veranlaßt sah, einen bedeutenden Preis auf ihre Erlegung zu setzen, aber vergebens.

Ein englischer Gentleman reisete auf dieser Straße und wurde von 8 Trägern in seinem Polankin getragen, diese erblickten die Tigerin und wollten nicht vorwärts, und da der Engländer, der sie nicht verstand darauf drang, so setzten sie den Palankin ab, und liefen davon. Glücklicherweise konnte er noch entfliehen.

Ein Lieutenant sollte mit 20 Mann nach Chittrach dieselbe Straße marschieren, als sie mitten im Engpasse waren, erblickten sie die Tigerin, da aber der Lieutenant keinen Befehl zum Schießen hatte, so kehrte er lächerlich um, um auf seinen vorigen Posten zu fragen, ob er schießen lassen dürfe, und erhielt Befehl dazu. Allein das Thier fand sich nicht mehr an der Stelle und setzte seine Räubereien fort wie vorher, bis endlich darauf eine Treibjagd angestellt wurde, wobei auf die Tigerin geschossen wurde und sie nachher nicht mehr zum Vorschein kam.

Wenn ein Tiger in der Nähe der Heerstraße oder eines Fußweges einen Menschen angefallen hat, so wird eine Stange an dieser Stelle, mit einem farbigen Stück Tuch an der Spitze, aufgerichtet, als Warnungszeichen für Reisende. Auch wird in der Nähe solcher Örter eine Hütte erbaut, worin die Reisenden sich sammeln, um dann nach verrichtetem Gebete ihre Reise gemeinschaftlich fortzusetzen. Wird dann noch Jemand von Tiger getödtet, so glauben sie, es sei ein gottloser Mensch gewesen.

Die Indier, welche an die Seelenwanderung glauben, halten dafür, daß Geister böser Menschen in Tiger einziehen.

Die Stimme des Tigers wird mit dem Brüllen des Löwen verglichen; von eingesperrten, die öfters in Europa gezeigt werden, hört man bloß ein gräßliches Gebrumme. In der Freiheit soll er es erst dann ausstoßen, wenn er sich zum Sprunge bereitet; zuweilen auch wohl früher, wenn er sehr hungrig ist. Ist er hingegen ruhig und behaglich, so schnurrt er wie eine Katze. Zuweilen grunzt, brummt und schnäuzt er nur, wenn er seinen Angriff nicht ausführen kann.

Das Weibchen bringt im Frühjahre 3 — 4 Junge zur Welt, die sie sehr liebt.

Zuweilen wagen es kühne Menschen, dem Weibchen ihre Jungen zu rauben, doch ist dieß ein gefähr-

liches Unternehmen. Man muß die Zeit in Acht nehmen, wo die Mutter ausgegangen ist, sonst richtet man auf keinen Fall etwas aus. Kommt darauf die Mutter zu dem Lager und vermißt die Jungen, so verfolgt sie eilend und wüthend die Spur des Räubers.

Dieser pflegt gemeiniglich, wenn der Weg weit ist, und er sich nicht bald in Sicherheit setzen kann, eines von den Jungen unterwegs niederzusetzen. Die Mutter, welche ihre Kinder sehr liebt, trägt es sogleich an einen sicheren Ort, bevor sie die Spure des Räubers weiter verfolgt; dieser aber gewinnt dadurch Zeit, aller Gefahr zu entgehen.

Öfters verfolgt die Mutter in der Verzweiflung den Räuber ihrer Kinder bis an die Thore der Stadt oder bis zu seiner Wohnung. Ist ihr Bemühen vergebens, so erhebt sie ein fürchterliches Klagegeschrei. Nicht selten erreicht sie den kühnen Räuber und dann schützt ihn nichts gegen ihre Wuth.

Der Tiger soll ein Alter von 20 Jahren erreichen können.

Von den indischen Rajah's oder Fürsten werden zuweilen große Treibjägden angestellt, wozu 20,000 bis 60,000 Menschen, Infanterie, Cavallerie und Elephanten verwendet werden. Dann werden sie in einem großen Bezirke aufgestellt, und in der Distanz von einem zum anderen Schießhäuser aufgerichtet, in welchen sich die besten Schützen setzen. Dann wird ringsum das Gras und Gebüsch angezunden und die Mannschaft als Treiber um den Ort gestellt, welche durch Schießen, Schreien, Trommeln u. s. w. den Raubthieren entgegen dringen.

Die Jagd durch Elephanten wird folgendermaßen betrieben:

Ein solcher trägt am Rücken ein Häuschen mit Jägern, gut abgerichtete Hunde gehen voran, um den Tiger aufzusuchen, und der Elephant, der gewöhnlich 5 — 6 Personen trägt, folgt ihnen. Wegen der Schärfe seines Geruches wittert er das Raubthier schon in der Ferne, desto behutsamer hebt er seinen Rüssel in die Höhe, damit derselbe nicht angegriffen werde. Dieß dient zugleich den Jägern zum Signal und sie legen ihre Flinten zum Abfeuern bereit. Die Hunde gehen auf den Tiger los, während der Elephant ihnen folgt. Beim Anblicke des Kolosses bleibt das Raubthier stehen, zeigt seine Klauen und seinen Rachen, und erhebt ein fürchterliches Gebrülle. Der Elephant nähert sich ihm so weit, daß er ihm dicht gegenüber steht. Jetzt sollen die Schüsse der Jäger auf den Tiger fallen, strecken sie ihn nicht bald zu Boden, so ergreift ihn der Elephant mit seinem Rüssel, schleudert ihn in die Höhe und tritt ihn mit seinen Füßen vollends todt. Diese Jagd ist so wenig gefährlich, daß sogar die englischen Damen in Bengalen sie mitmachen. Bei einer solchen Jagd fiel einst ein Engländer vom Elephanten gerade auf den Rücken des Tigers herab, der, eben so erschrocken wie der Engländer, die Flucht nahm.

Das Fleisch wird in einigen Gegenden von Ostindien, China und von Tartaren für wohlschmeckend gehalten und gegessen.

Der langstreifige Tiger. (F. virguta, Tigre longibardo) ist eine noch wenig bekannte Varietät.

c) Parder.

Taf. 98. Der Jaguar. (Felis Onca. Le Jaguar.)

So wie der Kuguar der Löwe, so wurde der Jaguar der Tiger Amerika's einst genannt; er ist das furchtbarste Raubthier dieses Welttheils. Der Jaguar wird so groß wie ein Wolf, auch wohl größer; der Leib ist dick und stark, der Kopf groß, die Beine kurz, was ihm ein plumpes Ansehen gibt. Sein Pelz besteht aus kurzen, dichten, glänzenden Haaren; die Grundfarbe ist bräunlich gelb; sein Rückgrad ist mit langen, schwarzen Streifen, die Seiten mit unregelmäßigen Flecken, die in der Mitte offen sind, so daß die Grundfarbe durchblickt, gezeichnet. Füße und Schwanz, der etwas kürzer als der Leib ist, bedecken ebenfalls schwarze Streifen; doch ist die Zeichnung sowohl als die Grundfarbe sehr verschieden; letztere spielt oft ins Gräuliche, Kastanienbraune; ja man hat auch schwarze Jaguare gesehen, wobei aber die Streifen immer durchschimmern. Es soll selten ein Fell dem anderen gleichen.

Das äußere Aussehen der Jaguars trägt ein Gepräge von Wildheit und Kraft, das sie furchtbar macht. Sein Blick ist unstät und grimmig, seine Bewegungen, trotz dem plumpen Aussehen seines Körpers, lebhaft. Das Fell ist elektrisch und gibt Funken, wenn man es streicht. Seine Stärke und sein Muth ist groß, wie wir bald Gelegenheit haben werden, es aus seiner Lebensweise zu sehen; doch kaum zu vergleicheu mit denen des Tigers oder des Löwen. Der Geruch ist schwach, scharf aber sein Gehör; und sein Blick scheut selbst das Feuer nicht, wovon sich doch die meisten seiner Gattung fürchten.

Sein Vaterland ist **Südamerika**. Am häufigsten trifft man ihn in der Nähe der Ströme **Parana**, **Paraguay** und **Aruquay**. Am Rande der Wälder, an den Ufern der Flüsse, im hohen Grase und

in Gesträuchen, ja wohl auch in der Nähe menschlicher Wohnung streift er umher, lauert auf seine Beute, und bringt den Tag und die dunkle Nacht, in Schlupfwinkeln verborgen, zu.

Die Nachrichten, die uns Reisende, als: Azara, Prinz v. Neuwied und neuerlich erst Rengger, über seine Lebensweise gaben, widersprechen sich oft. Alle sagen aber aus, daß er durch seine Kraft, Kühnheit und Raubgier oft unter den Heerden großen Schaden anrichtet, ja auch dem menschlichen Leben gefährlich wird. Schwächere Thiere, als: Ziegen, Esel, Maulesel, ja selbst Pferde, wenn sie seine Nähe spüren, werden ängstlich, scheu, und suchen sich entweder durch Flucht zu retten, oder der Schrecken lähmt sie, und sie werden eine leichte Beute des Würgers. Stiere und Ochsen dagegen erwarten ihn mit den Füssen scharrend und brüllend, kämpfen auf Leben und Tod und bleiben nicht selten Sieger.

Menschen soll er in einsamen Gegenden, wo er an ihren Anblick noch nicht gewohnt ist, nie angreifen, sondern sie fliehen, oder staunend von der Ferne ansehen. Nicht so da, wo er mit ihnen schon bekannter ist. Da jagt er oft ganze Gesellschaften, wenn sie unbewaffnet sind, in die Flucht, schleicht Abends in Wohnungen, schwimmt zu den Schiffen, kriecht über Bord, und sucht da seine Beute. In Santa Fez wurde im Jahre 1825 ein Franziskaner, als er eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thüre der Sakristei von einem Jaguar zerrissen. Man hat viele Beispiele, daß Jaguare mitten in großen und volkreichen Städten getödtet wurden.

Sonderbar ist der Umstand, den mehrere Reisende erzählen, daß er immer lieber einen Farbigen, als einen Weißen angreift; so daß ein Weißer in Begleitung von Negern seines Lebens vor dem Jaguar ganz sicher ist. Einige schreiben dieß der Furcht vor dem Feuergewehre, das er bei den Weißen zu sehen gewohnt ist, Andere der größeren Ausdünstung der Farbigen, die ihn mehr anlockt, zu.

Er ist ein trefflicher Schwimmer, setzt über stundenweite Ströme, und angegriffen weiß er sich selbst im Wasser zu vertheidigen. Rengger erzählt einen komischen Auftritt dieser Art. Drei Schiffer feuerten in einer Entfernung von 5 — 6 Fuß auf einen schwimmenden Jaguar, dieser, zwar verwundet, erhaschte den Rand des Nachens und erstieg ihn, trotz aller Ruder- und Kolbenschläge, so daß den Leuten nichts übrig blieb, als ins Wasser zu springen und sich ans Land zu retten; der Jaguar setzte sich aber in den Kahn und ließ sich vom Strome treiben, bis er von einigen anderen Jägern angegriffen wurde, und nun auch wieder ins Wasser sprang und dem Ufer zueilte.

Sehr junge Jaguare werden oft eingefangen, und lassen sich dann auch zähmen. Sie betragen sich dann wie Hauskatzen, spielen gerne, besonders mit runden Körpern, lernen ihren Wärter kennen, suchen ihn selbst auf, und bezeigen eine Freude, wenn sie ihn sehen. Sie miauen und knurren, werden beim Fressen leicht zornig, saufen viel, und wenn sie satt sind, so werden sie träge und schlafen. Doch diese Sanftmuth dauert nicht lange; denn wenn sie das dritte Jahr erreichen, so nehmen sie auch ihre ursprüngliche, böse und wilde Natur wieder an. Man pflegt ihnen die Zähne zu feilen und die Klauen abzuschneiden, allein selbst dann ist ihnen nicht zu trauen.

Der Jaguar ist ein nächtliches Thier. Abends geht er auf Beute aus, bei Tag und in der Nacht sieht man ihn selten. Alles was er bezwingen kann, dient ihm zum Raube. Er springt den Thieren auf den Nacken, reißt ihnen die Pulsader auf, und tödtet sie auf diese Art. Kleinere Thiere tödtet er mit einem Bisse in den Nacken. Mit dem Löwen hat er das gemeinschaftlich, daß er nie mehr als ein Thier auf einmal tödtet, dagegen der Kuguar und der Luchs so viele Thiere tödten, als sie erreichen können. Hamilton erzählt, daß er sich mit dem Krokodille oft in einen furchtbaren Kampf einläßt. Dieß liegt gewöhnlich am Ufer der Flüsse auf der Lauer; nahet sich ihm der Jaguar, beim Saufen, so faßt es ihn sogleich beim Kopf; dieser schlägt dagegen dem Krokodille die Klauen in die Augen, wird aber von der mächtigeren Amphibie mit unter das Wasser gezogen, worauf nach schrecklichem Kampfe meistens Beide das Leben einbüßen. Fischen lauert der Jaguar am Ufer auf und fängt sie mit der Tatze. Ein Indianer, der einen Jaguar mit seiner Lanze verfehlt hatte, stürzte sich häuptlings ins Wasser, aber im Augenblicke des Sprunges hatte ihm das Thier schon eine Tatze auf den Kopf gesetzt, und skalpirte ihm den ganzen oberen Theil des Schädels; doch schwamm der Indianer noch durch den breiten Strom.

Die Jaguare leben gewöhnlich einzeln, nur in der Brunftzeit sieht man sie paarweise. Dann lassen sie ihr furchtbares Gebrülle: »Puh, Puh,« hören, das man oft eine halbe Stunde weit hört; dann sind sie den Menschen am gefährlichsten, da sie bei Angriffen einander helfen. So wurde einer der besten Jäger in dem Augenblicke, wo er das Weibchen mit der Lanze niederstieß, vom Männchen überfallen und zerrissen. Das Weibchen wirft 2 — 3 Junge, die blind zur Welt kommen sollen. Sie liebt sie zärtlich, schleppt sie, wenn sie Gefahr besorgt, im Munde von einem Orte zum anderen, vertheidigt sie mit Wuth, und verfolgt brüllend den Räuber. Der Jaguar erreicht ein Alter von höchstens 20 Jahren.

Des großen Schadens wegen, den der Jaguar unter den Heerden anzurichten pflegt, sucht man ihn auf verschiedene Art zu vertilgen. Oft jagt man ihn mit Hunden, die er aber wenig fürchtet; ja oft nimmt es der Jäger zu Fuße, mit einem langen breiten Messer bewaffnet, von Gesicht zu Gesicht, mit ihm auf. Während sich das Thier wie ein Bär zum Angriffe aufrichtet, stößt er ihm das Messer ins Herz. Auch aus dem Hinterhalte pflegen die Jäger ihn zu schießen, und auch in Schlingen zu fangen. Sein Fleisch hat einen ungemein widerlichen Geschmack, die Indianer pflegen es aber doch aufzuzehren; sein Fett trinken sie, oder schmieren ihre Haut damit, und glauben recht stark und muthig dadurch zu werden. Man bestreicht auch die Bäume in einigen Gegenden damit, damit der Gestank Füchse, Cavien und andere schädliche Thiere daraus vertreibe. Das Fell wird nur zu Fußdecken gebraucht.

Taf. 99. **Der Leopard.** (Felis Leopardus. Le Léopard.)

Von der Größe eines Fleischerhundes. Die Formen wie beim Katzengeschlechte überhaupt. Der Pelz ist hellgelb, und darauf befinden sich am Rücken und an den Seiten ziemlich runde, dicht beisammen stehende schwarze Flecken; auch an den übrigen Theilen des Körpers sind hie und da einzelne Flecken von ähnlicher Farbe. Der Unterleib fällt ins Weißliche. Der Schwanz ist so lang als der Körper.

Das Vaterland des Leoparden ist das mittlere und südliche Afrika, Ostindien und die Sundinseln, auch wohl die meisten Länder des südlichen Asien.

Er ist nicht minder raubgierig als die übrigen größeren Arten seines Geschlechtes, besitzt aber nicht ihre Stärke; er ist lebhaft, gewandt und kriecht vortrefflich auf Bäume. Menschen greift er nur an, wenn er hungrig ist oder gereizt wird. In Arabien und Egypten soll er auch in menschliche Wohnungen schleichen. Seine Nahrung besteht in allerlei kleineren Thieren; Ziegen, Antilopen u. s. w. Er lauert auf seine Beute, springt ihr dann auf's Genick, zerreißt ihr die Flechsen und saugt ihr Blut aus. Den Heerden ist er in Unterguinea sehr nachtheilig; denn er frißt sehr viel. Um ihn zu fangen, gräbt man tiefe Löcher in die Erde, bedeckt sie mit Flechtwerk und legt darauf ein Stück Fleisch als Lockspeise. Wenn er gefangen ist, so pflegt man ihn entweder zu tödten, oder durch Schlingen sich seiner lebendig zu bemächtigen. Wenn er noch jung ist, so läßt er sich zähmen. Sein Fleisch soll am Geschmacke dem Kalbfleische ähnlich seyn.

Der Panther. (Felis Pardus. La Panthère.)

Er wurde oft mit dem vorigen verwechselt, mit dem er eine große Ähnlichkeit hat; doch ist er etwas kleiner, sein Kopf länglicher. Das Haar ist kurz, glatt anliegend und glänzend bräunlich gelb; auf dem Rücken sind schöne schwarze, zirkelrunde Ringe, die zu 4 — 5 beisammen stehen, und in deren Mitte die gelbe Grundfarbe schwarz punctirt ist. Die kurzen Ohren laufen spitzig zu; das Ende der Nase ist braun.

Das Vaterland dieses Thieres ist Bengalen und Java. Gleich dem Tiger wüthet er gegen alles was Leben hat; doch ist er weniger stark als dieser, daher er auch den Menschen nur selten angreift. Er besteigt Bäume, um daselbst Affen und andere Thiere zu belauern. Auf dem Erdboden bemächtigt er sich seines Raubes nach Art aller seiner Geschlechtsverwandten, entweder im Gebüsche lauschend, oder auf dem Bauche schleichend. Seine vorzüglichste Nahrung sind Antilopen. In bewohnten Gegenden fügt er den Schafheerden großen Schaden zu, und kommt oft des Nachts in die Höfe. Sein Geheul ist gräßlich, und er vermag selbst muthigen Hunden Schrecken einzujagen. Er läßt sich zähmen und zur Jagd abrichten. Zu dieser Absicht führt man ihn in einem Kasten eingeschlossen mit sich, und öffnet diesen, sobald sich ein Wild in der Nähe zeigt. Wenn der Panther seinen Fang fehlt, soll er zuweilen seinen Führer anfallen. Sein Fleisch schmeckt nicht übel, und wird daher von den Einwohnern genossen.

Taf. 100. **Der Gepard.** (Felis jubata. Le Guépard.)

Erreicht die Größe eines großen Windhundes, hat einen langgestreckten Körper, eine schmale Brust und lange Beine. Sein Kopf ist klein, der Augenstern rund, die Nasenspitze schwarz, und von jedem Mundwinkel läuft bis an die Augen eine schwarze Binde. Die Farbe ist hell thongelb, mit reichlichen, runden, vollen, schwarzen Flecken besprengt. Das Haar am Halse bildet eine Art Mähne, die aber nur bei älteren Thieren erscheint.

Das Vaterland des Gepards ist Süd- und Westafrika, Ostindien, die Insel Sumatra. Seine Lebens- und Nahrungsweise hat nichts Abweichendes von der der übrigen bis jetzt beschriebenen seiner Gattung. Er ist ebenfalls ein furchtbarer Feind der Heerden und des Federviehes; doch gibt er sich den Jägern durch sein Geheul zu erkennen. Der Tiger, Löwe und Leopard sollen abgesagte Feinde dieses Thieres seyn und ihn überall verfolgen.

Eine Eigenschaft, die ihn vor allen seiner Gattung auszeichnet, ist seine leichte Zähmbarkeit; so, daß er zu einem völligen Hausthiere wird, und sich trefflich zur Jagd abrichten läßt. Ein Individuum, das sich in der Pariser Menagerie befand, war so zahm, daß sich ihm Jeder ohne alle Gefahr nähern und mit ihm spielen konnte. Er liebte gestreichelt zu werden, spielte sich gerne mit runden Körpern, und miauete nach Art unserer Katzen. Wenn er zur Jagd abgerichtet wird, so führt man ihn mit verbundenen Augen, angekettet an einen Wagen, dorthin, wo sich eine Heerde Antilopen befindet. An Ort und Stelle wird er frei gelassen, da sucht er sich nun einen bequemen Platz zum Hinterhalte aus, und stürzt mit einigen schnellen Sprüngen auf die Antilope los; entflieht sie ihm, so verfolgt er sie nicht, wie unsere Hunde, sondern kehrt in seinen Hinterhalt zurück, und versucht noch einigemal den Angriff, dann kehrt er zu seinen Wagen zurück.

Der Serwal. (Felis Serval. Le Serval.)

Er ist noch einmal so groß als eine wilde Katze, und hat auch mit ihr die meiste Ähnlichkeit. Die Farbe ist am Rücken falb, vorne weiß, am Halse schwarz gestreift, sonst am ganzen Körper unregelmäßig schwarz gefleckt. Der Schwanz ist um die Hälfte kürzer als der ganze Körper.

Der Serwal lebt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ist unzähmbar, gierig und gefräßig; kleinere Säugethiere, als: Affen, Eichhörnchen, Ratten, auch Igel sind seine gewöhnliche Nahrung. Er klettert sehr geschickt, und springt von einem Baume auf den anderen. Sein Fell wird zu Einfassungen und Unterfuttern gebraucht.

Der Ozelot. (Felis pardalis. L'ocelot.)

Dieß ist die dritte Katze Amerika's, die wir anführen; sie ist so groß wie die Hauskatze. Die oberen Theile des Pelzes sind hellbräunlich gelb, die unteren weißlich, mit augenförmigen, schwarzgeränderten Flecken, die am Rücken und an den Seiten in Streifen vom Kopfe zum Schwanze reichen; der Schwanz ist halb so lang als der ganze Körper.

Die dichtesten Wälder Brasiliens und Meriko's sind das Vaterland des Ozelot's. Er ist ein räuberisches und mordsüchtiges Thier; vor dem Menschen aber fürchtet er sich. Seine Beute werden kleinere Säugethiere und Vögel, die er, hinter Bäumen, in Strauchwerk versteckt, oder auf einem Baumaste hingestreckt, belauscht, und wenn sie in die Nähe kommen, sich pfeilschnell auf sie niederstürzt. Er liebt das Blut, und läßt oft das Fleisch liegen, wenn er sich von dem Blute sättigen kann. Er läßt sich nur sehr schwer zähmen. Das Weibchen wirft 2 Junge.

Taf. 100. **Die sanfte Katze.** (Felis mitis. Le chati.)

Die Grundfarbe des Pelzes ist hellfalb; am Rücken sind vier Reihen schwarzer, voller, rosenförmiger Flecken, an den Seiten sind sie kleiner und geründert, vorne größer als hinten, und ungefähr in fünf Reihen getheilt; die Ohren sind schwarz, in der Mitte mit einem großen Flecken versehen. Die Größe ist der Länge nach, 2 Fuß, 8 Zoll bis 3 Fuß, wovon der Schwanz 11 Zoll bis 1 Fuß mißt.

Diese Katze lebt in Brasilien, Paraquay, und wahrscheinlich im ganzen Südamerika. Von ihrer Lebensweise im freien Zustande weiß man gar nichts. In der Pariser Menagerie hatte man ein gezähmtes Individuum. Es war um ein Drittel größer als unsere Hauskatze, war sehr zahm und zutraulich, spielte, ließ sich gerne schmeicheln, und wenn man ihr dieß verweigerte, so schien sie darum durch ein kurzes, sanftes Miauen zu bitten.

Taf. 101. **Die afrikanische wilde Katze.** (Felis maniculata. Chat ganté.)

Man findet diese Katze wild im nördlichen Afrika, sie ist etwas kleiner als die Hauskatze, dabei ihr an Gestalt gleich; ihre Farbe ist graugelblich. Schnauze, Brust und die unteren Theile sind weiß. Die Ohren sind außen grau, inwendig weiß.

Länge eines alten Weibchens von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 15 Zoll; des Schwanzes 9 Zoll.

Taf. 101. **Die wilde europäische Katze.** (Felis Catus. Le chat sauvage.)

Sie ist um ein Drittel größer als die Hauskatze. Das Haar ist lang und dicht, besonders an den Backen, die Grundfarbe ist grau, am Rücken schwärzliche, längliche Streifen, an den Seiten eben solche Querstreifen; die Extremitäten schwarz, der Schwanz lang, überall gleich dick, mit schwarzen Ringen besetzt, am

Ende schwarz. Sonderbar ist, daß die Gedärme dieser Katze um ein Drittel kürzer sind, als die der Hauskatze, Einige meinen, dieß rühre von der veränderten Lebensart her, und man will diesen Umstand bei allen fleischfressenden Thieren beobachtet haben.

Die wilde Katze wird in ganz Europa, den kältesten Norden ausgenommen, jedoch nur selten, gefunden. Auch in Asien soll sie seyn. Sie hält sich in dichten Wäldern, in leeren Höhlen, die sie vorfindet, auf. Oft findet man sie auch an zugefrornen Teichen; im Rohre, oder in Löchern.

Sie hat ein treffliches Gehör und ein scharfes Gesicht, ist scheu und listig; ahnet sie eine Gefahr, so klettert sie schnell auf einen Baum, und versteckt sich, indem sie sich entweder auf einen Ast platt legt, oder in eine Höhle verkriecht, so, daß man viele Mühe hat, sie zu entdecken. Angegriffen jedoch vertheidigt sie sich muthig, und wagt sich selbst auf den Jäger, indem sie muthig auf ihn springt, und ihn mit den Klauen und Zähnen oft sehr übel zurichtet. Wenn man Hunde auf sie hetzt, so pflegt sie dieselben so zu verkratzen, daß sie gezwungen sind, die Flucht zu ergreifen.

Die Nahrung der wilden Katze besteht in allerlei Vögeln, als: Fasanen, Auerhühnern, Repphühnern u. s. w., auch Säugethiere verfolgt sie, besonders junge Rehe, Hasen, Kaninchen, Ratten, Mäuse, Maulwürfe, und frißt auch Fische, wenn sie welcher habhaft werden kann. Da sie auf diese Art dem Jäger ins Gehege geht, so verfolgen sie diese unermüdet. Sie schießen, oder fangen sie in Schlagfallen, die bei ihren Löchern aufgestellt werden. Das Fell wird als Pelzwerk gebraucht; man schreibt demselben allerlei Heilkräfte in Gichten, Geschwülsten und Flüssen zu. Aus demselben Grunde wird auch das Fett von abergläubischen Jägern geschätzt, es hat aber wohl nur dieselben Kräfte wie jedes andere Fett. Manche Katze hat 2 — 3 Halbe davon. Einige Völker sollen auch ihr Fleisch verzehren.

Taf. 102 — 103. **Die Hauskatze.** (Felis domesticus. Le chat domestique.)

Über die Kennzeichen dieses Hausthieres kann man sich täglich durch Augenschein selbst belehren, es wäre daher überflüssig, sie hier umständlicher anzuführen, als sie schon bei der Gattung angegeben worden sind. Aber mehrere Spielarten müssen wir hier erwähnen; sie sind:

a) Die Karthäuser Katze hat ein wellenförmiges, dunkel aschgraues Haar.

b) Die spanische Katze. Das Haar kurz und glänzend; Füße und Lippen fleischfarb; der Pelz hat große Flecken von rein Weiß, lebhaft Roth und schön Schwarz. Diese Farben findet man jedoch nur beim Weibchen vereinigt. Carl II. von Spanien hat einen hohen Preis auf die Vorzeigung eines Männchens mit allen diesen drei Farben ausgesetzt, und Niemand konnte ihn erheben.

c) Die angorische Katze. Ihr Haar verlängerte sich in ihrem Vaterlande eben so wie das der Ziegen und der Kaninchen. Es ist besonders am Halse sehr lang, dabei fein, seidenhaft und silberweiß, oft aber auch gefleckt. Sie ist sehr träge, unrein und schläfrig. Ihr Vaterland ist Angora in Natolien.

d) Die Katze mit hängenden Ohren, mit langem und weichem Haare von schwarzer oder gelber Farbe. Sie ist die Hauskatze in China.

e) Die getigerte Katze. Sie gleicht am meisten der wilden Katze, ist sehr mißtrauisch und wild.

Die Katze wird nie so zahm wie der Hund. Sie läßt sich nicht so sehr in ihrer Freiheit einschränken, sie muß im ganzen Hause, ja auch außer demselben herumstreifen. Es gibt Hauskatzen, die ganze Tage, ja den ganzen Sommer in Feldern und Gärten umherirren, junge Hasen aufsuchen, Vögel aus den Nestern ausnehmen, und wohl gar Fische und Frösche aus seichten Teichen herausziehen. Will man ihnen dieses Vagabundiren abgewöhnen, so braucht man ihnen bloß die Ohren zu stutzen oder aufzuschlitzen, dann gehen sie nicht mehr ins Gras oder Gebüsche.

Dem Menschen ist sie nie ganz zugethan, selten folgt sie ihm, wenn er in eine andere Wohnung zieht, kommt ihm nicht schmeichelnd, wie der Hund, entgegen, sondern erwartet vielmehr Schmeicheleien von ihm. Ihre Tücke und Bosheit verräth sie oft ehe man sich's versieht, und kratzt mit ihren scharfen Krallen, wenn sie beleidigt wird. Man hat Beispiele, daß sie durch ihre Raubgier und Rachsucht selbst menschlichem Leben gefährlich wurde. Schlafende Kinder wurden von Katzen erwürgt und angefressen, manchmal auch erstickt, indem die Katze durch die Wärme angelockt, sich ihnen auf den Mund legte. Von einem französischen Prediger, Namens Mariette, erzählt man, daß er, als er einst bei einem größeren Gastmahle seine Lieblingskatze vernachlässigte, von derselben im Schlafe erwürgt wurde. Man hat jedoch einzelne Beispiele als Ausnahmen, wo dieses Thier eine auffallende Anhänglichkeit zum Menschen an den Tag legte. Eine Katze soll die Leiche ihres verstorbenen Herrn bis zum Grabe begleitet und dasselbe lange Zeit besucht haben. Doch sind ähnliche Züge dieses Geschlechtes nur sehr selten.

An intellectuellen Gaben wurden der Katze Klugheit und List in einem ebenfalls viel geringeren Grade als dem Hunde zu Theil. Folgende Beispiele werden jedoch zeigen, daß ihr Instinct ziemlich fein, und ihr Gedächtniß gut ist. De la Croix erzählt: »Ich sah einst einen Naturforscher eine Katze unter die gläserne Glocke einer Luftpumpe setzen, um darzuthun, daß, was lebt, ohne Luft und Athemholen sein Leben nicht fortsetzen kann. Der Naturforscher machte einige Züge; das Thier, dem das Athmen immer schwieriger wurde, sah sich ängstlich um, bemerkte aber plötzlich das Loch, durch welches sein Leben gefährdet wurde. Plötzlich setzte sie die Tatze darauf, und dem Naturforscher war es unmöglich, seine Arbeit fortzusetzen; that er einen Zug, wodurch Luft eindrang, so öffnete die Katze das Loch, verstopfte es aber sogleich, als sie spürte, daß dadurch die Luft ausgesogen wird. Alle Anwesenden erstaunten, und der Naturforscher schenkte, zum Lohne für seine Klugheit, dem Thiere das Leben.«

In Klöstern ist es Sitte, die Stunde der Mahlzeit durch eine Glocke anzukündigen. Eine Katze in einem französischen Kloster wurde auch immer erst zu dieser Zeit gefüttert, und sie fand sich immer pünctlich, sobald sie läuten gehört hatte, in der Küche ein. Zufällig wurde sie einst in ein Zimmer eingesperrt, blieb über die Mittagszeit da, und konnte sich erst spät Nachmittags befreien; hungrig war sie, wie nun zu etwas gelangen. — Sie geht zu der wirksamen Glocke hin, kriecht auf das Seil hinauf, und läutet so gut sie es kann. Der dadurch aufgeforderte Klosterdiener errieth auch dagegen ihre Absicht, und entsprach derselben willig.

Das Ortsgedächtniß der Katze ist auffallend, oft kehrt sie von einer Entfernung von vielen Meilen auf ihren gewohnten Ort zurück. Unter den Sinnen zeichnet sich ihr Gehör und Gesicht aus; der Geruch ist sehr schwach, doch kann sie übelriechende Sachen nicht ertragen, sucht vielmehr wohlriechende Pflanzen, als die Katzenmünze, den Baldrian, das Morumnerum, begierig auf, und ergötzt sich an ihrem Geruche. Darum mögen sie auch wohl ihre übelriechenden Excremente verscharren. Noch zweier Eigenschaften, die die Katze auszeichnen, müssen wir hier erwähnen: der Reinlichkeit nämlich und der Zähigkeit ihres Lebens. Alle Augenblicke sieht man sie sich lecken, und mit der Tatze, die sie im Munde anfeuchtet, sich putzen. Nässe und Schmutz verabscheut sie im höchsten Grade; wenn ihr Fell einmal naß wird, so trocknet es nicht so leicht wieder. Man erstaunt über die Summe von Lebenskraft, die diesem Thiere eigen ist. Ihr Hirnschädel ist ungemein fest; eben so sind die Knochen des übrigen Körpers. Die Haut ist beinahe undurchdringlich, obgleich nicht sehr dick, und nichts weniger als hart.

Das Katzenfell besitzt eine viel größere Elektricität, als das der meisten Thiere. Streicht man es im Finstern auf und ab, so sieht man nicht nur Funken sprühen, sondern hört auch das Knistern derselben. Man behauptet, daß einige Menschen eine so große Antipathie gegen die Katze besitzen, daß sie sich, wenn sie in ihre Nähe, selbst ohne es zu wissen, kommen, übel befinden. Wenn die Thatsache gegründet ist, so wird sie wohl nur durch den Einfluß der elektrischen Ausdünstung der Katze auf die Leibesbeschaffenheit gewisser Menschen erklärlich.

Die Katze ist ursprünglich ein nächtliches Thier, nur die Hausgenossenschaft der Menschen gewöhnte sie an den Tag; so wie sie auch in ihrer Nahrung Änderung bewirkte. Doch schleicht sie noch immer in der Dämmerung am liebsten, und sieht dann auch am besten. Das Schnurren, das Miauen und das Reiben ihres Körpers an Menschen und Mobilien, wenn sie schmeicheln wollen, sind ihnen ganz charakteristisch. Wenn sie sich recht behaglich fühlen, so schnurren sie; wollen sie etwas von dem Menschen, so miauen sie, und bringen nach ihrer verschiedenen Stimmung immer andere modulirte Töne hervor. — In Paris wurde einst das Publikum durch ein concert miaulant ergötzt. Ein Affe dirigirte das Orchester, und die Katzen brachten auf jeden Schlag die verschiedenartigsten Töne hervor. Niedlich und possirlich sind die Bewegungen junger Katzen, besonders wenn sie die Mutter im Jagen unterrichtet, und die Fehlenden mit einem Pfotenstreiche zurechtweiset. Mit den Hunden leben sie in einem beständigen Streite, mit dem Hund vom Hause jedoch wissen sie sich zu vergleichen.

Die Katze ist ihrer ganzen Einrichtung nach ein fleischfressendes Thier, lernte durch den Menschen auch Vegetabilien zu genießen; doch ist ihre liebste Nahrung Fleisch von kleinen zarten Säugethieren, Vögeln und Fischen; sie fängt aber auch Käfer und verzehrt sie. Bewundern muß man ihre Kunst beim Mäusefang; sobald sie die Maus erblickt, so hat sie sie schon erschnappt; freilich hilft ihr dabei die Angst und Betäubung, in welche die Maus beim Anblicke ihres Erbfeindes geräth, nicht wenig. Schleichend nähern sie sich, bleiben ein Weilchen unbeweglich stehen, und thun dann einen plötzlichen Satz, um die Beute mit den Klauen zu erfassen; gelingt der erste Sprung nicht, so geben sie sich für dieses Mal keine Mühe weiter. Die rauhe stachliche Zunge dient ihnen, ihre Beute desto besser im Rachen zu erhalten.

Zur Zeit der Begattung hört man auf Dächern ihre schrecklichen Concerte, welche von beiden Geschlechtern ausgestoßen, meist aber vom Kater geleitet werden. Die Katze wirft zweimal im Jahre, jedesmal 3 bis 12 Junge, die neun Tage lang blind bleiben. Die Mutter liebt sie zärtlich; aber der Vater pflegt oft widernatürlich seine eigenen Kinder aufzuzehren, darum muß sie die Mutter auch vor ihm nicht selten, von einem Orte auf den anderen, im Munde herumtragen. Die jungen Katzen sind liebe unschuldige Thiere, die durch ihre Spielereien und Lebhaftigkeit viel Freude machen können. Diejenigen, welche bei der Mutter bleiben, werden zum Fange abgerichtet.

Krankheiten sind die Katzen wenig unterworfen, zuweilen werden sie toll und dann sind sie sehr gefährlich. Groß ist der Nutzen, den sie im Hause durch Vertilgung schädlicher Thiere leisten; dadurch machen sie reichlich den Schaden, den sie durch ihre Naschhaftigkeit anzurichten pflegen, gut. Das Katzenfleisch wird in vielen Gegenden gegessen. Der Winterbalg der Katze ist gut als Pelzwerk zu gebrauchen, und wird zu dem Ende auch gefärbt, auch sonst werden dauerhafte Beutel daraus gemacht.

d) **Luchse.**

T. 104. **Der Luchs.** (Felis Lynx. Loup cervier.)

Der Luchs ist etwas größer als der Fuchs, sein Körper dick, seine Füße hoch und stark; die Schnauze ein wenig verlängert; die Augen sehr groß und strohgelb; an den Ohren ein langer schwarzer Haarbüschel, das Unterscheidungsmerkmal der Luchse; der Schwanz hängt bis an die Fersen, das Haar ist im Winter lang, im Sommer kurz; die Farbe röthlich falb, mit kleinen schwärzlichen Flecken, der Schnurbart weiß, die Schwanzspitze schwarz. Es gibt jedoch Varietäten, deren Farbe sehr abwechselt.

Den Luchs findet man im mittleren und nördlichen Europa, in Asien und Amerika; in England und Frankreich ist er fast ganz ausgerottet, doch auch sonst ist er sehr selten. Im Sommer bewohnt er dichte einsame Waldungen, im Winter nähert er sich den menschlichen Wohnungen, dringt sogar in Ställe ein. Er hält sich nicht lange an einem Orte auf, sondern durchstreift weite Strecken.

Der Anblick des Luchses verräth eher List als Grimm, doch ist er dabei ein sehr schädliches Raubthier. Sein scharfes Gesicht ist sprichwörtlich bekannt, und die Alten erzählten von ihm, daß er die Mauer durchblickt. Auch sein Geruch ist vortrefflich, und leistet ihm bei seinen Räubereien treffliche Dienste. Den Menschen fürchtet er, nur verwundet und in der Verzweiflung stürzt er sich auf den Jäger und pflegt ihn fürchterlich zu zerbeißen. Junge Luchse lassen sich sehr leicht zähmen, sind treu und laufen wie Katzen im Hause herum, werden aber durch ihre Neugierde sehr lästig, indem sie Alles beriechen und durchstören. Sie leben gewöhnlich paarweise.

Gegenstände seiner Räubereien sind: Gemsen, Schafe, Ziegen, Kälber, Mäuse, Murmelthiere, Rehe, Hirschkälber und Rennthier, ebenso größere und kleinere Vögel. Einige behaupten, daß er von einem Baume, auf einen Ast hingestreckt, dem vorbeigehenden Wilde aufzulauern pflege; andere sagen dagegen, daß er dieß nie thut, sondern sich hinter einem Baume oder einem Gebüsche in den Hinterhalt versteckt; vielleicht wählt er nach Umständen bald die eine, bald die andere List. Durch einen mächtigen Sprung, der oft 10 — 12 Fuß weit ist, springt er der ausersehenen Beute auf das Genick, zerreißt ihre Kehlader, und saugt das Blut aus. Von dem getödteten Thiere frißt er nur die inneren, und einige zartere Fleischtheile, das Übrige läßt er liegen. Hat er mehr gemordet, als er zu verzehren vermag, so versteckt er es, und kehrt in einigen Tagen, wenn er nichts anderes bekommt, dazu zurück, frißt das Fleisch aber nur so lange, als es frisch bleibt, denn wenn es in Fäulniß übergeht, so verschmäht er es. Gelingt es ihm unter eine Schafheerde zu kommen, so richtet er ein fürchterliches Blutbad an; er würgt wie ein Tiger. Man hat Beispiele, daß ein Luchs in einer Nacht 30 — 40 Schafe ermordete.

Die Luchsin bereitet sich zwischen Felsen oder in dichten Gesträuchen ein Lager aus weichem Moos und Laub, und wirft darauf 2, selten 3 Junge, die neun Tage blind bleiben.

Der Balg des Luchses gibt ein gutes Pelzwerk ab, er trägt sich aber bald ab, da seine Haare spröde und brüchig sind. Diejenigen, die aus Rußland und dem Norden von Asien kommen, werden mit 10 — 15 Thalern bezahlt. Einige asiatische Völkerschaften verzehren sein Fleisch. Den Klauen und dem Fette hat man fälschlich Heilkräfte zugeschrieben, die sie nicht besitzen.

Er wird zwar eifrig verfolgt, ist aber seiner feinen Sinne und Schlauheit wegen, schwer zu fangen oder zu schießen.

Der Kyrmischek. (Felis Chaus. Le Chateervier.)

Etwas kleiner als der Luchs. Die Farbe seines Pelzes geht ins Gräuliche, ist aber nicht gefleckt; die Haarbüschel an den Ohren sind viel kleiner als beim Luchse; der Schwanz ebenfalls kürzer, und hat am Ende desselben zwei schwarze Ringe. Er hält sich an morastigen Orten in der Nähe des caspischen Meeres, in Persien, Egypten und Nubien auf. Seine Nahrung besteht in allerlei kleineren Thieren und Vögeln, auf die er so wie der Luchs jagt, besonders geschickt kann er auf Bäume klettern.

Der Caracal. (Felis caracal. Le caracal.)

Die Benennung dieses Thieres ist türkisch, und bedeutet Schwarzohr. Von der Größe eines Luchses; der Schwanz bis an die Fersen; die Ohren sind lang, mit einem Haarbüschel versehen; die Farbe ist am Rücken isabellgelb, vorne weiß; die Brust falb röthlich, mit braunen Flecken; die Ohren innerlich weiß, äußerlich schwarz.

Das Vaterland des Caracals ist Syrien, Persien, Arabien, Indien, die Barbarei, überhaupt der größte Theil Afrika's bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung. Er ist ein wildes, scheues und mißtrauisches Thier, und fällt alle Thiere an, die ihm an Größe und Stärke gleichkommen. In einigen Gegenden Asiens zähmt man, und richtet ihn zur Jagd auf Kaninchen, Hasen, Kraniche, Pfauen, Pelikane u. d. gl. ab. Hat er ein Thier erhascht, so bleibt er auf ihm einige Augenblicke ruhig liegen, wahrscheinlich um sein Blut auszusaugen. Man findet ihn sehr häufig in der Nähe des Tigers und des Löwen, da er sich von den Überbleibseln ihrer Beute nährt, und nicht um ihnen die Beute zuzutreiben. Die übrigen bekannten Arten des Katzengeschlechtes wollen wir hier nur aufzählen, und ihr Vaterland anmerken, da man aus den, der Gattung gemeinschaftlichen, Merkmalen und dem bisher Erzählten auf ihre Lebensweise schließen kann.

Aus der Familie der Parder:

Der Irbis (F. Irbis), in Sibirien.
Der Rimaudohan (F. macrocelis), auf Sumatra und in Siam.
Der Jaguarund (F. Jaguarondi), in Paraguay, Guyana, und Surinam.
Die Katze mit gedumpftem Bauche (F. celidogoster), in Chili und Peru.
Der Colocolo (F. colocolo), in Chili und Surinam.
Die Boschkatze (F. tigrina), in Südamerika.
Die bengalische Katze (F. bengalensis), in Bengalen und Napaul.
Die javanische Katze (F. javanica), auf der Insel Java.
Die Katze von Sumatra (F. sumatrensis), in Sumatra.
Die nubische Katze (F. maniculata), in Nubien, bei Ambukol, zwischen bebuschten Felsen.
Die Steppankatze (F. Manul), in den tatarischen und mongolischen Wüsten.

Aus der Familie der Luchse:

Der Goldluchs (F. aurea), in Nordamerika.
Der gestiefelte Luchs (F. caligata), in Afrika und Ostindien.
Der Parderluchs (F. pardina), im wärmsten Theile von Europa, in Portugall, Spanien, Sicilien, Sardinien und der Türkei.
Der Hirschluchs (F. cervaria), im Norden von Europa, Asien und Amerika.
Der Rothluchs (F. rufa), im nördlichen Amerika.
Der canadische Luchs (F. canadensis).

Vierte Familie der Raubthiere.

Schwimmfüßler. (Pinnipeda.)

Diese Thiere sind, ihrer ganzen Einrichtung nach, von der Natur darauf angewiesen, sich von Fischen, Krebsen und Schalthieren zu nähren. Ihre Füße sind kurz, und wie in der Haut eingesenkt, die Zehen deutlich zu erkennen und mit Nägeln versehen, aber durch eine Schwimmhaut so verwachsen, daß sie einzeln nicht bewegt werden können. Ihr Körper ist lang, gestreckt und gegen hinten verdünnt, der Rückgrath sehr beweglich, das Haar knapp anliegend und fettig, der Schwanz kurz. Sie sind zum Schwimmen vortrefflich eingerichtet, und schleppen sich nur mit großer Mühe auf der Erde fort; kommen dahin auch nur, um sich zu sonnen, oder ihre Jungen zu säugen. Sie leben daher meist im Wasser, und können lange unter demselben ohne Athemholen aushalten; zu diesem Zwecke haben sie eine Erweiterung in der Leber, wo sich das Blut sammeln kann, wenn sie

unter dem Wasser im Athmen gehindert werden, und damit das Wasser in die Nase nicht eindringe, sind die Nasenlöcher mit Klappen versehen. Der Kopf ist hundeförmig, der Blick sanft und ausdrucksvoll, wie bei dem Hunde; es sind verständige Geschöpfe, leicht zu zähmen, und ihrem Ernährer zugethan. Man kennt nur zwei Gattungen.

1. Gattung.

Robbe. (Phoca. Phoque.)

Außer den allgemeinen Zügen dieser Abtheilung der Säugethiere werden folgende ein bestimmteres Bild dieser Gattung liefern. Der Kopf ist rund, die Schnauze stumpf, die Lippen dick; die Nase bei einigen in einen langen Rüssel verlängert, die Augen sehr groß und platt, die Augenlieder klein und dreifach, die Zunge konisch in der Mitte eingeschnitten und mit weichen Wärzchen bedeckt. Die Vorderfüße haben keine Schenkel und stecken bis zur Fußwurzel, und die hinteren bis zur Ferse in der Haut; zwischen den letzteren ist der kurze Schwanz. Am Bauche befinden sich 4 Säugewarzen.

Die Robben sind von sehr verschiedener Größe, Gestalt und Farbe. Einige derselben werden bis 30 Fuß lang, und 10,000 Pfund schwer. Nach der Ähnlichkeit, die man an den verschiedenen Arten mit einigen Landthieren bemerkte, nannte man sie Seehunde, Seelöwen, Seebären u. s. w.

Robben findet man beinahe in allen Meeren, vorzüglich aber in den kälteren, im Norden halten sie sich bis jenseits des Polarkreises so weit auf, als nur Schiffe bisher gedrungen sind. Einige unternahmen große Wanderungen, um in gewissen Gegenden ihre Jungen zur Welt bringen zu können. Sie leben gesellig, so daß man ihrer oft zu Tausenden am Gestade oder an den Eisschollen findet.

Die Robben sind muntere, sanfte und zutrauliche Thiere; nur wenn ihnen von Menschen zu oft nachgesetzt wurde, werden sie furchtsam. Unter sich spielen sie sich, den größten Theil ihres Lebens bringen sie aber im Schlafen zu; selbst schwimmend können sie schlafen, wenn das Meer ruhig ist. Sind ihrer mehrere beisammen, so erwachen sie oft, sehen einander an, und schlafen wieder ein. Über ihre Benützung und Fang werden wir weiter Mehreres berichten.

Man theilt die Robben in zwei Abtheilungen ab, in die Robben mit äußeren Ohren und Robben ohne dieselben, und so wollen wir sie hier auch betrachten:

a) Robben ohne äußere Ohren.

(Phoca.)

T. 105. Der gemeine Seehund. (Phoca vitulina. Le Phoque commun.)

Der Körper ist dick und kegelförmig, von der Größe eines mittelmäßigen Kalbes, da er 3 bis 5 Fuß lang wird. Die Füße sind mit 5 Zehen, starken Krallen und einer Schwimmhaut versehen. Den Körper deckt ein kurzes, dicht anliegendes, fettiges Haar. Die Farbe ist schmutzig dunkelgrau, mit kleinen, unregelmäßigen, gräulich gelben Flecken. Der Unterleib ist rein gelblich grün. Je jünger ein Seehund ist, desto heller ist seine Farbe.

Der Seehund hält sich an den nördlichen Küsten von Europa und Amerika auf, entfernt sich nicht vom Lande und bleibt gerne in der einmal gewählten Gegend. Er kommt oft an den Strand, und kriecht auf den Klippen herum.

Der Seehund ist ein unschädliches, sanftes Thier, sehr neugierig und lebhaft. Sein Auge hat eine besondere Einrichtung, indem sich die Axe desselben nach Gefallen verlängern oder verkürzen läßt; hierdurch wird er in den Stand gesetzt, im Wasser eben so gut wie auf dem Lande zu sehen. Er läßt sich leicht zähmen, ist gelehrig und wird sehr zutraulich. Man weiß von einem, der seinen Herrn auf den Wink verstand, und auf dessen Befehl aus seinem Wasserbehältnisse kroch, sich lang gestreckt niederlegte, wieder ins Faß stieg, seinen Herrn küßte u. d. gl. Auch zum Fischfange sollen sie sich abrichten lassen. Im Winter pflegt sich jeder Seehund im Eise durch seinen warmen Athem ein Loch zu machen, wodurch er Athem holt.

Die Nahrung dieser Thiere besteht vorzüglich in Fischen. Die Lachse soll er anderen Gattungen vorziehen, und ihnen ziemlich weit in die Flüsse nachfolgen. Oft treibt er die Fische zwischen Felsen und wirthschaftet unter ihnen dann, wenn sie nicht aus und ein können, nach Belieben. Hat er einen erhascht, so erhebt er ihn übers Wasser, zerquetscht ihn mit seinen scharfen Zähnen und läßt ihn dann in den Schlund hinabgleiten.

Dieses Thier ist der trefflichste Segen jener kalten Länder, in denen er lebt, und ohne dasselbe wäre es dem Menschen kaum möglich, sie zu bewohnen. Es ernährt und kleidet ihn, es liefert ihm Stoffe zur Beleuch-

tung, Wohnung, Fahrzeugen. Das Fleisch des Seehundes ist zart, und wird durchgängig in jenen Ländern als die Hauptnahrung gegessen. Auch im mittleren Europa pflegt man zuweilen junge Seehunde zu essen. Das Fett, der sogenannte Thran, wird mit Leidenschaft getrunken; und wann der Deutsche seinem Gaste Kaffeh, der Holländer Thee, der Ungar Wein vorsetzt, so tractirt ihn der Nordländer mit einem Glase aus seinem Thrantopfe, der sich immer am Tische befinden muß. Auch zum Licht-, Stuben- und Küchenfeuer wird der Thran verwendet. Aus den Sehnen macht man Nähfaden; aus den Häuten der Eingeweide Fenster, wasserdichte Hemden, und bedeckt damit die Zelte; aus den Knochen allerlei Werkzeuge; der Magen und die Harnblase leisten als Gefäße vortreffliche Dienste; das Blut wird gegessen; die Haut zu allerlei Kleidungsstücken verarbeitet, zu Mützen, Westen, Schuhen, u. d. gl.; auch werden damit Kähne und Reisekoffer überzogen.

Dieses mannigfaltigen und reichlichen Nutzens, ja dieser Nothwendigkeit für jene Länder wegen, wird der Seehund auf verschiedene Art verfolgt. Der junge Grönländer übt sich von seiner Kindheit an in diesem Geschäfte. Bald überrascht man sie, wenn sie sich am Ufer sonnen, in größeren Gesellschaften, und die nicht davon hüpfen können, werden mit Kolben niedergeschlagen; bald setzt sich der Nordländer in einen Kahn, nimmt eine Harpune, die an einem Stricke, an dessen anderem Ende eine große Blase vorhanden, angebunden ist, mit, und sucht den schwimmenden Seehund auf, hat er sich ihm genähert, so schleudert er auf ihn seine Harpune, und beobachtet an der Blase, wohin er seine Richtung nimmt, um ihn beim Erscheinen eine neue Wunde versetzen zu können, bis er zu leben aufhört. Doch ist dieses Unternehmen sehr gefährlich, da das Schiffchen oft umgeworfen wird, und der verwundete Seehund zuweilen ein Loch darein beißt, so daß es sinken muß. Manchmal schleicht sich der Grönländer am Bauche zu einem Seehunde, knurrt, und hebt den Kopf in die Höhe, um ihn zu täuschen, und wenn er ihn dann erreichen kann, so schleudert er auf ihn seinen Spieß. Der angegriffene Seehund pflegt sich oft tapfer zu vertheidigen, und versetzt mit seinen scharfen Zähnen tiefe Wunden.

Ein Männchen hat gewöhnlich mehrere Weibchen, oft entsteht um diese ein blutiger Kampf zwischen den Männchen, und wenn der Sieger seinen Feind getödtet oder vertrieben hat, so folgen sie ihm willig. Das Weibchen wirft gewöhnlich nur zwei Junge.

Der Seemönch. (Phoca Monachus.)

Dieses Thier befindet sich einzig und allein im mittelländischen Meere, zwischen den Inseln des adriatischen Meeres und des griechischen Archipels. Seinen Namen hat er daher, daß sich seine Halshaut, wenn es liegt, wie eine Mönchskutte faltet, doch nur beim Männchen. Es ist 10 — 12 Fuß lang, die Schnauze mit einem glatten Schnurbart geziert; der Rücken bräunlich; die vorderen Theile weiß; die hinteren Pfoten ohne Nägel. Wahrscheinlich war er den Alten unter dem Namen Phoca schon bekannt.

Der Meer-Elephant. (Phoca leonina. Le phoque à erète.)

Auch Rüsselrobbe genannt; beide Namen deuten auf einen aufrichtbaren Rüssel, der beim Männchen durch eine Verlängerung der Nase sich bildet. Dieß ist die größte unter allen Robben, denn sie wird 20—30 Fuß lang. Das Haar ist kurz, und gewöhnlich bläulich braun.

Dieses Thier ist in der südlichen Halbkugel, besonders an den Küsten von Chili und Neuseeland, sehr gemein. Da es eine mittlere Temperatur liebt, so wandert es im Sommer gegen Süden, im Winter gegen den Äquator zu. Es liebt am meisten sandige Ufer und Mündungen von Flüssen, da findet man sie oft in großer Menge wie eine Herde beisammen.

Die Rüsselrobben sind sind sehr sanft, blöde und unbehilflich, man kann ohne alle Gefahr unter ihnen herumgehen, und sich sogar unter ihnen baden; werden sie gezähmt, so lernen sie sogar einige Wörter verstehen, und folgen. Da sie sehr viel Fett haben, das vortrefflich zu gebrauchen ist, und auch eine schätzbare Haut, so werden sie von den englischen Colonisten in Neuholland sehr eifrig verfolgt, so daß zu befürchten steht, ihr Geschlecht werde mit der Zeit ausgerottet werden.

Zur Zeit der Begattung pflegen die Männchen wüthende Kämpfe mit einander zu führen, doch immer nur eines gegen das andere. Das Weibchen wirft ein Junges, das in seinem vierten Jahre schon sein volles Wachsthum erreicht hat. Sie haben außer dem Menschen noch andere, bis jetzt unbekannte Feinde im Meere, denn oft sieht man sie erschrocken und blutig ans Ufer laufen; auch der Sturm schleudert sie oft an Felsen und zerschmettert sie.

Zu dieser Abtheilung der Robben gehören noch folgende:

Die Eilandsrobbe (P. scopulicola), in Island.

Die grönländische Robbe (P. grenlandica).

Die rauhe Robbe (P. Halichaerus), im baltischen und deutschen Meere.

Die Bartrobbe (P. barbata), bei Island, Grönland und den Arkaden.
Die kleinklauige (P. Leptonix), im Südmeere.
Die Kammrobbe (P. enistata), bei Grönland.

b) Ohrenrobben, mit äußeren Ohren.

(Otaria.)

Der Seebär. (Otaria ursina.)

Sein Körper wird 8 — 9 Fuß lang, und 800 Pfund schwer. Er läuft konisch zu, vorne sehr dick, gegen den Schwanz zu verdünnt; die Schnauze vorgestreckt wie am Mops; die Vorderbeine messen 2 Fuß, und sind mehr denen der Land-Säugethiere ähnlich; die Nägel sind sehr klein, die an den Hinterfüßen von der Schwimmhaut ganz überdeckt, so, daß es wie ein Fausthandschuh aussieht; das Haar ist dicht und zerzaus't, mit sehr weicher, bräunlicher Wolle untermischt, beim Männchen schwarz, beim Weibchen aschgrau.

Die Seebären findet man fast an allen Küsten des stillen Meeres, am häufigsten jedoch zwischen Amerika und Asien. Sie unternehmen jährlich große Wanderungen, im Norden pflegen sie ihre Jungen zu werfen. Die Seebären leben familienweise 10 bis 20 Stücke beisammen und trennen sich auch im Schwimmen von einander nicht. Sie schwimmen so schnell, daß sie in einer Stunde eine deutsche Meile zurücklegen können.

Sie haben einen sehr feinen Geruch und wittern den Feind in weiter Entfernung, selbst im Schlafe, in welchem sie den größten Theil des Sommers zubringen. Ihr Gebiß ist so stark, daß sie den Schaft eines Kurzwehrs auf einen Biß zerbeißen; die alten fliehen selbst vor dem Menschen nicht, sondern wehren sich, wenn sie angegriffen werden, mit ihren Zähnen.

Merkwürdig sind ihre Raufereien während der Begattungszeit. Zwei Männchen fangen gewöhnlich den Streit an, packen sich mit den Zähnen bei der Haut, zerren sich herum, und verwunden einander; wie einer nachzugeben anfängt, so mischen sich die übrigen Männchen in den Handel, und dann beginnt ein allgemeiner Krieg unter ihnen. Die Weibchen sehen indessen ruhig und gleichgiltig zu. Ist ein Seebär verwundet, so springt er ins Wasser und wäscht sich. Zu einer solchen Zeit sieht man keinen Seebären ganz mit heiler Haut daher gehen. Steller hetzte oft ganze Herden gegen einander auf, indem er Steine unter sie warf, und bewirkte, daß einer den anderen verletzte. Man will behaupten, daß, wenn sie sich für eine erlittene Beleidigung nicht rächen können, sie Thränen vergießen.

Ein anderer äußerst auffallender Umstand bei diesen Thieren ist die große Liebe gegen ihre Jungen, und die Folgsamkeit gegen das Familienhaupt. Wenn ein junger Seebär in Gefahr geräth, so geht der Vater dem Feinde entgegen, und die Mutter schleppt das Junge im Maule auf einen sicheren Ort. Ist sie ungeschickt, und läßt sie es fallen, so wendet sich der Vater gegen sie, wirft sie einigemal gegen den Boden oder gegen Klippen, bis sie ganz betäubt niedersinkt. Bald darauf aber kriecht sie demüthig zu seinen Füßen und weint, gleichsam aus Reue, der Bär geht aber trotzig mit dem Kopfe werfend herum, und spottet gleichsam ihrer. Geht ein Junges verloren, so befällt die Ältern eine unaussprechliche Traurigkeit, und sie weinen so, daß ihre Brust ganz benetzt wird. Man möchte dieß für Fabeln halten, wenn es nicht glaubwürdige Augenzeugen vielfach betheuert hätten.

Haut, Fett und Fleisch von diesen Thieren sind wenig brauchbar, man tödtet sie daher auch nur selten.

Ihr Laut gleicht dem Brüllen eines Ochsen.

Der Seelöwe. (Otaria jubata. Lion marin.)

Eine aus wellenförmigen Haaren bestehende Mähne am Halse und an den Schultern unterscheidet diese Thiere hauptsächlich von den früheren. Sie sind 20 — 25 Fuß lang; falb von Farbe, die aber oft abwechselt; Leibesgestalt, Füße und Schwanz gleichen so ziemlich denen beim Seebären; sie können sich so wie die Seebären mit ihren Hinterfüßen am Halse kratzen. Die Mähne trägt aber nur das Männchen.

Im stillen Ocean im Süden, an der palaponischen Küste und zwischen der magellanischen Meerenge, im Norden an den alantischen Inseln liegen die Herden der Seelöwen, gewöhnlich in einer kleinen Entfernung von den Seebären, und schlafen; erst gegen Abend gehen sie ihre Nahrung suchen, die in Seehunden, allerlei Wasservögeln und Fischen besteht.

In Sitten und ihrer Lebensweise sind sie etwas rauher als die Seebären. Sie lassen sich nicht so leicht tödten, sind stärker, und lieben bei weitem ihre Jungen nicht so sehr, wenigstens die Männchen; denn man hat

ihre Jungen in ihrem Angesichte ermordet, ohne daß sie sich von der Stelle gerührt hätten. Ihre Weibchen lieben sie dagegen zärtlich, schmeicheln ihnen, liebkosen sie, und scheinen sie manchmal zu küssen. Obgleich Nachbarn der Seebären, sind sie dennoch nicht ihre besten Freunde; gerathen sie mit einander in Krieg, so pflegen die letzteren gewöhnlich das Kürzere zu ziehen. Mit ihren fürchterlichen Zähnen versetzen sie oft solche Wunden, daß von dem hervorströmenden Blute das Meer gefärbt wird. Wenn die Wunden heilen, so bleiben starke Narben zurück, an denen man die alten Kämpfer immer erkennet. Ihre Stimme gleicht dem Brüllen eines gereizten Stieres. Die Weibchen blöcken wie Kälber, die Jungen wie Lämmer. So wie die Seebären fasten sie während der ganzen Heckezeit, und werden dann außerordentlich mager. Wenn das Weibchen ihre Jungen am Rücken ins Wasser trägt, so wirft sie der Vater hinunter, daß sie schwimmen lernen.

Ihr Fleisch ist genießbar, der Thran ebenfalls zu gebrauchen, und aus den Schnurbarthaaren macht man gute Zahnstocher.

Die übrigen hieher gehörigen Arten sind:

Die Doggenrobbe (O. molossina), in Oceanien, an den Malounien, Neuschottland.

Die weißhalsige Robbe (O. albicollis), in der Nähe von Neuholland.

Die gekrönte Robbe (O. coronata), und noch einige.

2. Gattung.

Wallroß. (Frichecus. Morse.)

Diese Gattung hat viele Ähnlichkeit mit der vorhergehenden; die Unterscheidungsmerkmale sind: Zwei zu beiden Seiten heraushängende, nach unten gebogene Eckzähne mit stumpfen Spitzen; die Schnauze sehr stumpf, keine äußeren Ohren, sondern nur zwei Löcher statt derselben; beinahe gar keinen Schwanz, die Hinterfüße ganz horizontal, mit fünf durch eine Schwimmhaut vereinigten Zehen. Auch nähren sie sich nicht ausschließend vom Thierreiche; sondern leben auch von Pflanzen. Man kennt nur zwei Arten, sie sind:

T. 106. **Das gemeine Wallroß.** (Frichecus rosmarus. Morse cheval marin.)

Der Körper 18 — 20 Fuß lang, der Kopf rund und stumpf, die Schnauze mit halbdurchsichtigen, strohhalmdicken Borsten, als Schnurbart, besetzt; die daumensdicke runzliche Haut mit kurzem, bräunlichem oder mäusefahlem Haar sparsam bedeckt.

Dieses sonderbare Thier bewohnt die Küsten des nördlichen Eismeeres; auch sonst hie und da im Südmeere haben es Reisende gefunden. Den Menschen scheuet es außerordentlich, daher es sich aus den Gegenden, die er häufiger besucht, in einsam unzugängliche Eisländer zurückzieht; da sieht man sie an den Eisschollen und Gestaden wie Herden von Schweinen zu Hunderten in unthätiger Ruhe lagern.

Sie sind noch viel plumper und unbehilflicher als die Robben. Wenn sie landen wollen, so taucht zuerst eines hervor, haut seine ungeheuren Zähne in die Erde und hilft sich heraus, bleibt aber dann so lange liegen, bis es das nächstfolgende durch Beißen in den Schwanz weiter zwingt, und so wieder das folgende, bis die ganze Herde am Lande da liegt. Die Zähne dienen ihnen zu einer fürchterlichen Waffe, mit der sie alle ihre Feinde, Seebären, Eisbären u. dgl. zu vertreiben wissen. Selbst gegen den Menschen vertheidigen sie sich damit, wenn sie angegriffen werden. Besonders im Wasser sind sie demselben gefährlich, da sie sich unter den Kahn stehlen, und denselben umzustürzen versuchen. In solchen Kämpfen stehet Eines für Alle; so erzählt Pennant, man habe ein verwundetes Wallroß untertauchen gesehen, und eine Menge anderer mit sich bringen, die dann den Angriff gemeinschaftlich auf das Boot thaten, aus welchem ersteres verwundet wurde. In Gefahren suchen die Weibchen zuerst ihre Jungen ins Wasser zu bringen, und kehren dann zum Kampfe zurück. Wenn sie schlafen, so schnarchen sie, was bei einer ganzen Herde eine sonderbare Ergötzung geben mag; auch sie stellen, so wie einige Robben, wenn die ganze Herde schläft, Wachen aus. Erwachen sie, so erheben sie sich auf ihre Vorderfüße und brüllen ganz fürchterlich. Das Weibchen bringt gewöhnlich nur ein Junges zur Welt und liebt es mütterlich. Es scheint, daß jedes Männchen nur ein Weibchen hat.

Die großen Zähne sind der kostbarste Artikel vom Wallrosse; sie sind bis 2 Fuß lang und wiegen 10 — 20 Pfund; sie haben den Vorzug vor dem Elfenbeine, daß sie nie gelb werden. Man verfertiget allerlei Schnitzwerke und auch falsche Zähne daraus. Der Thran läßt sich auch gut verwenden; das Fleisch, obgleich wenig schmackhaft, wird doch gegessen; aus dem Felle werden treffliche Wagenriemen verfertigt. Oft rüstet man eigene Schiffe auf sie aus, oft jagen sie die Wallfischfänger nebenher. Man geht auf sie mit ungeheueren Speeren, die am Ende mit einem scharfen Messer versehen sind, womit man ihnen den Kopf abschneidet, auch Harpunen

wirft man in sie, und sucht sie auch durchs Feuergewehr zu erlegen, man muß aber gut treffen, denn, können sie, selbst verwundet, ins Wasser entkommen, so sind sie für den Jäger verloren.

Das indische Wallroß. (Frichecus dugong. Le dugong.)

Es ist etwas kleiner, als das eben beschriebene, und lebt zwischen Ostindien und Afrika.

Vierte Ordnung der Säugethiere.

Beutelthiere. (Marsupialia. Marsupiaux.)

Die Thiere dieser Ordnung findet man in der alten Welt, die Sundinseln ausgenommen, nicht; nur in Amerika und in Neuholland leben sie, und im letzteren gehören fast alle Landthiere dazu. Sie haben unter sich sehr wenig Ähnlichkeit, denn einige nähern sich mehr den Raubthieren, andere den Nagelthieren; die einzelnen Glieder sind bei den verschiedenen Gattungen auch ganz verschieden eingerichtet, wie wir es sehen werden; aber ein gemeinschaftliches Kennzeichen haben sie alle, und nur darum haben sie die Naturforscher alle unter eine Ordnung gebracht. Dieses Kennzeichen ist ein häutiger Beutel am Bauche, zur Aufnahme der Jungen, gleich nach der Geburt, bis sie vollkommen ausgebildet sind, bestimmt. Dieser Beutel entsteht, indem sich die Haut am Bauche in zwei große Falten, die einander berühren ausdehnt, durch zwei auslaufende Knochen wird sie ausgespannt erhalten, und durch eigene Muskeln kann der Beutel so fest zugemacht werden, daß es eine Mühe braucht, bis man ihn öffnet. Bei einigen Gattungen sind die Falten kleiner, so daß sie keinen eigentlichen Beutel bilden, leisten aber den Jungen, die sich daran festhalten können, dieselben Dienste; gänzlich fehlen sie aber bei keinem dieser Thiere. Innerhalb dieses Beutels befinden sich 2 — 14 Säugewarzen, die in einem Kreise herum liegen.

Die Jungen werden sehr bald geboren, die Tragezeit ist daher sehr kurz, und ihre Ausbildung sehr unvollkommen. Sie bestehen aus einer gallertartigen Materie, sind sehr klein, und kaum fähig sich selbst zu bewegen. Das Känguru, welches 50 Pfund wiegt, gebärt kaum 21 Gran schwere Jungen. Kaum geboren, kommen sie sogleich in den Beutel, hängen sich an die Zitzen an, und bleiben da sehr lange, bei manchen Gattungen, z. B. bei dem Krabbenfresser, 50 Tage. Dann kriechen sie hervor und suchen ihre Nahrung selbst. Aber noch lange darnach sorgt die Mutter für ihre Jungen; bemerkt sie eine sich nahende Gefahr, so ruft sie dieselben wie eine Henne ihre Küchlein zusammen, nimmt sie in den Beutel, oder auf den Rücken und klettert mit ihnen einen Baum hinauf. Einige derselben laufen sehr behende, andere dagegen hüpfen nur und helfen sich dabei mit dem Schwanze vorwärts. Man hat viele Anzeigen, daß schon die Vorwelt solche Thiere bewohnten.

Diese Ordnung zählt folgende Gattungen:

1. Gattung.

Beutelratte. (Didelphis. Sarigue.)

Der Körper ist schlank, der Kopf spindelförmig, die Schnauze spitzig, mit einem Schnurbart besetzt, der Mund bis unter die Augen gespalten; in demselben befinden sich 50 Zähne, die Ohren lang und nackt, der Schwanz lang, greifend und mit Schuppen bedeckt, an den Füssen sind 5 mit hackenförmigen Nägeln besetzte Zehen, die hinteren Füße gleichen Händen, da der Daumen an denselben weit absteht; er hat keinen Nagel. Einige haben einen großen Beutel, andere dagegen nur Warzen.

Die Beutelratten leben in Südamerika. Sie sind nächtliche und stinkende Thiere, den Tag bringen sie im Dickichte oder auf Bäumen in ihren Nestern zu; Abends gehen sie auf Beute aus. Ihre Lebensweise gleicht der des Marders. Sie fressen kleinere Vögel und Säugethiere, überhaupt frisches Fleisch und Blut, welches sie, wie die Marder, wenn es von dem zerbissenen Thiere fließt, lecken. Sie besuchen gerne die Hühnerställe und Taubenschläge.

Diese Gattung zählt folgende, bisher bekannte Arten:

T. 107. **Die Beutelratte des Azara.** (Didelphis Azara. Sarigue Azara ou Gamba.)

Sie wird 15 Zoll lang. Ihr Pelz besteht aus zweierlei Haaren, das eine ist wollig, an der Wurzel weiß, an der Spitze schwarz, das andere steif, lang und schwarz; dieß gibt dem Thiere ein graues Aussehen. Im Gesichte, am Nacken und am Schwanze sind schwarze Flecken; die Füße und der Bauch ebenfalls schwarz. Die Ohren sind lange und durchsichtig.

Dieß Thier lebt in Paraguay und Brasilien. Bei der Nacht sucht es Hühner und die Eier derselben heim. Es ist ein sehr langsames Thier, dem Feinde kann es nie entfliehen, wird es angegriffen so beißt es und schnäuzt wie eine Katze.

Es läßt sich leicht zähmen, wird aber nie ein wahres Hausthier. Das Weibchen, besonders wenn es älter ist, hat einen sehr weiten Beutel, worin an jeder Zitze ein Junges so fest hängt, daß man es kaum trennen kann, ohne auch die Warze abzureißen. Die Vermehrung geht sehr schnell vor sich, denn kaum hat das Weibchen ihre Jungen losgebracht, so ist es schon wieder trächtig. Das Fleisch wird gegessen, und demselben so wie dem Fette heilende Kräfte zugeschrieben.

Ferner gehören hieher:

Die virginische Beutelratte (D. virginiana), in den südlichen Staaten von Nordamerika.

Der Krabbenfresser (D. cancrivora), in Brasilien und Guiana.

Der Quica (D. Quica), in Brasilien u. s. w.

Diese Arten haben einen vollkommenen Beutel. Statt desselben sind folgende nur mit Bauchfalten versehen:

Die graue Beutelratte (D. cinerea), in Brasilien.

Die rückentragende Beutelratte (D. dorisgera), in Surinam.

Die Marmose (D. murina), in Guiana, lebt in unterirdischen Höhlen, die sie selbst gräbt u. s. w.

2. Gattung.

Schwimmhändler. (Cheironectes. Chironecte.)

Man kennt nur eine Art von dieser Gattung, sie ist:

T. 107. Der Yapock. (Ch. variegata. D. palmata. Le Yapock.)

Die Zehen der Hinterfüße sind mit einer Schwimmhaut verbunden. Der Körper 7 Zoll lang; der Schwanz lang und nackt, die Ohren lang abgerundet und ebenfalls nackt, der Kopf spitzig, die Füße kurz. Die Farbe des Pelzes ist am Rücken dunkelbraun, an jeder Seite drei graue, in der Mitte unterbrochene Streifen.

Der Japock ist noch sehr wenig bekannt; er lebt an Flüßen und schwimmt in denselben geschickt. Sein Vaterland ist Guiana.

3. Gattung.

Sackthiere. (Thylacinus. Thylacine.)

Von der Gestalt des Kopfes wird diese Gattung auch der Beutelhund genannt. Die Eckzähne sind groß, spitzig, und wie bei den Hunden gebogen, der Mund bis unter die Augen offen, an den Vorderfüßen 4, an den hinteren 5 getrennte Zehen, die mit starken Nägeln besetzt sind. Der Schwanz ist nur mäßig lang, an der Wurzel stark behaart, in der Mitte lang, am Ende platt und abgerundet; das Thier soll ihn zum Schwimmen gebrauchen. Es soll sich auch von Krabben, Schnabelthieren und Ameisenigeln nähren. Auch von dieser Gattung kennt man bisher nur eine Art.

Der Harrisische Beutelhund. (Thyracinus Harrisii. Thylacine de Harris.)

Es ist eines der größten Beutelthiere, denn er erreicht die Größe eines jungen Wolfes. Das Haar ist weich, gelblich braun, vorn weißlich; am Rücken sieht man sechzehn Querbänder. Das Thier lebt in Felsenhöhlen unweit des Meeres auf Vandiemensland, übrigens ist von seinen Sitten noch sehr wenig bekannt.

4. Gattung.

Schweifbeutler. (Dasyurus. Dasyure.)

Der Kopf ähnelt dem Fuchskopf, die Schnauze ein wenig stumpf, der Mund nicht stark gespalten, der Schwanz mäßig, nicht greifend, und lang behaart, an den Füßen 5 Zehen, mit sichelförmigen Nägeln, der Daumen an den Hinterfüßen abstehend; die Ohren breit und kurz behaart, am Bauche ein kleiner Beutel.

Diese Thiere sind die Iltise und Marder von Neuholland, denen sie in der Lebensweise sehr gleichen, eben so schädlich sind, und eben so verfolgt werden. Sie sind nächtliche fleischfressende und sehr gefräßige Thiere.

T. 107. Mauges. Schweifbeutler. (Dasyurus Maugei. Dasyurd Maugé.)

Von der Größe eines Iltises. Die Farbe des Pelzes ist gräulich braun, weiß getüpfelt, die unteren Theile aschgrau, Gurgel und Füße rein weiß, Ohren rosenfarb, der Schwanz ist so lang wie der Körper, der Daum der Hinterfüße ist fast ganz mit Haut bedeckt.

Dieses Thier ist auf Neuholland sehr zahlreich, da es aber in den Höfen viel Schaden anrichtet, so wird ihm stark nachgestellt, und es dürfte daher bald seltener werden. Fraycinel besaß ein zahmes Thier dieser Art, das aber nicht sehr zutraulich war, obgleich sich's von Jedem anrühren ließ; es fraß nur rohes Fleisch, welches das Thier oft in die Höhe warf und wieder auffing, vielleicht um es bequemer mit dem Munde fassen zu können; wenn es gefressen hatte, so rieb es sich die Vorderfüße, und putzte Schnauze und Kopf mit denselben.

Der Bären-Schweifmarder. (Dasyurus ursinus. Dasyure ours.)

Der Körper sammt dem Schwanze ist 2 Fuß, 2 Zoll lang. Der Schwanz beträgt die Hälfte. Das Haar ist lang, schwarz, und schütter weiß gefleckt; die Ohren nackt, der Schwanz halb nackt und halb greifend, die Schnauze stumpf, die Augen zwischen mitten der Nase und den Ohren. Er lebt in Neuholland. Den ersten Colonisten war dieses Thier sehr lästig, da es dem Geflügel ungemein nachsetzte. Anfangs aß man sein Fleisch.

Der Tafa (D. tafa), der langgeschwänzte (D. macrurus), der stinkthierartige (D. viverrinus), alle drei in Neuholland u. s. w.

5. Gattung.

Beutelmaus. (Phascogales. Phascogale.)

Von Einigen werden diese und die vorhergehende Gattung zusammengefaßt; wir folgen Temmink und trennen beide von einander. Der vorzüglichste Unterschied zwischen beiden besteht im Bau und Zahl der Zähne. Sie scheinen sich von bloßen Insecten zu nähren, leben bloß auf Neuholland und haben in ihrer Lebensweise viel mit den brasilianischen Beutelratten Ähnliches. Man kennt nur zwei Arten derselben:

Die Zwergbeutelmaus (Ph. minima), mit einem kurzen, dichten, wolligen Haar von rothbrauner Farbe, von der Größe eines Siebenschläfers, auf Vandiemensland.

Die Beutelmaus mit dem Pinselschwanz (Ph. penicillata), noch einmal so groß als die vorhergehende, bräunlich grau, mit einem dunklen Streifen am Kopfe; der Schwanz schwarz. Lebt auf Neuholland.

6. Gattung.

Beuteldachs. (Perameles. Peramele.)

Der Kopf lang, die Schnauze verlängert und dünn; die Nase ein wenig über das Maul hervorragend, die Ohren mäßig und stumpf, die hinteren Füße noch einmal so lang als die vorderen, die Zehen an diesen von einander getrennt, an den ersteren hingegen in die Haut eingehüllt und nur vier. Am Bauche hat das Weibchen einen Beutel. Sie gleichen in ihrer Lebensweise in vielen Stücken dem Schweifbeutler, und leben nur in Neuholland.

Der Beuteldachs Bougainville's. (Perameles Bougainvillii. Peramele Bougainville.)

Er ist 6 Zoll lang. Der Mund ist ungemein spitzig, die Ohren eyförmig und lang, der Rücken rothbraun, die unteren Theile aschgrau. Einige glauben, diese Art sei nichts anderes, als das Junge des:

Spitznasigen Beuteldachses (P. nasuta), außerdem kennt man noch eine dritte Art; den stumpfnasigen Beuteldachs (P. obesula), er ist von der Größe einer Ratte, hat breite abgerundete Ohren und einen kurzen Schwanz. Die Nahrung aller drei Arten besteht in Insecten und kleinen Säugethieren.

7. Gattung.

Phalanger. (Phalangista. Phalanger.)

Diese Thiere haben einen ganz eigenen Zahnbau, da sie unten nur zwei scharfe Vorderzähne, oben dagegen sechs haben. Ihr Kopf ist weniger als bei den bisher beschriebenen Gattungen verlängert. Der Schwanz ist lang, bald ganz behaart, bald aber ganz nackt, so, daß einige Naturforscher die Arten nach diesem Unterscheidungszeichen in zwei Abtheilungen bringen. Die Füße sind kurz, stark, mit langen sichelförmigen Nägeln bewaffnet. Das Weibchen trägt einen geräumigen Beutel. Sie werden auch Taschenthiere und Kuskus genannt. Man findet sie auf dem indischen Archipel und in Oranien, wo sie auf Bäumen von Früchten und Insecten leben.

Der gefleckte Phalanger. (Phalangista maculata. Couscous tacheté.)

Der Kopf abgerundet, die Schnauze sehr rund, die Ohren in den Haaren beinahe ganz versteckt, das Haar dick und wollig, weiß und schwarz gefleckt, der Schwanz fast so lang als der Körper, gegen die Spitze zu nackt.

Dieses Thier lebt auf den Inseln Banda und Amboina, hält sich auf Bäumen auf, und geht bloß bei der Nacht auf Beute aus. Es ist so furchtsam, daß es, wenn man es erschreckt, ganz erstarrt. Zu gewissen Zeiten gibt dieses Thier einen sehr übelriechenden Harn von sich; nichts desto weniger lassen sich die Einwohner sein Fleisch gut schmecken.

Der fuchsartige Phalanger. (Phalanger vulpina. Phalanger renard.)

Diese Art gehört zu der zweiten Abtheilung, nämlich mit langem, mehr oder weniger behaartem Schwanze, langen, aufrechtstehenden Ohren. Er ist 2 Fuß lang. Der Rücken ist gräulich braun, die Spitze des Schwanzes schwarz. Diesen gebraucht er, wenn er am Baume ist, um sich damit festzuhalten, sitzt er ruhig, so wickelt er ihn in einen Kreis zusammen, und legt ihn auf den Rücken. Er wird sehr leicht zahm und beträgt sich dann wie ein Eichhörnchen. Man findet ihn auf Neuholland und Sumatra. Hierher gehören noch, und zwar zu der Abtheilung mit nacktem Schwanze:

Der bärenartige Phalanger (Ph. ursina), auf Celebes; mit goldgelbem Kreuze (Ph. chrysorrhos), auf den Molucken.

Zu der zweiten Abtheilung: Kookischer Phalanger (Ph. Kookii), auf Neuholland; kleiner Phalanger (Ph. nana), so groß als eine Maus, auf der Insel Maria bei Vandiemensland.

8. Gattung.

Flugbeutler. (Petaurus. Petauriste.)

Der Kopf länglich, der Körper schlank, die Füße kurz, die Seitenhaut dehnt sich zwischen den Vorder- und Hinterfüßen aus, verbindet sie, und bildet auf diese Weise eine Art Fallschirm, wie bei den Fledermäusen. Der Schwanz ist frei, lang und unbehaart, Nägel und Gebiß scharf.

Diese Thiere leben in Neuholland, fliegen oder springen von einem Baum auf den anderen, wobei ihnen die Flughaut gute Dienste leistet. Abends und in der Nacht gehen sie ihren Geschäften nach, sollen bloß von Insecten leben und sehr unschädliche Thiere seyn.

Eichhornartiges Taschenthier. (Petaurus feiureus. Petauriste ceureuil.)

Etwas kleiner als das gemeine Eichhörnchen, der Schwanz länger als der ganze Körper, und dicht bewachsen. Das Haar sehr dicht und wollig. Der Rücken aschgrau mit einer braunen Linie, eben so ist die Flughaut, die sich bis zur äußersten Zehe ausdehnt, gesaumt, auch am Kopf und den Füßen befinden sich braune Flecken; die unteren Theile alle weiß, die Augen sehr groß, die Ohren an der Wurzel sehr breit. Lebt auf Neuholland und Neu-Norfolk.

Hierher gehören noch: Der Taguar (P. targuarvides), in der Bolonybay; der langschwänzige Flugbeutler (P. maorura), in Neuholland; der gelbbäuchige (P. flaviventer); der kleine (P. pygmada), nicht größer als eine Maus.

9. Gattung.

Backenthier. (Hypsiprymnus. Potoro.)

Dieses Thier wird auch die Kängururalle genannt, der Kopf ist wenig verlängert, der Schwanz stark, lang, und an der Wurzel dick; die Hinterfüße 5 — 6 Mal länger als die vorderen; die Vorderfüße haben mit starken und scharfen Nägeln besetzte Zehen, die hinteren nur vier. Die Weibchen tragen am Bauche einen Beutel.

Obgleich man mehrere Arten von dieser Gattung vermuthet, so kennt man doch mit Bestimmtheit bisher nur eine, diese ist:

Das mäuseartige Sackthier. (Hypsiprymnus murinus. Potoru.)

So groß wie ein kleines Kaninchen. Das Haar ist weich und wollig, oben graubraun, unten weißlich, am Ende des Schwanzes ist ein brauner Haarbüschel. Das Längenverhältniß seiner Beine ist noch ungleicher

als beim Känguru; auf allen vieren geht es sehr schwer, hüpft aber behende auf den Hinterbeinen, wobei ihm der lange Schwanz dazu dient, sich im Gleichgewicht zu erhalten.

Dieses kleine, sanfte Thier wohnt auf Neuholland, nach Art unserer Mäuse verbirgt es sich in unterirdische Löcher, wenn es erschreckt wird; es kommt eben so, wie die Ratten und Mäuse bei uns, in menschliche Wohnungen, und benagt alles, und es scheint, daß es sich nicht wie das Känguru an die Pflanzenkost halte. Das Schiff Urania, auf welchem Freycinel reiste, hatte ein solches Thier am Bord, es war sehr zahm, ein Hund biß es todt, als es ihm schmeicheln wollte. Da es nur zwei Säugewarzen hat, so scheint es, daß das Weibchen auch nicht mehr Junge auf einmal werfe.

10. Gattung.

Känguru. (Halmaturus. Kanguro.)

Der Körper vorne schmächtig, gegen das Ende zu immer dicker, was dem Thiere eine unangenehme Gestalt gibt, der Kopf länglich, die Augen groß, mit einem schwarzen Sterne, die Ohren groß und ziemlich spitzig, die Lippen gespalten, die Schnurbarthaare klein, die Eckzähne fehlen ganz. Die Vorderfüße sind so klein, daß sie kaum bis zur Nase reichen, daran befinden sich 5 Zehen, wovon die mittlere am längsten ist; die Hinterfüße dagegen sind beinahe so lang als der Körper, haben nur 4 Zehen, die aber sehr stark und lang sind; der Schwanz ist ungemein stark, dick und überall mit kurzen Haaren bedeckt. Der Magen ist bei diesem Thiere sehr lang.

Diese Thiere leben in Neuholland in Gesellschaften, die 50 Stück zählen und von einem Männchen gewöhnlich angeführt werden. In der Ruhe setzen sie sich, oder hocken vielmehr auf den Hinterbeinen, wobei ihnen der Schwanz zum Stützpunct dient, werden sie aber gestört, so fliehen sie in ungeheueren Sprüngen davon. Diese sind oft 20 — 30 Fuß lang und 6 — 9 Fuß hoch; der Schwanz dient ihnen zum Fortschnellen, dann um sich im Gleichgewichte zu erhalten, aber auch als eine ausgiebige Waffe zum Angriff und zur Vertheidigung. Es sind sanfte unschädliche Thiere, gewöhnen sich auch an den Menschen und nähren sich von Pflanzenkost. Ihr Fleisch wird von den Einwohnern genossen.

Auch hier theilt man die Arten nach der Beschaffenheit des Schwanzes, der bald unbehaart, bald mit kurzen Haaren bedeckt ist, in zwei Abtheilungen. Wir wollen aus jeder nur eine Art näher beschreiben, die übrigen aber nur kurz angeben.

Der wollige Känguru. (Halmaturus laniger. Kanguro laineux.)

Dieses ist das größte Landthier von Neuholland; es erreicht die Größe eines Schafes, denn es ist 4 Fuß hoch, die Hinterfüße 3 Fuß, wenn es daher aufrecht steht, so hat es die Höhe eines großen Mannes. Es ist mit einer vollkommenen Wolle bedeckt, die Farbe desselben ist rostfarbig, am Bauche weißlich, die Ohren sind groß, eiförmig und behaart, eben so der Schwanz.

Es ist ein unschädliches Thier, wird aber des Fleisches und der Haut wegen doch gejagt, so daß es in den von Europäern bewohnten Gegenden schon seltener zu werden anfängt. Die Jagden stellt man mit Windhunden an, vor welchen das Thier immer auf allen Vieren, und zwar ziemlich schnell läuft, nur auf einem Boden, auf dem sich viele Hindernisse befinden, nimmt es zu seinen riesenmäßigen Sprüngen Zuflucht. Bei einer solchen Jagd werden die Hunde oft sehr übel zugerichtet, denn das in die Enge getriebene Känguru theilt mit seinem Schwanze betäubende Schläge aus, bei denen es Blut abgibt, und mit seinen Nägeln kratzt es fürchterlich.

Auch zähmen läßt sich der Känguru, und wird ganz Hausthier; es gewöhnt sich dann an allerlei Kost, frißt Fleisch, Brot und Zucker, und trinkt Wein und Branntwein. Selten sieht man ein weibliches Känguru ohne seinen Jungen, oft graset die Mutter, und unter demselben das aus dem Beutel seinen Kopf herausssteckende Junge.

Von der Wolle könnte man wahrscheinlich denselben Gebrauch wie von der Schafwolle machen. Das Fleisch der älteren Känguru soll wie Hirschfleisch schmecken, und das Fell wie Pelzwerk gebraucht werden.

T. 108. Das gestreifte Känguru. (Halmaturus fasciatus. Kanguro à bandes ou élégant.)

Dieß ist die kleinste Art der ganzen Gattung, denn der Körper mißt für sich nur 16 Zoll, der Schwanz 10 Zoll. Der Körper ist abgerundet, die Schnauze kurz, der Rücken ist rothbraun, der Bauch grau, neben dem Rücken laufen 12 — 15 dunklere Querbänder. Der Schwanz ist fast ganz nackt, beinahe wie bei einer sehr großen Ratte.

Diese Thiere findet man haufenweise auf der Insel Barmier und den anderen umliegenden an der Westküste von Neuholland. Sie bewohnen undurchdringliche Gebüsche, in welchen sie kleine Gänge wie bedeckte Alleen durchnagen, die alle in einen Punkt zusammenlaufen.

Es sind sehr furchtsame Thiere, die schon bei dem geringsten Geräusch fliehen und sich verstecken. Zähmen lassen sie sich leicht, und bei Brot und Milch aufziehen. Ihr Fleisch schmeckt wie das der wilden Kaninchen, und ist noch etwas gewürzhafter. Dieß ist die einzige bekannte Art von der Abtheilung mit unbehaartem Schwanze.

Die Abtheilung mit behaartem Schwanze ist dagegen zahlreicher, dahin gehören:

Der Känguru mit dem Schnurbarte (H. labiatus), in der Gegend der Botanibay; das rußfarbe (H. fuliginosus), an der Südküste von Neuholland; das rothgraue (H. rufogriseus), auf der Insel Defres; das rothhalsige (H. ruficollis), auf der Insel Eugen, u. s. w.

11. Gattung.

T. 109. **Koala.** (Lipurus. Koala.)

Der Körper ist untersetzt, und ungeschwänzt, der Kopf groß, die Schnauze stumpf, auf den Vorderfüßen 5 Zehen, deren zwei innere den drei äußeren gegenüber stehen; an den Hinterfüßen sind nur 4 Zehen. Die Nägel sind stark, die vorderen zum Graben eingerichtet. Es sind nächtliche, auf den Bäumen lebende Thiere. Am Bauche haben sie einen Beutel.

Man zählt hieher zwei Arten:

Der graue Koala (L. fuscus); von der Größe eines mittleren Hundes, auf Neuholland.

Der graue Koala (L. cinereus), hat ein weiches, dichtes, wolliges Haar, und sehr breite Ohren. Die Mutter trägt ihre Jungen lange am Rücken. Es lebt in Wäldern auf Neuholland.

12. Gattung.

T. 109. **Wombat.** (Phascolomys. Phascolome.)

Der Körper dick, kurz, der Kopf abgeplattet, der Schwanz ungemein kurz, die Füße sehr niedrig, vorne 5, hinten 4 Zehen mit scharfen, zum Graben geschickten, Nägeln; das Gebiß sehr scharf, die Haare sind lang. Er lebt von Pflanzen. Man kennt nur eine Art, es ist:

Der braune Wombat. (Phascolomys fuscus. Le Wombat.)

Von der Größe eines Dachshundes; der Gestalt nach hat er viel Ähnlichkeit mit einem Bären. Das Haar dicht und gelblich braun. Sein Vaterland ist die Insel Kimp auf der Westküste von Neuholland. Es ist ein träges schwerfälliges Thier, der Mensch kann es im Laufe leicht einholen; es vertheidigt sich durch's Beißen und durch seine Klauen. Es ist ein nächtliches Thier, wohnt wie unser Dachs in Höhlen, und steigt auf die ganze Sohle auf. Sein Fleisch soll sehr schmackhaft seyn, und er bis 30 Pfund wiegen.

Fünfte Ordnung der Säugethiere.

Nagethiere. (Rosores. Rongeurs.)

Alle Thiere dieser Ordnung haben oben und unten nur zwei Vorderzähne, die von den Backenzähnen weit abstehen, Eckzähne fehlen gänzlich. Da sie dieselben zum Nagen oft sehr harter Körper gebrauchen, so wetzen sie sich besonders von Innen sehr leicht ab; dagegen haben sie die merkwürdige Eigenschaft, daß das Abgänzige in kurzer Zeit wieder nachwächst; von selbst fallen diese Zähne nie aus. Der Bau ihrer Füße zeigt einige Annäherung zu dem der Känguru's, denn auch bei ihnen sind die hinteren Füße etwas länger als die vorderen, doch geht dieß nicht so weit, wie bei der oben genannten Gattung. Daher haben diese Thiere auch einen hüpfenden Gang, und pflegen bei manchen Verrichtungen auf ihren Hinterfüßen aufrecht zu stehen. Die Nahrung der meisten besteht in Pflanzen, einige jedoch, deren Zahnbau sich dem der Raubthiere nähert, fressen auch thierische Substanzen. Es sind sehr gefräßige Thiere; diejenigen, die im Winter nicht schlafen, sammeln Vorräthe für diese Jahreszeit ein. Die im Winter schlafenden haben viel Fett, davon sie sich dann ernähren, da sie während dieser Zeit keine Nahrung zu sich nehmen.

Die einzelnen Gattungen, die sehr zahlreich sind, gleichen sich unter einander so sehr, daß eine Verwechslung schwer zu vermeiden ist. Man zählt deren 35. Wir wollen sie der leichten Uebersicht wegen in 12 Abtheilungen bringen.

a) Aye-Ayeartige. (Cheiromyda.)

1. Gattung.

Aye-Aye. (Cheiromys. Aye-Aye.)

Die Gestalt wie ein Eichhörnchen. Mund, Augen und Ohren sind sehr groß; der Schwanz lang und behaart; vorne 5, hinten 4 Zehen. Da der Daumen abstehend und mit einem platten Nagel versehen ist, so gleichen die Füße Händen. Es sind nächtliche Thiere, die von Insekten leben; es ist nur eine Art bekannt:

T. 113. **Der madagaskarische Aye-Aye.** (Cheiromys madagascarensis. Aye-Aye madagassa.)

Es ist von der Größe eines Hasen. Das Haar ist theils wollig, theils länger und steifer; der Rücken ist braun mit gelb untermischt, Bauch weiß, gelbröthlich; die Füße bräunlich rostfarb; der Schwanz mit sehr langen Haaren bedeckt.

Sommerat entdeckte dieß Thier auf Madagaskar, und da die Einwohner bei seinem Anblick „Ai! Ai!“ riefen, so gab er ihm diesen Namen. Es ist ein sanftes und träges Thier, bei Tage schläft es fast immer mit dem Kopfe zwischen den Beinen; es lebt in unterirdischen Höhlen, und nährt sich von Insekten, die es mit dem sehr dünnen Mittelfinger seiner Vorderbeine aus ihren Löchern in Bäumen herauszieht, und in den Mund steckt.

b) Eichhornartige. (Sciurea.)

2. Gattung.

Eichhorn.

Der Körper schlank, die Füße zum Gehen eingerichtet, die Schnauze spitzig, die Oberlippe gespalten, die Augen groß, die Ohren länglich oder abgerundet, auf der Brust 2, am Bauche 6 Zitzen. Der Schwanz ist entweder zweizeilig, oder ganz behaart, einige ordnen sie daran in zwei Abtheilungen. Es sind flinke, lebhafte Thiere, leben meist auf Bäumen und nisten auch dort; sie nähren sich von Pflanzenkost.

Neuholland und den größeren Theil von Südamerika ausgenommen, findet man sie auf der ganzen Welt; wo sie fehlen, da vertreten Phalanger und Seidenaffen ihre Stelle.

T. 112. **Das europäische Eichhörnchen.** (Sciurus vulgaris. L'ecureuil commun.)

Der Körper 7 — 8 Zoll lang, eben so der Schwanz, röthlich gelb, manchmal grau gemischt; die untern Theile weiß; einige werden im Winter aschgrau; die Ohren aufrechtstehend, an der Spitze mit einem Haarpinsel, in der Ferne sehen sie wie Hörner aus, daher vielleicht auch der Name des Thieres; der Schwanz stark buschig, sie gebrauchen ihn nicht nur beim Fliegen und Springen, sondern auch um sich damit vor Regen und Sonnenhitze wie mit einem Schirm zu bedecken.

Diese niedlichen munteren und possirlichen Thierchen leben im mittleren und nördlichen Europa und Asien; die im Norden geben ein schätzbares Pelzwerk, das unter dem Namen Grauwerk bekannt ist. Dichte Waldungen sind ihr liebster Aufenthalt, Gärten besuchen sie nur um die Nüsse da zu kosten. Ihre Nester aus Laub und Moos befinden sich auf Bäumen, und in der Nähe gewöhnlich einige Magazine mit Speisen. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit von Ast zu Ast; eine klebrige Materie zwischen den Zehen erleichtert ihnen das Festhalten ungemein. Wie doch die gütige Natur jedes Geschöpf seiner Bestimmung gemäß so trefflich ausstattete!

Die Eichhörnchen lassen sich, wenn sie jung sind, zähmen, doch muß man, wenn man ein solches Nest entdeckt hat, mit dem Ausnehmen nicht sehr zaudern, denn wenn die Alten eine Gefahr wittern, so übersiedeln sie. Auch vor ihrem Biß muß man sich hüthen, da die Wunden schwer heilen. Wegen ihres stinkenden Urins lassen sie sich nicht gut im Zimmer halten, sind aber übrigens reinliche Thierchen, die sich gern mit den Pfoten waschen. Kälte, Feuchtigkeit und zu große Hitze sind ihnen lästig, und in ihren Nestern suchen sie Zuflucht vor denselben.

Ihre Nahrung besteht in allerlei Samen und Körnern. Nüsse und Mandeln lieben sie vorzüglich, können sie aber auch sehr geschickt aufmachen. Bittere Mandeln, Pfirsich- und Aprikosenkerne sind für sie, wegen der Blausäure, die sie enthalten, ein langsames Gift. Die Männchen beißen sich manchmal unter einander. Ihre Feinde sind Edelmarder, Füchse und Raubvögel. Der Waldung thun sie, wenn sie sich stark vermehren, großen Schaden, eben so den Gärtnern. Ihr Fleisch soll recht schmackhaft seyn.

T. 112. **Das graue Eichhorn.** (Sciurus cinereus. Ecureuil de la Caroline.)

Zwei- bis dreimal größer als das vorhergehende. Der Rücken grau, schwarz getüpfelt, an den Seiten und am Schwanze schwarze Streifen, an den Ohren kein Haarbüschel.

Diese Thierchen leben gesellig in einer sehr großen Anzahl in den Wäldern südlicher nordamerikanischer Staaten. Ihre Nester bauen sie in hohlen Bäumen oder an den Spitzen der Aeste, ihre Magazine legen sie unter der Erde an, und wenn diese ihnen im Winter unzugänglich werden, so leiden sie große Noth. Den Kukurutz-Pflanzungen fügen sie großen Nachtheil zu, darum setzte die pensylvanische Regierung einen Preis von drei Pfennig auf den Kopf eines Eichhörnchens aus, und in einem Jahre mußte sie 80,000 fl. C. M. auszahlen. Ihr Fleisch soll sehr wohlschmeckend seyn.

Einige andere Arten der Eichhorne sind noch, und zwar in Europa: das Alpeneichhorn (S. alpinus); in Amerika: Soqualin (S. variegatus); das rothbauchige (S. rufiventer); das Maskeneichhorn: (S. capistratus); das brasilische Eichhorn (S. aestuans). — In Asien: das georgische (S. anomalus); das größte (S. maximus). — In Afrika: das barbarische (S. getulus); das Palmeichhorn (S. palmarum); das kleine (S. pusillus) u. s. w.

3. Gattung.

Backenhörnchen. (Tamias. Tamias.)

Diese kleinen Thierchen unterscheiden sich von der früheren Gattung vorzüglich durch ihre Backentaschen. Sie leben im nördlichen Amerika und Asien.

Das gestreifte Backenhörnchen. (Tamias striata. Le Suisse.)

Dieses Thier mißt nur 5 Zoll in der Länge, sein Rücken ist falbbraun, mit fünf länglichen braunen und zwei weißen Streifen; die unteren Theile weiß, der Schwanz aber schwärzlich, unten röthlich schwarz gesaumt.

Sowohl in Sibirien als auch in Nord-Amerika sind diese Thierchen ungemein zahlreich. Sie nähren sich von allerlei Samen, als: Fichten, Tannen, Zürbelbäumen; in Amerika auch Mais und Zwergkastanien. Sie bewohnen kleine, unterirdische Höhlen, leben auch gewöhnlich auf der Erde, nur in Gefahren retten sie sich behende auf Bäume hinauf. In ihren Backentaschen tragen sie Vorräthe für den Winter zusammen; man findet 10—15 Pfund der besten Zürbelnüsse oft in ihren Wohnungen.

Es gehören noch dazu: Das hudsonische (T. hudsonica); das amerikanische (T. americana).

4. Gattung.

Flughörnchen. (Pteromys. Le Polatouche.)

Sie gleichen den Eichhörnchen, haben einen langen, buschigen Schwanz; zwischen den Vorder- und Hinterfüßen befindet sich eine behaarte, durch einen Knochen ausgespannte Flughaut, die sich durch eine Verlängerung der Seitenhaut bildet; vermöge derselben können diese Thiere sich einige Minuten in der Luft erhalten und ungeheure Sprünge bis auf 20 Klafter Länge machen; flattern können sie aber nicht, denn ihre Flughaut halten sie immer ruhig ausgespannt. Es sind nächtliche, von Früchten lebende Thiere.

Das gemeine fliegende Eichhörnchen. (Pteromys volans. Polatouche de Sibérie.)

Es ist etwas kleiner als das gemeine Eichhörnchen, am Rücken grau, unten weiß, die Flughaut mit graublauen Streifen. Dieses Thier findet man im nordöstlichen Europa, auch im Lappland und Finnland und Nordasien. Es lebt am häufigsten in Birkenwäldern und nistet in Baumhöhlen.

Durch seine geschickten und schnellen Sprünge erregt dieses Thier oft Bewunderung. Mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit setzt es von einem Baume zum anderen, klettert auch sehr geschickt, kommt aber auf der Erde nicht gut fort. Bei Tage hält es sich verborgen. Abends und bei der Nacht geht es seine Nahrung suchen. Diese besteht vorzüglich in den sogenannten Birkenkätzchen und in anderen verschiedenen Knospen und Samen. Das Fell hat einen geringen Werth; wird zuweilen betriegerischerweise unter die Felle der andern Eichhörnchen gemischt.

Die übrigen Arten sind: Das große (P. Petaurista), von der Größe der Hauskatze in Ostindien, auf den philippinischen und Sundinseln, und auf Java; der Assapan (P. volucella), in Nordamerika haufenweise auf den Prairien.

c) Murmelthierartige. (Arctomyda.)

5. Gattung.

Murmelthiere. (Arctomys. Marmotte.)

Der Körper dick und gedrängt; der Kopf zusammengedrückt, der Schwanz kurz, die Füße kurz, die vorderen mit 4 starken Zehen, die hinteren mit 5 schwächeren, die Nägel zum Graben eingerichtet, die Augen groß, die Ohren kurz und rund.

Sie leben in Gesellschaften, einige einzeln, graben unter Erde, schlafen im Winter und sammeln Vorräthe für die Zeit des Erwachens ein. Man unterscheidet mehrere Arten, sie sind:

T. 113. **Das Alpen-Murmelthier.** (Arctomys marmotta. Marmotte des Alpes.)

Im Äußeren hat es einige Ähnlichkeit mit einem Hasen, wird 1 Fuß, 4 Zoll lang; das Haar ist nicht sehr fein, die Farbe grauröthlich, der obere Theil des Kopfes schwarz, eben so der Schwanz, die Haut sehr schlaff, so daß das Murmelthier, wenn es geht, den Bauch auf der Erde zu schleppen scheint.

Diese Murmelthiere bewohnen die hohen Alpen von Tyrol, der Schweiz und Savoyen. Auf freien Rasenplätzen gleich unter der Schneelinie, wohin Mensch und Vieh nur selten kommen, graben sie ihre Wohnungen. Sie haben deren zweyerlei, Sommer- und Winterwohnungen; sie bestehen aus sehr schmalen Gängen, die sich in einen Kessel endigen, der bis 6 Fuß im Durchschnitte hat. Die Winterwohnungen werden mit Heu ausgefüttert, haben einen eigenen Abtritt, und wenn eine ganze Familie eingeschlafen ist, so wird der Eingang vermauert. Es lebt gewöhnlich eine ganze Familie von 10—15 Stück, und zuweilen auch mehrere Familien beisammen.

Die Murmelthiere sind muntere, possirliche Geschöpfe, werden leicht gezähmt, und von den Savoyarden in Kisten in ganz Europa herumgetragen. Sie sind nicht leicht zu fangen, da sie gewöhnlich Wachen aufstellen, bei Gefahren durch ein Pfeifen einander aufmerksam machen, und sich dann schnell in ihre Löcher verkriechen; gräbt man ihnen nach, so graben sie sehr schnell entweder weiter, oder entkommen durch einen anderen Ausgang. Ihre Nahrung sind allerlei Alpengräser, in der Gefangenschaft gewöhnen sie sich auf allerlei andere Kost, und fressen selbst Fleisch. Ihre Nahrung nehmen sie immer auf den Hinterfüßen mit erhabenem Körper sitzend zu sich, was sehr possirlich aussieht.

Am merkwürdigsten ist an ihnen ihr Winterschlaf. Im October verkriecht sich gewöhnlich eine ganze Familie in ihre Winterwohnung, und bringt da zusammengerollt, nur wenig athmend und gar keine Nahrung genießend, den ganzen Winter zu. Ein Murmelthier in diesem Zustande ist schwer von einem todten zu unterscheiden.

Ihr Fleisch wird gegessen und soll wie ein Schweinfleisch schmecken. Im Winter pflegt man sie auszugraben, im Sommer stellt man ihnen Fallen; aber ihre ärgsten Feinde sind Geier, Adler und Füchse.

Hierher gehören: Der Bobak (A. bobac), in Polen durch Rußland bis nach Kamtschaka; der Monar (A. monax), in Nordamerika; der canadische (A. empetra) und andere mehrere.

6. Gattung.

Ziesel. (Spermophilus. Le Suslik.)

Im gemeinen Leben heißen diese Thiere Erdzeisel. Sie haben viel Aehnlichkeit mit der vorigen Gattung; die Backentaschen und innere Einrichtung dagegen bringen den Hamster näher; die Ohren sind fast gar nicht sichtbar; die Zehen lang, zart und frei. Sie leben in Erdhöhlen, die sie selbst graben, mit Heu und dergleichen ausfüttern, und für den Winter mit allerlei Getreide anfüllen. Sie genießen auch Fleisch und fressen nicht selten ihre eigenen Gattungsverwandten auf. Die Arten sind sehr zahlreich, als:

Der gemeine Ziesel. (Spermophilus citillus. Le suslik vulgaire.)

Der Pelz ist fast ganz gleichfärbig, gelblich grau, unten etwas weißlich, der Schwanz kurz. Man findet dieses niedliche Thier im ganzen nordöstlichen Europa, bis ins südliche Sibirien. Am liebsten hält er sich an hochgelegenen Ebenen auf; Waldungen und niedrige feuchte Gegenden vermeidet er. Ihre Höhlen gehen oft anderthalb Klafter weit in die Erde, jede solche Höhle bewohnt im Winter und Sommer immer nur ein Thier.

Das Erdzeisel ist ein sehr niedliches, anmuthiges Geschöpf; es hat einen ziemlich schnellen und hüpfenden Gang, wobei es sich öfters in die Höhe richtet und umsieht, und in dieser Stellung sehr possirliche Geberden

macht. Es sitzt gern im Sonnenschein außen vor den Eingängen zu seiner Wohnung; hier spielen oft mehrere mit einander, und sind dabei so flink und geschickt, daß man ihnen nur gerne zusieht. Beim Freßen sitzt es aufrecht und braucht dabei seine Vorderfüße wie das Eichhörnchen. Fängt man sie jung, so lassen sie sich zähmen, und gewöhnen sich an allerlei Kost, und lecken besonders gerne Salz. Die Wirthe setzen ihnen wegen des Schadens, den sie an den Ernten anrichten, emsig nach; aus ihren Löchern werden sie durch hineingegossenes Wasser getrieben und dann getödtet. Aber auch Marder, Iltisse und besonders Wiesel sind ihre Todfeinde, sie bestehen mit den letzteren oft harte, stundenlange Kämpfe. Das Fleisch wird gegessen, und von einigen Nationen Sibiriens als Leckerbissen gesucht. Aus dem Fell macht man Börsen und dergleichen.

Die übrigen Arten sind: Der getropfte (S. guttatus); der gewellte (S. undulatus); der bellende (S. latrans) in Louisiana; der bereifte (S. peninosus); der rostrothe (S. rufus), in Nordamerika; der parrysche (S. parryi), in den Steppen an der Hudsonsbay u. s. w.

d) Haarschwanzmäuseartige. (Aulacodei.)

7. Gattung.

Haarschwanzmaus.

Die Schnauze ist kurz, breit und stumpf, die Ohren sehr groß, halbrund, die Muschel innerlich gefaltet; keine Backentaschen, an den Füßen vier Zehen und ein sehr kurzer Daumen, der von der Haut ganz bedeckt ist, an den Zehen feste Nägel; der Schwanz mäßig lang, dünn und behaart. Man kennt drei Arten:

Die Schwinderische Haarschwanzmaus. (A. Schwinderianus.)

Etwas größer als die Wasserratte, das Haar groß, borstenartig, gelblich und dunkelbraun geringelt. Der Schwanz kurz behaart, am Ende mit einem Haarbüschel versehen. Das Vaterland ist Siera Leona in Afrika. Das Thier lebt unter der Erde, von allerlei öhligen Samen und fleischigen Wurzeln.

Die wollige Haarschwanzmaus. (A. laniger.)

Sie hat ein sehr sanftes, weiches Haar, das dunkelaschgrau, am Rücken weißlich gefärbt ist.

Die goldfarbige Haarschwanzmaus. (A. aureus.)

Seine Farbe ist röthlich, am Rücken spielt sie in's Grünliche, die vorderen Theile sind schön gelb in's Röthliche spielend. Sie leben in Peru, auf Ebenen in ganzen Familien, und haben die besondere Gewohnheit, Holz, Steine, Beine, und was sie sonst finden, zu ihren Löchern zu schleppen; so daß, wenn jemand etwas verloren hat, er es da am sichersten findet.

8. Gattung.

Vizzcazie. (Calomys. Vizcache.)

Dieses Thier hat äußerlich, und auch dem Zahnbau nach, einige Aehnlichkeit mit Hasen, daher man es den chilischen Hasen nannte. Es wird beinahe so groß wie ein wildes Kaninchen; der Kopf ist dick, die Haare an der Schnauze sehr lang; der Hals kurz, der Schwanz mittelmäßig lang; die Zehen stark, zum Graben eingerichtet. Die Lebensart ist nächtlich und unterirdisch.

Die gemeine Vizzcazie. (Calomys Viscacia. La vizcache.)

Die Farbe des Pelzes ist dunkelbraun, am Rücken schwärzlich; die unteren Theile weiß; die Schnurrbarthaare weiß und schwarz. Das Haar ist sehr weich. Diese Thiere leben im südlichen Amerika bis nach Patagonien. Halten sich des Tages, ganze Familien beisammen, in ihren Höhlen auf und gehen Abends ihre Nahrung suchen. Sie sind sehr reinlich und legen ihren Unrath immer auf einen besonderen Ort. Die Ausgänge ihrer Höhlen sind oft in einem Umfange von 50 Klaftern zerstreut. Das Fleisch ist weiß, zart und wohlschmeckend, und das feine Haar des Felles wird zu schönen Zeugen verarbeitet. Man pflegt sie auf Anstand zu schießen, oder mit Wasser aus ihren Löchern zu treiben, besonders wenn sie an Wiesen und Gärten Schaden anzurichten anfangen.

e) Blindmäuseartige. (Spalacini.)

9. Gattung.

Blindmaus. (Spalax. Rat taupe.)

Der Körper verlängert und walzig; der Kopf sehr groß und eckig; die Ohren äußerlich gar nicht sichtbar; die Füße kurz mit 5 Zehen; statt des Schwanzes sieht man nur ein nacktes Wärzchen, einem Hirsenkorne an Größe gleich. Dieß Thier scheint wirklich blind zu seyn, denn an der Stelle der Augen befinden sich nur zwei schwarze, wie ein Mohnkorn große, Puncte; im Felle selbst ist aber keine Oeffnung. In der Lebensart gleicht es sehr dem Maulwurfe, es wirft Erdhügel auf, und nährt sich bloß von den Wurzeln einiger Gräser. Man kennt nur eine Art:

T. 110. **Die gemeine Blindmaus.** (S. Typhlus. Rat taupe.)

Von der Größe einer Wasserratte. Das Haar ist sehr fein, glänzend und wollig, aschgrau, röthlich überlaufen. Dieses merkwürdige Thier lebt in Syrien, Persien, Rußland, Pohlen und Ungarn. Es sucht am liebsten schwarze fruchtbare Erde auf, gräbt im Winter tiefere Höhlen als im Sommer, die man an den aufgeworfenen Erdhügeln leicht kennt. Nur selten kommt sie auf die Oberfläche der Erde heraus, und dann ist sie leicht zu fangen, doch muß man behuthsam dabei seyn, denn sie beißt scharf. Im Zorne muchselt sie und knirscht mit den Zähnen, sonst hört man keinen Laut. Man sieht ihrer nie viele beisammen.

10. Gattung.

Zokor. (Siphneus.)

Hat viel Aehnlichkeit mit der vorhergehenden Gattung. Die Augen sind sehr klein, die Nägel der Vorderfüße sehr stark und zum Graben geschickt; der Schwanz ganz kurz. Man kennt eine einzige Art:

Den sibirischen Zokor. (S. aspalax.)

Der Rücken desselben ist hell aschgrau, ins Röthliche spielend, die Seiten röthlich, der Bauch grau, die Lippe gespalten, statt der Ohren nur ein vorstehender Rand. Das Vaterland dieses Thieres ist Sibirien und Daurien.

11. Gattung.

Sandgräber. (Bathyergus. Fossoyeur.)

Hat viel Ähnlichkeit mit der Blindmaus; die Augen sind sehr klein, aber doch offen; der Schwanz kurz. Füße kurz, mit fünf Zehen und starken, zum Graben dienlichen, Nägeln. Die Ohren kaum äußerlich sichtbar.

T. 111. **Der Bleßmoll.** (Bathyergus capensis. Fossoyeur du Cap.)

Der Körper walzenförmig, 8 Zoll lang; am Ende des Schwanzes ein Haarbüschel. Das Haar weich und schieferblau, hie und da ins Röthliche und Braune übergehend; der Kopf immer etwas dunkler; Augenbraunen, Schnauze und Ohrengegend weiß. Dieses Thier lebt am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo es sich nach Art der Maulwürfe eingräbt, vorzüglich in sandigen Gegenden. Es lebt von Wurzeln und thut in den Gärten viel Schaden.

Ferner: Der Seemoll; der hottentotische Sandgräber (B. hottentotus), die Sandmaus (B. talpinus), auf den Ebenen Süd-Rußlands, von dem Flusse Oka bis an die astrakanischen Steppen.

12. Gattung.

Bürstenmaus. (Aenomys. Aenomys.)

Der Körper lang, sackförmig und behaart; Augen, Ohren und Schwanz sind zwar sichtbar, aber sehr klein; an den Füßen fünf Zehen mit starken, sichelförmigen Nägeln zum Graben. Die Vorderzähne ragen selbst bei geschlossenem Munde hervor. Die einzige bekannte Art ist: die brasilische Bürstenmaus (A. brasiliensis), mit feinem, kurzem, anliegendem Haare; die Farbe schieferblau, oben braunröthlich, glänzend, unten weißröthlich. Die Schnurbarthaare sind stark. Der Name deutet schon auf's Vaterland hin.

f) Sprungthiere. (Helamyda.)

13. Gattung.

Sprungthiere. (Helamys [Pedete]. Pedète.)

Diese Thiere haben an körperlicher Bildung und Lebensweise viel Verwandtschaft zu den Beutelthieren, und insbesondere den Kängurus. Auch bei ihnen sind die Hinterfüße länger als die vorderen; von den Zehen die mittlere länger als die übrigen; der Schwanz lang, stark und muskulös, zum Springen und Stehen behilflich; das Weibchen hat am Bauche eine Tasche; die Ohren sind lang, dünn, gerade und spitzig; die Augen groß und vorstehend; Schnurbarthaare sehr stark; die Schnauze stumpf.

T. 111. **Das capische Sprungthier.** (Helamys capensis. Manet.)

Der Körper 16 Zoll, der Schwanz 17 Zoll lang. Die Farbe ist am Rücken falbröthlich, schwärzlich gefleckt; die Schenkel braun; der Schwanz oben röthlich, unten weiß, am Ende schwarz. Es lebt am Vorgebirge der guten Hoffnung, und bewohnt das große Gebirge landeinwärts.

Dieses Thier ist sehr stark und thut Sprünge von 20—30 Fuß; seine Stimme ist eine Art von Grunzen. Es gräbt sehr schnell, ist furchtsam, und flüchtet sich in Gefahren gleich in seine Höhle. Beim Fressen sitzt es aufrecht wie die Eichhörnchen, und bringt die Nahrungsmittel, welche in Gras und Getreidegattungen bestehen, mit den Vorderpfoten zum Munde. Fast den ganzen Tag schläft es in seiner tiefen Höhle verborgen, im Winter erstarrt es; in der Dämmerung geht es seine Nahrung suchen. Es sitzt oft auf den Hinterfüßen und horcht, ist aber unruhig und sitzt selten lange still. Wenn es schläft, so verbirgt es den Kopf zwischen die Hinterschenkel, und legt mit den Vorderfüßen die Ohren über die Augen zurück. Das Weibchen bringt 3—4 Junge zur Welt. Man kann diese Thiere zähmen, ihr Fleisch wird im Vorgebirge der guten Hoffnung für ein leckeres Gericht gehalten.

g) Schnellthiere. (Dipodina.)

14. Gattung.

Schnellthier. (Dipus. Gerboise.)

Diese Thiere nannte man sonst auch Springhasen und Springmäuse. Der Kopf ist breit, die Schnauze stumpf; die Oberlippe gespalten; die Ohren bald kürzer, bald länger; die Hinterbeine 5 bis 6 Mal länger als die Vorderbeine; an den Hinterfüßen 3, 4, 5 sichelförmige, zum Graben geschickte Nägel. Der Schwanz ist entweder sehr lang, und dann geringelt und behaart, oder mittelmäßig und mit einem Haarbüschel versehen. Es sind nächtliche Thiere, die sich wie Feldmäuse Höhlen graben, sehr geschickt springen, im Winter erstarren, und sich von allerlei Vegetabilien nähren. Man kennt mehrere Arten derselben, als:

Der Pfeilspringer. (D. Sagitta. Gerboise d'Egypte.)

Der Körper ist 6 Zoll, der Schwanz 6½ Zoll lang; der Rücken hell falb, die Spitzen der meisten Haare schwarz; die unteren Theile weiß; die Hinterfüße sind mit drei Nägeln versehen und Vogelfüßen gleich, weil das Thier darauf aufgerichtet wie ein Vogel forthüpft; die Schnurbarthaare sind sehr lang. Dieses Thier lebt in den Sandwüsten Nordafrika's, in Palästina, Syrien und Arabien. Bei Tage schläft es, in eine Kugel zusammengerollt, in seiner Höhle; es geht immer auf den Hinterbeinen und bewegt sich dabei so schnell, daß man erstaunt. Wenn es verfolgt wird, macht es 4—6 Fuß weite Sprünge; wird es gefangen, so gibt es einen kläglichen Laut von sich; auch zähmen und an allerlei Kost gewöhnen läßt es sich.

T. 111. **Der Alakdaga.** (Dipus jaculus. Gerboise alactaga.)

Er ist so groß als eine große Hausratte, der Schwanz um ein Viertel länger. Der Rücken hell falb, die unteren Theile weiß; die Schnauze und an den Hinterschenkeln ein mondförmiger Fleck weiß; die Pfoten sind mit fünf Zehen versehen, woran die äußerste am kürzesten, die mittlere am längsten; die Ohren länger als der Kopf. Dieses Thier lebt auf den sonnigen Graebenen an den Ufern des Tanais, der Wolga, des Irtisch und Jack, vom Onon und Argun bis nach den Steppen der Crimm.

Dieses Thier gräbt sich Höhlen, am liebsten in erhabenen Gegenden; in solchen Höhlen wohnen gewöhnlich mehrere Paare beisammen. Es sucht seine Nahrung Abends und in der Nacht; sie besteht vorzüglich aus saftigen Gräsern. Gezähmt werden sie sanft und lassen sich im Busen herumtragen. Die hinteren

Füße und der lange starke Schwanz leisten ihnen vortreffliche Dienste beim Laufen, so daß sie ein Pferd kaum einholen kann. Mit den Vorderfüßen bringen sie ihre Nahrung zum Munde und putzen sich geschickt damit. Den Tartaren, Kalmucken und Mongolen dienen sie zur Speise. Wenn mehrere zusammen eingesperrt werden, so sollen sie sich gegenseitig tödten. Noch hierher gehörige Arten sind: Der große Springer (D. maximus), der kurzschwänzige (D. brachyurus); in der östlichen Tartarei und Sibirien: der kleine (D. minutus), der hasenfüßige (D. lagopus), der plattschwänzige (D. platurus), der vierzehige (D. tetradactylus) und einige andere.

15. Gattung.

Hüpfer. (Meriones. Gerbillus.)

Diese Thiere fassen Einige wegen der großen Ähnlichkeit mit der früheren Gattung zusammen; der Hauptunterschied zwischen beiden liegt im Zahnbau. Sie sind ebenfalls nächtliche Thiere, die in Höhlen leben. Sie finden sich in den gemäßigten und warmen Gegenden der alten Welt und in Nordamerika. Man kennt mehrere Arten, als: Den indischen Hüpfer (M. indicus), so groß als die Wunderratte, die Farbe graufalb, etwas schwarz gemischt; der Kopf blasser. Ihr Vaterland ist Hindostan, sie verbreiten einen sehr unangenehmen Geruch. Den canadischen Hüpfer (M. canadensis), von der Größe einer Hausmaus, von Farbe dunkelgrau, hie und da röthlich. Dieses Thier bewohnt die Wälder von Canada, und ist ungemein schwer zu fangen. Ferner: die Tamariszen-Maus (M. tamaricinus), am kaspischen Meere; der egyptische Hüpfer (M. egypticus), in Egypten; der dünnschwänzige (M. meridianus); der mausartige (M. musculus) u. s. w.

b) Mäuseartige. (Murina.)

Diese Abtheilung zerfällt in die Familie der Hamster, wozu die drei nächstfolgenden Gattungen gehören, dann in die Familie der Mäuse, wozu die übrigen hier enthaltenen zu rechnen sind.

16. Gattung.

T. 111. **Sackmaus.** (Saccomys. Saccomys.)

Der Körper sehr kurz und stark behaart; die Füße fünfzehig, zum Graben aber nicht tauglich; der Schwanz dünn, lang, mit Schuppenringen bedeckt, nur an der Wurzel behaart; unter den Schnurbarthaaren an der Oberlippe befinden sich äußere Backentaschen. Die eine bekannte Art ist: Die blumenfressende Sackmaus (Saccomys antophilus), etwa ein Drittheil größer als die Hausmaus, der Kopf aber ist etwas größer. Das Haar ist lang, fein und seidenartig, an den Lippen vier Reihen langer, dünner Schnurbarthaare. Die Farbe ist hell gelbbraun, Backen und Beine heller. Das Vaterland ist Nord-Amerika. Da man in seinen Taschen nichts als Blumen fand, so schließt man daraus, daß es diese vorzüglich liebe.

17. Gattung.

Falschmund. (Saccophorus. Say Pseudotome.)

Die Füße sind niedrig, auf die ganze Sohle auftretend, an den 5 Zehen eines jeden Fußes befinden sich 3 Nägel, wovon der mittlere sehr lang, sichelförmig, scharf und zum Graben dienlich ist. Die Ohren sehr klein und rund; der Schwanz mittelmäßig lang, ganz nackt, oder gänzlich fehlend. Am meisten zeichnen dieses Thier, so wie diese ganze Abtheilung überhaupt, die an den Seiten des Mundes befindlichen zwei äußeren Backentaschen, welche bis hinter die Ohren reichen, und den ganzen Kopf gleichsam einschließen. Sie öffnen sich von innen und sind inwendig ganz behaart. Diese Thiere leben von allerlei Samengattungen.

Der braune Falschmund. (Sacophorus bursarius. Hamster à bourse.)

An Gestalt und Größe dem Maulwurfe gleich; der Schwanz halb so lang wie der ganze Körper und behaart. Die Farbe des sehr weichen, glänzenden Pelzes ist leberbraun, am Rücken etwas röthlicher, die unteren Theile weißgrau. Dieses Thier, welches man sonst auch den canadischen Hamster nennt, lebt nach Art der Maulwürfe unter der Erde in den nördlichen Theilen von Nordamerika; ferner: Der mexicanische (S. mexicanus), von brauner Farbe und 1 Fuß Länge, in den höheren Gegenden Mexico's, wo er in Kukurutz-

feldern große Verwüstungen anzurichten pflegt. Der Fichtenfalschmund (S. Pineti), in den Fichtenwaldungen von Georgien in Nordamerika. Der weiße (S. albus), ganz weiß, ohne Schwanz, 5 Zoll lang, an den Feldern neben dem Flusse Misura in Amerika u. s. w.

18. Gattung.

T. 111. Hamster. (Cricetus. Hamster.)

Der Körper gedrängt; die Füße kurz; die Schnauze kurz; dieß und die zwei eirunden Säcke an den Backen geben diesen Thieren ein sehr plumpes, unproportionirtes Aussehen; die Ohren sind eiförmig abgerundet; seine sichelförmigen Nägel graben sehr geschickt. Der Schwanz ist kurz, geringelt und wenig behaart.

Der europäische Hamster. (Cricetus vulgaris. Le Hamster ordinaire.)

Der Kopf und Rücken hasengrau, die Seiten röthlich gelb mit drei weißen Flecken; die unteren Theile dunkel braunschwarz; der Schwanz kurz und fast ganz nackt; die Sohlen behaart. Dieser Hamster bewohnt die nordöstliche Hälfte Europa's, von Deutschland bis nach Sibirien.

Der Hamster ist das ungeselligste und feindseligste Thier. Seine Bosheit, Zorn und Keckheit übersteigen allen Glauben. Wenn sich zwei begegnen, so entsteht immer ein wüthender Kampf, der so lange dauert, bis der schwächere unterliegt oder flieht; selbst das Weibchen wird meistens nicht geschont; dieses dagegen zeigt zu seinen Jungen sehr wenig Anhänglichkeit, denn nach drei Wochen treibt es sie von sich. Wird er selbst von den größten Thieren oder Menschen angegriffen, so flieht er nicht, sondern vertheidigt sich verzweiflungsvoll bis an den letzten Blutstropfen. Zuerst setzt er sich auf die Hinterbeine und springt dann gegen seinen Feind an, um ihn zu beißen. Hunden und Pferden pflegt er sich an die Schnauze zu hängen und sie blutig zu beißen. Ein Hund muß schon sehr geübt seyn, wenn er seiner Meister werden soll. Wenn sein Zorn entflammt ist, so beißt er selbst in leblose Dinge, die ihm aufstoßen. Er lebt immer einzeln in seinem Bau. Dieser ist 3—4, im Winter wohl bis 10 Fuß tief und hat zwei Eingänge, wovon der eine senkrecht, der andere schräg lauft; die eigentliche Wohnung ist ungefähr so geräumig als eine runde Blase, daneben befinden sich mehrere Nebenkammern für seine Wintervorräthe. Bei dem schrägen Ausgange wird allerlei Unrath aus der Wohnung herausgeschafft, daher immer vor demselben ein Haufen Erde liegt; bei dem senkrechten stürzt er sich in seine Höhle hinab, wenn er Rettung sucht. Man hat viel Übertriebenes von seiner Reinlichkeit erzählt, so wie auch, daß er jede Getreideart in einer abgesonderten Höhle aufbewahre.

Seiner Nahrung geht der Hamster gewöhnlich in der Nacht nach; sie besteht in Getreide, Obst, Rüben u. dgl., aber selbst Fleisch verschmäht er nicht, und tödtet ohne Unterschied was er bemeistern kann, als: Fledermäuse, Feldmäuse, junge Lerchen, Wachteln u. s. w., auch Insecten; kurz, er frißt alles, was er nur beißen kann. Ein Hamster ist im Stande, zwei Hände voll Getreide in seine Backentaschen aufzunehmen, er füllt sie mit den Vorderpfoten, die Ähren drischt er, indem er sie durch die Zähne zieht. So beladen ist er gleichsam wehrlos, und wenn man ihm dann begegnet, so kann man ihn leicht necken und greifen; läßt man ihm aber Zeit herauszustreichen, so wird er um desto zorniger. In der Höhle angekommen, leert er seine Säcke, indem er mit den Vorderpfoten darüber fährt. Zu Ende November verkriecht sich der Hamster in seine Höhle, verstopft alle Zugänge und versinkt in den Winterschlaf. Diesen bringt er in einer dem Tode ähnlichen Erstarrung zu, man bemerkt an ihm keine äußerliche Bewegung des Herzens, wird aber das kalte Thier aufgeschnitten, so sieht man, daß sich das Herz langsam erweitert und wieder zusammenzieht, so daß man ungefähr 55 Pulsschläge in einer Minute zählt, da man deren sonst bis 150 wahrnimmt. Bringt man aber den erstarrten Hamster in eine warme Temperatur, so erwacht er in ein paar Stunden. Dabei dehnt und reckt er zuerst den ganzen Körper, und holt einigemal nach langen Zwischenräumen Athem. Nach und nach bewegen sich die Beine, der Mund öffnet sich, und man hört eine knurrende Stimme, die gleichsam Verdruß über das Erwachen anzudeuten scheint. Endlich öffnen sich die blinzenden Augen, und das Thier sucht sich aufzurichten, aber noch fällt es wie trunken von einer Seite auf die andere, bis sich zuletzt der Taumel verliert, das Thier fortschreitet und sich nach Nahrung umsieht. Nach Verlauf einer Stunde zeigt der Hamster sein ganzes Naturell. Die Zeit des Erwachens ist gewöhnlich im März.

Das Weibchen wirft im Jahre zweimal, jedesmal 4—16 Junge, daraus ist ihre starke Vermehrung, die in einigen Gegenden zu einer wahren Landplage wird, begreiflich. Man hat auf einen Raum von 50 Morgen an die 1100 Hamster gefangen. Daher verfolgen ihn die Menschen auch auf allerlei Art; man gräbt seinen Bau aus, und wird dann gewöhnlich durch das gefundene Getreide reichlich belohnt; man treibt ihn durch's Wasser

aus seiner Höhle, oder legt ihm Fallen. Außerdem sind auch die Hunde, Katzen, Wiesel, Füchse und Iltisse seine grimmigen Feinde. Die Haut gibt ein leichtes und artiges Pelzwerk.

Hierher gehören noch: der Wanderhamster (C. ungratorius), in Sibirien; der Obhamster (C. furuuculus), am Ob und in Daurien; der bandirte Hamster (C. fasciatus), in Kontuki u. s. w.

19. Gattung.

Maus. (Mus. Rat.)

Die Schnauze scharf; die Oberlippe etwas aufgestülpt; die Ohren groß, länglich oder abgerundet und nackt; die Füße ganz auftretend, die vorderen mit 4 Zehen und einem Ansatze des Daumens, die hinteren mit 5 Zehen. Der Schwanz lang oder mittelmäßig, schuppig, geringelt und wenig behaart. Es sind meist nächtliche Thiere, die die neue und alte Welt bewohnen, Höhlen graben und Alles fressen.

Die Wanderratte. (Mus decumanus. Surmulot.)

Der Körper 8 Zoll und darüber lang; der Schwanz schuppig und ziemlich lang. Der Rücken braun, die unteren Theile schmutzig weiß. Es gibt auch weißgefleckte und ganz weiße. Das ursprüngliche Vaterland dieses Thieres ist Ostindien und Persien. Im Jahre 1727 kamen ihrer eine Unzahl über die Wolga nach Astrakan, von da zerstreuten sie sich über ganz Europa, so daß sie jetzt in größeren Städten häufiger als die Hausratten sind. Auf Schiffen wurde dieses Thier in die übrigen Welttheile verpflanzt, so daß es jetzt in Rio-Janeiro sehr gemein ist. Durch seine starke Vermehrung, Gefräßigkeit und Herumgraben ist es noch schädlicher als die Hausratte, und es vertreibt sie aus allen Orten wohin es zieht. Oft verschwinden diese Thiere aus einem Hause und kommen erst nach einigen Jahren wieder.

Die Hausratte. (Mus rattus. Rat noir.)

Die Größe des Körpers beträgt 7 Zoll, der Schwanz ist von derselben Länge; die Farbe oben schwarzgrau, unten grau. Die Ratte war den Alten unbekannt; es ist daher wahrscheinlich, daß sie erst im Mittelalter nach Europa kam. Jetzt ist sie über die ganze Erde verbreitet. Ställe, Abtritte, Scheunen, Mühlen, Schiffe u. dgl., wo nur Menschen sich befinden, bewohnen die Ratten, ja selbst in die Tiefe der Bergwerke folgen sie denselben.

Ratten sind zornige und kecke Thiere, sie scheuen sich nicht, selbst dem Menschen sich zur Wehre zu setzen; die Pferde vertreiben sie von ihrem Futter, indem sie ihnen mit dem Schwanze vor dem Maule wedeln; Hühner ergreifen sie im Hofe in Gegenwart der Menschen, erwürgen sie und schleppen sie davon. Ihr Biß ist sehr stark, sie sind im Stande, damit auf einmal den menschlichen Finger von der Hand zu trennen. Die Gefräßigkeit dieser Thiere ist unglaublich, Alles, was sie zernagen können, ja man möchte oft noch mehr glauben, greifen sie an, Holz, Mauern und Wände, und öffnen sich da einen Weg durch. Am liebsten genießen sie Fleischspeisen und allerlei animalische Bestandtheile, als: Fett, Leder, Milch, Talg; finden sie Öhl in einem Gefäße, so stecken sie den Schwanz darein, und streifen ihn dann durch's Maul; lebenden Schweinen sah man sie Löcher in den Speck fressen, und den Pferden die Hufe annagen. Im Hunger fressen sie einander auf. Auch schlafende Kinder haben sie schon angenagt, und auf Otahaita fallen sie die Menschen im Schlafe an. Beim Klettern bedienen sie sich des Schwanzes, dessen wenige Haare kurz, aber so steif sind, daß sie sich damit anhalten können. Sie leben gesellig unter einander, gewöhnlich mehrere in einer Höhle beisammen. Man fand einigemal schon mehrere Ratten, die mit den Schwänzen so zusammenklebten, daß man sie kaum von einander trennen konnte, und nannte diese Erscheinung, wer weiß warum, den Rattenkönig; die Naturforscher gaben sich viele Mühe, diese Erscheinung zu erklären, die Sache verhält sich aber so: Junge Ratten haben sehr klebrige Schwänze, und da sie in einem Neste neben einander liegen müssen, so geschieht es oft, daß diese so zusammenhängen bleiben, daß sie kaum zu trennen sind. Das Weibchen wirft mehrmals des Jahres und liebt ihre Jungen zärtlich.

Der furchtbarste Feind der Ratten ist der Mensch selbst, so wie sie ihm auch den größten Schaden zufügen. Es besteht eine eigene Classe Menschen, die sogenannten Kammerjäger oder Rattenfänger, die sich daraus einen Erwerbszweig gemacht haben, die Ratten zu vertreiben. Sie wissen sie durch allerlei Gerüche, z. B. des Rosenöhles, an einen Ort zu locken, und legen ihnen da Gift vor. Starke Katzen, vorzüglich aber das Wiesel, hausen oft unbarmherzig unter ihnen. Als das sicherste Mittel, das aber sehr grausam ist, sie aus einem Hause zu vertreiben, empfehlen Viele Folgendes: Man fange mehrere Ratten lebendig, sperre sie zusammen in einen Käfig und lasse sie hungern; sie fressen nun einander auf bis auf einen, der, wenn er dann losgelassen wird, alle Ratten,

denen er begegnet, anfällt, und sie so zum Wegziehen nöthigt. Eben so rathet man, eine lebendige Ratte in Fischthran zu stecken, und sie frei zu lassen; da sie vor Angst in alle Höhlen kriecht, soll sie daraus durch Gestank alle ihre Verwandten austreiben, und dieselben für sie unbewohnbar machen. Viele Nationen Asiens, Afrika's und der Südseeinseln essen das Rattenfleisch als Leckerbissen, und selbst europäische Reisende, denen ihre Vorräthe auf Schiffen zu mangeln anfingen, fristeten oft lange ihr Leben damit.

Die Hausmaus. (Mus musculus. Le souris.)

Dieses Thierchen ist eine Ratte im Kleinen; da es auch sonst sehr bekannt ist, so wäre es überflüssig, es näher zu beschreiben. Die Farbe ist am häufigsten grau, man findet aber auch gefleckte Mäuse und eine Art Kakerlacken, ganz weiß mit rothen Augen. Ihr ursprüngliches Vaterland scheint Europa zu seyn, man findet sie aber beinahe in der ganzen Welt. Diese niedlichen, aber sehr schädlichen Thiere halten sich in menschlichen Wohnungen unter Fußböden, in Wänden, in Scheuern und andern Vorrathskammern auf, wo sie sich mit ihren scharfen Zähnen Löcher durchnagen. Naße Orte scheuen sie; oft findet man ihre Nester in Bettkissen unter dem Kopfe der Menschen, in Barbierbeuteln, Perrücken u. dgl. Aber auch in Waldungen findet man sie sehr häufig. Es sind nächtliche Thiere, haben einen sehr stinkenden Urin, obgleich sie wenig trinken; laufen sehr geschickt, wobei ihnen der mit schütteren steifen Haaren besetzte Schwanz zum Unterstützen und als Balancierstange dient. Merkwürdig ist der Umstand, den glaubwürdige Männer erzählen, daß, wenn man Clavier spielt, die Mäuse herkommen um zuzuhören, ja des Nachts selbst auf dem Clavierkasten herumspringen, um sich durch den Ton zu ergötzen.

Die Nahrung besteht in Allem, was vom Thier- oder Pflanzenreiche kommt, fette Substanzen, als Speck, lieben sie am meisten; wenn er am Lichte ein wenig gebraten ist, soll er die beste Lockspeise für sie seyn. Durch ihre Gefräßigkeit und dadurch, daß sie Alles, was ihnen aufstößt, zernagen, richten sie oft großen Schaden in der Wirthschaft an. Das beste Mittel gegen ihre Vermehrung ist eine gute Katze; auch gut angebrachte Fallen leisten das Ihrige; mit Gift muß man aber bei ihnen sehr vorsichtig umgehen, da sie es oft, nachdem sie davon gefressen, in andere Behältnisse, in denen menschliche Nahrungsmittel aufbewahrt werden, am Maule übertragen. Einst brauchte man Blut und Koth der Mäuse als Arzeneimittel. Gmelin erzählt, daß die Jakuten die abgezogenen Mäuse an Fäden reihen, am Feuer braten, und eine nach der anderen als Leckerbissen verzehren.

Die Waldmaus. (Mus sylvaticus. Le mulot.)

Von der Größe einer Hausmaus, die Beine sind aber etwas höher. Die Farbe oben gelblich braun, unten weiß; der Kopf etwas länger, die Ohren etwas breiter als bei der Hausmaus. Ihr Vaterland ist Europa, sie lebt in Wäldern, Feldern, zuweilen besucht sie auch die Gärten; sie richtet daselbst großen Schaden an. Für den Winter sammeln sie sich kleine Vorräthe; wenn diese ausgehen, so kommen sie auch in menschliche Wohnungen, und dann ist nichts vor ihnen sicher

Die übrigen Arten sind sehr zahlreich, wir wollen hier nur einiger erwähnen: Die Riesenmaus (M. giganticus), in Indien; die javanische (M. javanicus); die Erdmaus (M. messorius), in England und einigen Gegenden Deutschlands; die Streifmaus (M. striatus), in Indien; die schwarzfüßige (M. nigrijus), in Paraguay; die weißfüßige (M. lemopus), in Nordamerika; die rothnasige (M. pyrrhorhinus) u. s. w.

20. Gattung.

Schlafratte. (Myoxus. Loir.)

Der Körper zart und schlank; die Schnauze spitzig, die Ohren groß und abgerundet; Schnurbarthaare lang; an den Vorderfüßen 4, an den hinteren 5 Zehen; die Nägel sichelförmig; der Schwanz entweder stark behaart, oder mit zweitheiligen Haaren, oder mit einem Haarbüschel am Ende. Es sind nächtliche Thiere, die sich vom Obste, kleinen Vögeln und Insecten nähren, und im Winter schlafen.

T. 110. Der Siebenschläfer oder Billich. (Myoxus glis. Loir vulgaire.)

Hat viel Ähnlichkeit mit einer Maus, in manchem Betracht aber mit einem Eichhörnchen. Der Körper ist 5—6 Zoll lang, oben hell aschgrau, unten weiß, um die Ohren befindet sich ein schwarzer Ring. Das Vaterland dieses Thieres sind die südlichen Theile Europa's, da lebt es in Wäldern nach Art der Eichhörnchen, springt munter von einem Baume zum anderen, weiß sich aber, wenn es in die Enge getrieben wird, durch sein starkes Gebiß auch zu vertheidigen. Sobald im Herbste das Wetter kälter zu werden anfängt, so sucht sich der Siebenschläfer seine Höhle in der Erde, in Felsen und in Bäumen, füttert sie mit Laub und Gras aus, und legt sich

darein schlafen. Doch ist sein Schlaf nicht so tief wie bei den Murmelthieren, denn man bemerkt, daß er in Zwischenräumen athmet, und seinen Puls kann man zählen; auch erwacht er jedesmal, wenn die Witterung lauer zu werden anfängt.

Die Nahrung dieses Thieres besteht in allerlei Nüssen und Sämereien, die ein öhligtes Mark enthalten; es legt davon Wintervorräthe an; aber auch Junge und Eier von Vögeln und kleinere Säugethiere suchen sie auf. Es sind sehr wilde Thiere, die sich beinahe gar nicht zähmen lassen. Die Alten pflegten ihr Fleisch als Leckerbissen zu genießen, und mästeten sie zu diesem Ende mit Nüssen, Kastanien u. s. w. In Italien wird noch jetzt ihr Fleisch für geschmackvoll gehalten und genossen. Wenn sie sich vermehren, so werden sie den Obstgärten sehr nachtheilig.

Noch einige Arten sind: der Eichelschläfer (M. Dryas), im nördlichen Asien; der virginische Schläfer (M. virginianis); der mungolische (M. Cupeji) u. s. w.

21. Gattung.

Stachelratte. (Loucheres. Echimys.)

Der Körper mit Borsten bedeckt, die am Rücken schwert- und lanzenförmige Stacheln bilden, die sich auf der einen Seite erheben, auf der anderen Seite vertieft sind. Der Schwanz ist lang, schuppig und behaart; die Schnauze stumpf, die Ohren mittelmäßig oder kurz. Sie gleichen den Ratten und leben auf Feldern und Äckern von Nordamerika. Man kennt mehrere Arten dieser Gattung, als: die gelbgeschwänzte Stachelratte (Loucheres cristatus). Der Körper kastanienbraun, der Kopf etwas dunkler mit einem weißen Streifen, die unteren Theile weiß. Sie ist 9½ Zoll lang, lebt auf Surinam und Guijana. Die rothbraune (L. rufus); der langfingerige (L. dactylinus); die strohfarbe (L. paleaccus), in Brasilien; der steigende (L. scandens) u. s. w.

22. Gattung.

Schweinsmaus. (Capromys. Capromys.)

Der Körper dick, die Füße zum Gehen bestimmt; die Sohlen nackt, die Nägel sichelförmig; der Schwanz mittelmäßig lang, dick, nackt, geringelt und schuppig; die Schnauze stumpf; die Ohren mittelmäßig, abgerundet und nackt. Im Allgemeinen gleichen diese Thiere den Mäusen und haben die Größe eines Kaninchens.

Die Furnierische Schweinsmaus. (Capromys Furnieri. Capromys Fournier.)

Der Körper 1 Fuß lang. Der Pelz am Rücken grünlich braun; die einzelnen Haare sind grob, braun, an der Spitze schwarz, darunter sind weichere aschgraue gemischt. Hand und Fußsohlen schwarz. Das Vaterland dieses Thieres ist die Insel Cuba. Hier lebt das Thier in Waldungen, klettert geschickt auf den Bäumen herum und hat einen schwerfälligen Gang. Es nährt sich auf dieselbe Art wie das Eichhörnchen. Es sind gesellige Thiere, spielen oft miteinander, und schlagen sich mit den Vorderbeinen ohne sich zu beißen. Bei Gefahren rufen sie sich durch Pfeifen zusammen und zeigen vor anderen Thieren wenig Furcht. Die zweite bekannte Art ist die langgeschwänzte (C. prehemilis).

23. Gattung.

Erdmaus. (Hypudous. Campagnol.)

Die Gestalt mäuseartig; der Kopf dick; der Schwanz kurz, mit dichten, kurzen Haaren besetzt; die Füße kurz und dünn; die Nägel sichelförmig; die Ohren kurz und nackt, oder ganz verborgen; die Schnauze kurz und stumpf; die Augen klein. Der größte Theil lebt von Pflanzen; es sind gesellige, wandernde, grabende Thiere. Einige Naturforscher ordnen sie in vier Abtheilungen, die wir bei Anführung der einzelnen Arten erwähnen wollen.

Der canadische Ondatra. (Fiber Zibethicus. L'ondatra.)

Gehört zu der ersten Abtheilung der Ondatr a. Er ist ungefähr einen Fuß lang, der Schwanz 9 Zoll. Der Rücken ist röthlich braun, manchmal weiß gefleckt und auch ganz weiß. Dieses Thier lebt im nördlichen Amerika neben Seen, Flüssen und Bächen. Sie können geschickt schwimmen und untertauchen, halten aber nich

lange unter dem Wasser aus. Die Ondatra sind gesellige Thiere; in kälteren Gegenden bauen sie sich Wohnungen aus Lehm, Binsen und Flechtwerk; ein Ausgang führt aus denselben auf's Land, einige auf den Boden des Wassers, und einer dient zur Wegschaffung des Unrathes. Im Winter machen sie Löcher in's Eis, und verschmieren sie mit Koth. Sie geben einen bisamartigen Geruch von sich; das Fleisch derselben wird nicht gegessen. Aus den Haaren derselben verfertigt man Hüte.

Die Wiesenmaus. (Hypudaeus terrestris. Campagnol Schermaus.)

Gehört zu der Abtheilung Arvicola. Der Körper derselben 6 Zoll lang. Der Kopf ist etwas kürzer, die Schnauze dicker als bei der Hausratte; der Rücken braunroth mit schwarz gemischt; die unteren Theile aschgrau; der Schwanz röthlich aschgrau, ganz nackt, und ungefähr halb so lang als der ganze Körper. Es sind böse und zornige Thiere, die sich, angegriffen, zur Wehre setzen. Man findet sie in der Nähe der Bäche im Elsaß, Deutschland und Schweden.

Die Wassermaus. (Hypudaeus amphibius. Campagnol rat d'eau.)

Gehört zu derselben Abtheilung wie die früheren. Der Körper 6—7 Zoll. Der Kopf ist dick, die Schnauze wie abgehauen. Schwarzgrau, gelblich leicht überlaufen; die unteren Theile etwas weißer; der Schwanz schwarz und über die Hälfte des Körpers lang. Doch wechselt die Farbe sehr ab, und man findet sogar ganz weiße Wassermäuse. Dieses Thier ist in ganz Europa zu finden, es gräbt Gänge unter der Erde in der Nähe von Gewässern, wobei es die Erde nach Art des Maulwurfes aufwirft, und indem es so die Wurzeln von nützlichen Gewächsen entblößt, sehr schädlich wird. Außer der Pflanzennahrung frißt dieses Thier auch Krebse und allerlei Wasserinsecten. Es vermehrt sich ziemlich stark; das Weibchen liebt zärtlich seine Jungen, und wenn sie Gefahr ahnet, so schleppt sie dieselben im Maule selbst durchs Wasser von einem Orte zum anderen.

T. 110. **Die kleine Feldmaus.** (Hypudaeus arvalis. Campagnol vulgaire.)

Der Rücken ist röthlich grau, die unteren Theile hellgrau, beide Farben gehen nach und nach in einander über; der Schwanz ist behaart und mißt ein Drittel der Körperlänge; die Ohren sind mittelmäßig und rund. Dieses ungemein schädliche Thier findet man in Europa und Asien auf Feldern und Äckern. Im Grase baut es sich sein Nest, und für den Winter eine Höhle in der Erde. Sie vermehren sich so ungemein, daß davon die abergläubische Sage von Mäuseregen entstanden ist. Selbst nasse Jahre, die zur Vertilgung ihrer Gattungsverwandten viel beitragen, schaden ihnen wenig.

T. 110. **Der Lemming.** (Hypudaeus lemnus. Le Lemming.)

Diese Gattung gehört zu der dritten Abtheilung der Erdmäuse. Der Lemming ist ungefähr 5—6 Zoll lang; hat sehr kurze runde Ohren, die zwischen dem Haare versteckt sind; der Körper schwarz und falb gefleckt; die unteren Theile weiß. Das Vaterland dieses Thieres sind die Alpen von Norwegen und Lappland. Merkwürdig sind die Wanderungen dieser Thiere. Wenn sie sich an einem Orte zu stark vermehrten, unternehmen sie dieselben in Zwischenräumen von ungefähr 10 Jahren in sehr großen Haufen. Dabei gehen sie immer gerade vorwärts; nur Felsen und durchaus unüberwindlichen Gegenständen weichen sie aus, durch Flüsse schwimmen sie hindurch; wenn sich ihnen ein Mensch in den Weg stellt, so beißen sie ihn und geben einen kläffenden Ton von sich; wenn ihrer endlich noch so viele getödtet werden, so setzen die nachfolgenden ihren Weg doch weiter fort. Man hat sich bemüht, die Ursache dieses Wanderungstriebes zu ergründen; man hat gedacht, daß es vielleicht die Vorempfindung eines strengen Winters hat, da ein solcher ihren Wanderungen nachzufolgen pflegt; allein von solchem Instincte bei den Thieren ist nicht viel zu halten. Andere sind der Meinung, die Natur hätte ihnen diesen Trieb gegeben, um ihre Anzahl zu vermindern; denn wirklich kommt eine große Menge derselben auf solchen Zügen um; viele ertrinken in Gewässern, noch mehrere werden durch Raubthiere und Raubvögel aufgezehrt.

i) Biberartige (Castorina.)

24. Gattung.

Biber. (Castor. Castor.)

Der Körper ist dick, hinten mit längeren Haaren bedeckt als vorne. Die Füße sind kurz und stark; alle Füße mit 5 Zehen; die Zehen an den Vorderfüßen sind frei, die an den Hinterfüßen mit einer Schwimmhaut

verbunden; die Nägel sichelförmig. Der Schwanz ist kürzer als der Körper, breit, flach, schuppig und sehr schütter behaart; der Kopf ist klein, die Schnauze stumpf; die Ohren klein und abgerundet. Auf der Brust sind 4 Säugewarzen.

T. 110. Der gemeine Biber. (Castor fiber. Le castor.)

Der Körper des Bibers erreicht die Länge von 2½—3 Fuß. Der Schwanz ist 11 Zoll lang, 5 Zoll breit; die Farbe des Pelzes kastanienbraun, gegen unten zu etwas heller als am Rücken. Das Vaterland dieses Thieres ist das nördliche Amerika, Asien und Europa; einst war er viel zahlreicher, durch unausgesetzte Verfolgungen ist es so weit gekommen, daß er in Gegenden, wo er sonst häufig war, nun zu einer Seltenheit geworden ist.

Unter allen Säugethieren ist dem Biber die bewunderungswürdigste Kunst eigen. Er äußert sie bei dem Bau seiner Wohnung. Im Sommer bewohnt er ganz einfache Uferhöhlen, im Winter dagegen machen sich ganze Gesellschaften über den Bau ihrer Gebäude her. Doch geschieht dieß nur in den entlegensten Gegenden von Nordamerika, wo sie von Menschen nicht beunruhigt werden. Es werden dazu Gewässer gewählt, die im Winter nie bis an den Boden zufrieren, am liebsten fließende, um die gefällten Baumstämme an den bestimmten Ort schwemmen zu können. Die Bäume werden rundum mit den scharfen Zähnen benagt, doch auf der einen Seite mehr als auf der anderen, damit der abgenagte Baum in der beliebigen Richtung falle. Damit das Wasser immer in gleicher Höhe erhalten werde, so baut die ganze Gesellschaft gemeinschaftlich einen Damm aus Ästen und Koth, der alle Jahre reparirt wird. Dann aber trennen sich die einzelnen Familien zu zweien oder dreien, und führen ihre Hütten, die aus Ästen geflochten und mit Koth beworfen sind, auf. Sie bestehen aus zwei Stockwerken; in dem oberen, trockenen, wohnen die Thiere, in dem unteren, das sich unter dem Wasser befindet, werden die Vorräthe aufbewahrt; aus diesem führt ein Ausgang auf den Boden des Wassers.

Übrigens ist der Biber ein sanftes Thier, das sich leicht zähmen und an allerlei Kost gewöhnen läßt. Seine Stimme, wenn er unruhig ist oder etwas verlangt, besteht in einem dumpfen Geschrei oder Winseln, welches zuweilen in eine Art Gebelle ausartet. Seine Nahrung, die aus allerlei Wurzeln und Baumrinden besteht, nimmt er, auf den Hinterfüßen sitzend, zu sich, auf die Art ungefähr wie ein Eichhörnchen. Seine meisten Geschäfte verrichtet er in der Nacht.

Bibergeil ist eine stark riechende bittere Materie, die sich in zwei Drüsen am After des Bibers absondert, und als Arzeneimittel treffliche Dienste leistet. Die Biberfelle geben ein sehr gutes Pelzwerk, womit ein bedeutender Handel getrieben wird. Aus den Haaren werden die bekannten Castorhüte bereitet. Das Fleisch des Bibers ist sehr geschmackvoll; die Amerikaner lieben es vorzüglich in der Haut gebraten. Vornehmere unter ihnen geben jährlich einigemal Gastmähler, und dabei darf ein gebratener Biber nie fehlen. Die Schneidezähne sind bei diesem Thiere ungemein stark, und wachsen immer nach, so wie sie sich abreiben. Auch versteinerte Gebeine eines Bibers der Vorwelt, die bedeutend größer sind als die des jetzigen, fand man beim See Rostow in Rußland.

Sechste Ordnung der Säugethiere.

Diese Thiere machen den Übergang von den Nagethieren zu den wiederkäuenden, und stehen also zwischen beiden in der Mitte. Sie haben dem Ansehen nach viele Ähnlichkeit mit den mäuseartigen Thieren, und unterscheiden sich gleich wieder in anderem Betrachte von denselben. Mit den wiederkäuenden haben sie bloß in Hinsicht auf die vegetabilische Nahrung, welche sie brauchen, und wenigstens bisweilen auf eine gewisse Art wiederkäuen, viele Ähnlichkeit. Ein besonderes Kennzeichen dieser Thiere ist, daß sie in beiden Kinnladen zwei Vorderzähne haben, wovon die in der oberen doppelt sind. Die Vorderfüße haben 5, die hinteren nur 4 Zehen.

1. Gattung.

T. 114. Der gemeine Hase. (Lepus timidus.)

Der Körper ist nahe an 2 Fuß lang und 10 Zoll hoch. Der Schwanz mißt 3 Zoll. Der Kopf ist länglich, nach der Schnauze zu schmal und oben abgerundet; die Schnauze ist mit vielen Barthaaren besetzt. Außer den Vorderzähnen hat er noch hinten mehrere Schneide- und Backenzähne, die man nicht sieht, und womit er das Futter zermalmt. Die beiden großen Augen stehen fast beständig offen, selbst im Schlafe. Sein Gesicht ist schlecht, desto feiner und schärfer aber Geruch und Gehör. Die Nasenlöcher haben einen besonderen Bau, sie sehen fast wie ein Maul aus. Die Nase bewegt er fast unaufhörlich. Die Ohren sind länger als der Kopf, sehr beweglich, und an der Spitze schwarz. Diese geben, nebst dem auf der oberen Seite schwarz behaarten Schwanze, das Unterschiedsmerkmal der Hasen ab. Der Hals ist ziemlich dick. Die Vorderfüße sind kurz und dünn, die hinteren aber halb so lang wie der Leib. Das Haar ist lang und das untere wollig. An den Spitzen ist es weißgrau und

schwarzgrau gesprengt; nach der Wurzel aschgrau und sehr weich. Unter dem Bauche hat er eine weißliche oder grauliche Farbe. Überhaupt sieht der Hase beinahe so aus, wie der graue Lehmboden, so daß man ihn in einiger Entfernung kaum davon unterscheiden kann.

Diese Thiere tragen mit Recht den Beinamen furchtsam (timidus), denn Furchtsamkeit ist das charakteristische Gemüthskennzeichen des Hasen. Dieses überall verfolgte Thier ist überaus flüchtig und schnell. Sein Lauf ist eine Art Springen. Im eigentlichen Gehen hindert ihn die ungleiche Länge seiner Vorder- und Hinterfüße. Man sieht ihn daher auch bei der langsamsten Bewegung immer hüpfend. Mit den langen Hinterfüßen, in welchen er sehr viel Gewalt hat, daß man ihn nur mit äußerster Anstrengung festhalten kann, schnellt er sich fort, und ist im Stande, vermittelst derselben weite Sprünge zu thun. Dem Baue seiner Füße zu Folge ist er im Stande, sehr schnell einen Berg hinan zu laufen; das Herunterlaufen ist ihm beschwerlich. Seine ziemlich scharfen und spitzigen Nägel an den Zehen dienen ihm zum Anhalten auf unebenem Boden. Auf glattem Boden kann er nicht gut fort.

Er ist beinahe über die ganze Erde verbreitet, nur die heißesten Erdstriche ausgenommen; in den meisten Gegenden Deutschlands aber in großer Menge, denn er vermehrt sich sehr stark. Sie haben einen heftigen Trieb zur Begattung, und befriedigen denselben schon, bei günstiger Witterung und hinlänglichem Futter, im Jänner und Februar. Die Paarung nennt man das Rammeln. Der Rammler (die Benennung des Männchens) spürt dem Weibchen nach, sobald er den Paarungstrieb empfindet. Gemeiniglich bemühen sich mehrere Männchen um die Gunst des Weibchens, und folgen ihr mit Knurren nach. Nicht selten gerathen die Männchen wegen der Häsin unter einander in Streit, und balgen und beißen sich heftig. Dabei sitzen sie auf den Hinterfüßen, richten den Leib gerade in die Höhe, und schlagen einander mit den Vorderpfoten heftig und schnell um die Köpfe. In einer Entfernung von hundert Schritten kann man den possirlichen Geberden zusehen, und man vernimmt ein heftiges Knurren, da sie doch sonst keinen Laut hören lassen. Aus solchem Streite kann sie nur die höchste Gefahr bringen. Der Sieger empfängt meistens die Gunst der Häsin, und er folgt ihr über den ganzen Sommer als Gatte. Wenn sie trächtig ist, begleitet er sie allenthalben. Nach einem Monate gebiert die Häsin das erste Mal ein oder zwei, hernach fast immer drei, wohl auch vier bis fünf Junge. Sie legt dieselben in ein flaches Loch, hinter einen Dunghaufen, oder im Walde unter Moos und Laub. Die Jungen können gleich bei der Geburt sehen. Die Mutter erzieht nur drei, die übrigen kommen um. Sie säugt sie nur zwanzig Tage, und überläßt sie dann ihrer eigenen Fürsorge. Sechs Tage nach der Zeit, da sie geboren hat, begatten sie sich wieder, und zwar bis im Juli und später. Wenn die Jungen die Mutter verlassen, leben sie einsam für sich, bleiben aber in der Gegend, wo sie geboren wurden. Nach etwa 15 Monaten sind sie völlig ausgewachsen, aber eher sind sie noch zur Begattung fähig. Man kann sie mit einiger Mühe aufziehen und mit Milch ernähren. Am liebsten ist ihnen der Braunkohl. Sie gewöhnen sich an den Menschen, laufen ihm nach und lassen sich gern von ihm liebkosen, werden aber nie ganz zahme Hausthiere. Wenn sie auch ganz jung aus dem Neste genommen werden, vergessen sie doch ihre Freiheit nie. Auch ziehen sie dieselbe aller Pflege und allen Schmeicheleien vor, und entlaufen, sobald sich Gelegenheit darbietet. Manche junge Hasen empfinden den Verlust der Freiheit so schmerzhaft, daß sie keine Nahrung zu sich nehmen und vor Hunger sterben.

Die Nahrung besteht in Vegetabilien. Alle thierischen Theile sind ihnen höchst zuwieder; besonders können sie Fettigkeiten nicht leiden. Ich habe, schrieb mir ein Freund von seinem Landhause, einen Garten, den ich vor einem Jahre anlegte. Der Winter dieses Jahres war sehr kalt und es fiel häufiger Schnee, der mehrere Schuhe hoch die Felder bedeckte. Eines Tages früh besah ich meine jungen Bäumchen, welche ich sorgfältig mit Stroh umwand, um sie vor Kälte zu schützen. Ich bemerkte, daß von einigen das Stroh völlig abgelöset und von Hasen benagt worden war; ich bestrich die noch unbeschädigten mit Schweinsfette, und alle blieben ferner unbeschädigt, obwohl von meinen Nachbarn die häufigsten Klagen ertönten, daß selbst mehrjährige Bäume von den Hasen so sehr benagt wurden, daß sie im nächsten Sommer abdorrten.

Der Hase ist ein sehr geplagtes Thier. Kaum ist er in bewohnten Gegenden seines Lebens eine Stunde sicher. Er muß daher immer auf der Hut seyn. Seine größten Feinde sind Menschen, Hunde und Geier; auch der Wolf, der Luchs und Fuchs verfolgen und tödten ihn. In der Jugend finden viele ihren Untergang durch die wilden Katzen, Raben und Krähen. Allmählig naht seine Todesstunde mit kommendem Herbste. Da jagt man ihn auf verschiedene Art. Windhunden, die auf ihn gehetzt werden, entkommt er durch seine geschickten Wendungen oft. Wird er gefaßt, so stößt er einen kurzen schreienden Ton aus, und ergibt sich ohne Gegenwehre, vorzüglich bei Trieb- und Klapperjagden, wobei die zusammengetriebenen Hasen von den aufgestellten Jägern geschossen werden. Lebendig fängt man die Hasen durch Schlingen von Eisendraht.

Das Fleisch der jungen Hasen ist allgemein beliebt. Einige Nationen verschmähen das Hasenfleisch, wie die Perser und Armenier; auch in Rußland ißt es der gemeine Mann nicht, und der Grönländer speiset lieber

feinen Polarfuchs. — Das Fell ist kein taugliches Pelzwerk, aber seine Haare schätzt man zu besonderen Arbeiten, vorzüglich zu feinen Hüten; werden aber auch gesponnen, und aus dem Garn wird mancherlei Zeug zu Beinkleidern gewirkt; man strickt auch Strümpfe, Handschuhe und andere Dinge davon. Die meisten Felle kommen aus Rußland, wo sie bloß des Felles wegen getödtet werden.

Als Arzenei braucht man bloß Blut und Fett zu gewissen Absichten.

Der gehörnte Hase.

Die Natur überschreitet bisweilen ihre Gesetze, und so kann sich zwar die Meinung einiger Naturforscher bestätigen, daß aus der Stirn dieses Thieres Hörner hervorsprießen, welche dem Geweihe eines Rehbockes ähnlich sehen sollen. Allein da hingegen viele berühmte Männer bei aller Mühe kein solches Thier finden konnten, so scheint es eine Fabel zu seyn.

Der nordische Hase. (Lepus variabilis.)

Dieser ist, einige wenige Umstände ausgenommen, in der Gestalt dem ganzen Körperbaue, der Lebensart rc., dem gemeinen Hasen gleich, und ist daher auch nur als eine bloße Spielart vom gemeinen anzusehen. Die weiße Farbe ist zwar ein wesentliches Kennzeichen, jedoch ändert er sie bisweilen in's Graue. Besonders diejenigen, welche man auf den Gebirgen im Österreichischen, wie auch auf den schweizerischen Alpen antrifft, sind nur über den Winter weiß, im Sommer haben sie die graue Farbe unseres Hasen. In Lappland sind die Hasen 10 Monate im Jahre weiß, und nehmen nur in den wärmsten Sommermonaten, wo in jenen Gegenden die Sonne beständig über dem Horizonte bleibt, die graue Farbe wieder an. In Grönland hingegen sind die Hasen immer weiß. Sie leben oft in Scharen von mehreren Hunderten beisammen, nähren sich von mancherlei Gräsern und Moosarten. Manche nordische Völker essen das verdaute Futter im Magen dieser Thiere roh. Den Koth in den Gedärmen brauchen sie statt der Dochte in Lampen, und die Felle zur Kleidung.

Das Fleisch soll eben so wie jenes der einheimischen schmecken. Daß die Beschaffenheit des Klima's einen Einfluß darauf habe, ist glaublich.

2. Gattung.

Der Wabosch. (Lepus americanus.)

Die Größe beträgt höchstens 1¼ Fuß; die Ohren sind bei dem amerikanischen Hasen, wo nicht kürzer, doch nie länger als der Kopf. In der Farbe des Haares findet zwischen ihm und dem gemeinen ein merklicher und bleibender Unterschied Statt.

Er lebt im nördlichen Amerika in ungeheurer Menge. In cultivirten Staaten thut er an Pflanzungen beträchtlichen Schaden. Um die Hudsonsbay fängt man ihn mit Schlingen von Eisendraht. Zwischen den Jahren 1708 und 1714 erhielt man daselbst 25,000 Stück. Fleisch und Fell sind brauchbar.

3. Gattung.

T. 114. Das Kaninchen. (Lepus cuniculus.)

Die Gestalt des Kopfes, der Bau der Ohren und Augen ist eben so, wie am gemeinen Hasen. Doch die viel geringere Größe, die Farbe und Lebensart, die unbehaarten Ohren und die viel kürzeren Hinterfüße unterscheiden wesentlich von demselben. Auch paart es sich nicht mit diesem, oder zeugt wenigstens keine Jungen mit ihm. Der Gang ist ebenfalls hüpfend, aber nicht so schnell und ausdauernd. Dafür hat ihm aber die Natur noch einen Kunsttrieb verliehen, welcher dem Hasen mangelt, nämlich das Miniren und Untergraben der Erde, weßwegen er auch in Gebäuden vielen Schaden anrichtet. Dieses thun diese Thiere mit den Vorderpfoten, die sie dabei sehr schnell hin und her bewegen. Das Haar, womit der Leib bedeckt ist, ist zwar nicht so lang, aber noch feiner als am Hasen.

Die Länge des Leibes beträgt über 1½ Fuß, der Schwanz mißt 2½ Zoll. Das Weibchen ist etwas größer als das Männchen. Die vorzüglichsten Sinne des Kaninchens sind Gehör und Geruch. Das Knurren, welches man beim Hasen zuweilen hört, bemerkt man am Kaninchen nicht, wohl aber ein durchdringendes Geschrei, wenn sie gequält werden.

Das Vaterland des wilden Kaninchens ist das gemäßigte Europa und Asien; kalte Länder bewohnen sie nicht. Am liebsten leben sie an einem mit Buschwerk bewachsenen Platze, wo Männchen und Weibchen gemeinschaftlich eigene Wohnungen haben, die sie meistens winklicht und krumm anlegen, mit mehreren Ausgängen, um

sich vor den Füchsen, Mardern, Wieseln, Iltissen, welche auf sie lauern und in ihre Höhlen nachkriechen, zu schützen.

Die Kaninchen sind nicht weniger schlau als die Hasen. Wenn sie auf Nahrung ausgehen, bedecken sie die engen Eingänge, damit ihre Kanäle nicht entdeckt werden. Merken sie aber, daß man sie aufgespürt hat, und daß sie in Gefahr sind, so ziehen sie aus und nehmen eine Wohnung in einer anderen Gegend. Wenn das Weibchen Junge bringt, so gräbt es in ihrer Wohnung eine eigene Kammer, die sie zum Lager für die Jungen mit eigenen Haaren ausfüttert. Sie liebt und pflegt sie mit vieler Sorgfalt, und bleibt die ersten Tage bei ihnen, hernach geht sie wieder aus, um Futter zu suchen.

Der Geschlechtstrieb ist sehr rege. Sie begatten sich Anfangs Februar. Nach vier Wochen bringt das Weibchen 3 bis 4 Junge zur Welt, die fast ganz kahl sind. Nach 14 Tagen begattet sich die Säugemutter schon wieder, und bringt im Jahre wenigstens viermal Junge. Nach vier Wochen bekümmern sich die Alten nicht mehr um die Jungen, weil sie schon im Stande sind, sich selbst zu versorgen. Die Kaninchen leben friedlich beisammen, und nur die Eifersucht bringt manchen Streit unter die Männchen, und der Schwächere darf sich dem Weibchen nicht nähern.

Die Nahrung haben die Kaninchen mit dem Hasen ganz gemein. So wie diese fressen sie allerlei Pflanzen und Gräser. Sie benagen die Rinden der Bäume, und werden ihrer Gefräßigkeit wegen da, wo sie zu häufig sind, zur wahren Landplage.

Das Fleisch wird von Vielen mehr als das Hasenfleisch geachtet. Die neugebornen Jungen werden von Manchen mit dem Eingeweide gebraten und gegessen.

Das Fell ist als Pelzwerk wenigstens zu Unterfutter, die Haare derselben sind zu Hüten und Zeugen zu gebrauchen.

Die zahmen Kaninchen sind sehr possirliche Thierchen. Sie belustigen den Besitzer durch artige Manieren und Posituren. Durch Füttern mit Äpfeln, die eine Lieblingsspeise für sie sind, kann man sie gewöhnen, daß sie einem wie die Katzen nachlaufen; nur muß man sich hüthen, sie zu ängstigen oder mit Hunden zu jagen, denn sonst werden sie scheu und verlieren ihre Zahmheit bald wieder.

Wer an diesen Thieren Vergnügen findet, kann sich Kaninchenberge anlegen, und sie hier in der Erde in selbst verfertigten Höhlen wohnen lassen. Man wähle eine Anhöhe, wo kein Wasser hinkommen kann, umzieht dieselbe mit einem Wassergraben oder Einfriedigung, damit sie sich nicht verlaufen. Sie verwildern völlig, wenn sie durch Zufall in's Freie kommen. Mit Hafer gemästet bekommt ihr Fleisch einen besonders guten Geschmack.

Das angorische Kaninchen, oder der Seidenhase. (Lepus cuniculus angorensis.)

Ist eine bloße Spielart des gemeinen Kaninchens. Es übertrifft dasselbe zwar etwas an Größe, kommt aber sonst in allen Stücken, das Haar ausgenommen, mit ihm überein. Sein Vaterland ist Angora. Das Haar gleicht dem der angorischen Ziege, ist einige Zoll lang und außerordentlich weich, fein und etwas glänzend. Von Farbe sind sie verschieden, gemeiniglich weiß und bläulich aschgrau. Es gibt aber auch solche, die eine schwarze, schwärzliche, fahle und mehrere Farben zugleich haben.

Ihre Sitten und Manieren, die Nahrung und sonstige Lebensart sind dem gemeinen Kaninchen gleich. Auch vertragen sie das hiesige Klima sehr gut, und erfrieren in dem kältesten Winter nicht leicht. Da sie doch aus wärmerem Klima herstammen, so muß man ihnen, wenn man sie zur Zucht hält, auch mehr Sorgfalt angedeihen lassen als dem gemeinen. Je reichlicher und besser die Nahrung ist, desto reichlicher liefern sie Haare, welche man alle 8 oder 14 Tage mittelst eines dazu dienlichen Kammes abkämmen kann. Viele rupfen dieselben auch aus, doch scheint dieß nicht so gut zu seyn, weil dadurch viel junges Haar mit ausgerissen wird. Man kann nach 6 bis 8 Wochen das Thier am ganzen Körper scheeren. Dieses kostbare Haar wird sehr geschätzt und theuer bezahlt. Es wird zu mancherlei schönen Zeugen, die sehr fein und glänzend sind, und zu Hüten, Strümpfen, Handschuhen u. dgl. verwendet.

Das Fleisch ist widrig süß, doch nicht ekelhaft.

4. Gattung.

Scabinen.

Sie stehen zwischen den Hasen und Mäusen mitten inne. Alle sind in Amerika einheimisch und gehören diesem Theile unserer Erde ausschließend zu. Sie haben sowohl mit den Kaninchen als mit den Mäusen Ähnlichkeit in der Lebensart, und man nennt diese Thiere auch deßwegen Halbkaninchen. Sie haben im Oberkiefer

2 keilförmige getrennte und zugespitzte Vorderzähne, und im unteren 2 oder 4, die aneinander stehen. An ihren Vorderbeinen haben sie 4, hinten meistens nur 3 Zehen. Der Schwanz fehlt entweder ganz, oder ist doch nur kurz und unbehaart. Man kennt nur 5 Abtheilungen.

a) **Der Paka.** (Cavia paca.)

Der Körper, wenn er seine völlige Größe erreicht hat, ist über 1½ Fuß lang und größer als ein Hase. Die Vorderbeine sind 7, die hinteren aber 9 Zoll lang; beim Gange ist daher der Kopf jederzeit niedriger als der Hintertheil des Leibes. Der Kopf ist rund, die Schnauze kurz und der Leib dick und gedrängt. Die äußere Gestalt gleicht einem jungen Schweine. Das Haar ist grob, kurz und nicht dicht; seine Farbe ist braun, auf dem Rücken etwas dunkler. Der Hals ist unten schmutzig weiß; von gleicher Farbe sind auch die Brust, der Bauch und die inneren Seiten der Lenden. Längs den Seiten hin laufen 5 Streifen, die von weißen unregelmäßigen Flecken gebildet werden.

Die Stimme gleicht dem Grunzen eines jungen Schweines. Auch im Fressen ähnelt er demselben; denn er wühlt mit der Nase in die Erde, wenn er Nahrung suchen will. Die Sitten sind mit den der Kaninchen ziemlich gemein; er sitzt auf den Hinterbeinen, putzt sich Kopf und Bart mit den Füßen 2c. Seine Bewegung ist ungeschickt und plump. Selten läuft er schnell.

An das häusliche Leben gewöhnt er sich leicht, und scheint auch unser Klima gut vertragen zu können. Buffon hatte einen lebendigen Paka, welchen er ein Jahr lang in einem hölzernen Kasten hielt, in welchem er sich beim Tage, wenn es ihm nicht an Futter gebrach, ganz ruhig verhielt. Wenn es aber anfing dunkel zu werden, so nagte er an dem Gitter des Kastens, und bezeigte ein heftiges Verlangen nach Freiheit. In der Wildheit geht er zur Nachtszeit seinem Geschäfte nach. — Jener zahme Paka verunreinigte seine Wohnung nie, in welcher er saß. Er konnte überhaupt keine Unreinigkeit leiden. Als man einmal ein Kaninchenmännchen — der Paka war weiblichen Geschlechtes — mit in den Kasten sperrte, und diesen, nach gewöhnlicher Sitte, verunreinigte, verließ er den Kasten, und ging nicht eher wieder hinein, bis man den unreinlichen Gast entfernt und den Kasten gesäubert hatte.

Das Naturell des Paka ist sanft und folgsam. Wenn man ihn streichelt und liebkoset, so gibt er seine Zufriedenheit durch das Belecken der Hände zu erkennen.

Seine Nahrung im natürlichen Zustande sind Obst und allerlei Baumfrüchte; zahm ist Brot seine gewöhnliche Speise. Besonders liebt er Zucker, und gibt seine Freude, wenn ihm selber gereicht wird, durch Springen zu erkennen. Übrigens ist er sehr gefräßig und benagt selbst Holz und Kohlen.

Das Weibchen bringt nur 1 Junges auf die Welt. Dieses verläßt die Mutter nicht eher, als bis es ganz ausgewachsen ist. Junge Männchen leben so lange mit der Mutter in Gesellschaft, bis sie sich mit derselben begatten.

Das Fleisch dieser Thiere ist sehr wohlschmeckend, und sieht gebraten wie Kalbfleisch aus.

b) **Der Akuschi.** (Cavia acuschi.)

Die Gestalt gleicht ebenfalls einem jungen Schweine. Er ist kleiner als der Paka, und sein Leib ist nicht so dick. Der Obertheil des Leibes ist braun, der Unterleib aber schmutzig weiß. Der Schwanz ist einige Zoll lang und unbehaart. Lebensart, Sitten und Manieren sind jenen des Paka gleich. Sein Fleisch wird gegessen.

c) **Der Aguti.** (Cavia aguti.)

Hat ungefähr die Größe einer Hauskatze, und gleicht an Gestalt mehr dem Kaninchen als einem anderen Thiere. Da es viele Ähnlichkeit mit dem jungen Schweine hat, wird es auch zuweilen Ferkelkaninchen genannt. Sein gefleckter Leib ist auf der äußeren Haut mit fast unsichtbaren Wärzchen bedeckt. Auf jedem dieser Wärzchen sitzen drei Haare, und zwischen ihnen ist die Haut ganz kahl. Die Haare sind borstenartig, und die den Rücken bedecken viermal länger als am Vordertheile. Die Farbe des Haares ist ringweise, schwärzlich und gelb; die Barthaare sind schwarz; die Ohren sind kahl und nicht viel länger als das Kopfhaar, aber ziemlich breit. Die Vorderfüße haben 4, die Hinterfüße nur 3 Zehen. Der Schwanz kahl und kaum 2 Zoll lang. Die Stimme ist eine Art von Grunzen. Das sanfte Naturell des Paka bemerkt man an diesem nicht. Es ist wild und streitig, und beißt und nagt an Allem, was ihm vorkommt. Wenn es erzürnt wird, schnappt es nach dem Menschen, und beißt sehr empfindlich. Beim Fressen zeigt es einen Heißhunger, und nimmt Alles an, was man ihm vorlegt. Sein Lauf ist schnell, das Gesicht und Gehör scharf.

In der Freiheit gräbt es keine Löcher in die Erde wie das Kaninchen, hält sich aber doch nicht auf dem freien Erdboden, sondern in Baumhöhlen und anderen Schlupfwinkeln auf.

Seine Nahrung sind: Wurzeln, Baumblätter, Kräuter und Samen. Es bringt seine Nahrung mit den Vorderfüßen zum Maule; wenn es säuft, welches doch nicht häufig geschieht, so saugt es die Flüssigkeit ein. Es schläft nur wenig, mit offenen Augen, entweder auf dem Hintern sitzend, oder auf dem Gesichte liegend.

Wenn der Aguti jung gefangen wird, ist er leicht zu zähmen. Durch fleißige Fütterung kann man ihn sehr leicht an sich gewöhnen, und er liebkoset den, der ihm Nahrung reicht.

Das Weibchen wirft zweimal im Jahre, und jedesmal 2 Junge auf ein Lager, welches in Gesträuchen aus Laub, Moos und dergleichen zubereitet worden ist. Der schnelle Wachsthum der Jungen läßt auf kurze Lebensdauer schließen.

Das Fleisch ist wohlschmeckend, das aber doch von Manchen nicht geachtet wird. Man jagt das Thier mit Hunden. Wenn es verfolgt wird, und in eine Höhle schlüpfen kann, so bleibt es hartnäckig sitzen, man mag thun, was man will, bis endlich durch Rauch das Thier halb erstickt ist, so erhebt es ein Angstgeschrei und kommt hervor.

T. 114. d) **Das Meerschweinchen.** (Cavia cobaya.)

Die Größe und Gestalt gleicht dem Hauskaninchen; doch ist der Bau unförmlicher. Der Kopf ist dick und oben etwas glatt, die Schnauze stumpf und die Oberlippe gespalten, aber dabei geschlossen. Man bemerkt zwischen dem Kopfe und Rumpfe fast gar keinen Hals. Der Schwanz fehlt gänzlich; die Beine sind kurz. Die Vorderfüße haben 4, die Hinterfüße 3 Zehen, welche mit ziemlich langen Nägeln besetzt sind. Die Länge dieses Thierchens beträgt 1 Fuß, die Höhe 4 Zoll.

Das 1 Zoll lange Haar, welches den Leib bedeckt, hat von der Wurzel bis zur Spitze einerlei Farbe; übrigens sind sowohl die zahmen als wilden meistens gefleckt; doch trifft man bei den ersteren die größte Abwechselung an. Man sieht weiße, schwarze, gelbe und bunte.

Das Meerschweinchen hat ein sanftes, aber ziemlich unempfindliches Naturell. Es bringt fast sein ganzes Leben mit Fressen, Schlafen und in der Liebe zu. Der Schlaf dauert nicht lange, kommt aber bald wieder. Das Thierchen sitzt dabei mit gekrümmtem Rücken, und hält die Augen ganz geschlossen. Wenn das Männchen schläft, wacht neben ihm das Weibchen, und umgekehrt. Die Stimme hat große Ähnlichkeit mit dem Grunzen eines Spanferkels. Sie ertragen nur ein warmes Klima; Kälte ist ihnen durchaus zuwieder. Ihr Aufenthalt muß warm, reinlich und trocken seyn, sonst gedeihen sie nicht. Steigt die Kälte bis zum Frost, so sterben sie gemeiniglich. Sonst können sie 8 Jahre alt werden.

So sanft die Männchen sonst sind, so kämpfen sie doch zur Zeit der Begattung mit ihren Buhlen so heftig, daß manche das Leben einbüßen. Sie stampfen dabei trotzig mit den Füßen und knirschen mit den Zähnen.

Manches Weibchen wirft schon im zweiten Monathe ihres Lebens. Sie tragen 3 bis 4 Wochen und bringen 1 bis 4 Junge zur Welt, die sie etwa 14 Tage säugen. Zwölf Stunden nach der Geburt laufen die Jungen umher und fressen, und die Mutter begattet sich einige Tage nachher, wenn sie geboren hat. Die Männchen pflegen die Jungen oft zu fressen, die Mütter suchen sie daher in Sicherheit zu bringen.

Das Vaterland dieser Thiere ist Amerika, und zwar vornehmlich Brasilien. Da es über das Meer kam, so scheint dieß Anlaß zur Benennung gegeben zu haben.

Die Nahrung des Meerschweinchens besteht in demselben, was die Hauskaninchen freßen. Ehe sie schlafen gehen, nehmen sie eine gute Mahlzeit ein. Ihr Trank ist Wasser und Milch. Sie sind von manchen Krankheiten und Insecten geplagt; auch sind sie der Auszehrung und dem Durchfalle unterworfen, und auf der Haut nistet eine Milbe, welche Meerschweinslaus genannt wird.

Das Fleisch wird in Brasilien gegessen; bei uns findet es keine Liebhaber. Es hat einen widrigen Geschmack. Das Fell ist nicht nutzbar.

e) **Der Capybara.** (Cavia capybara.)

Einige Naturforscher hielten dieses Thier für ein Schwein; doch hat es einen viel kürzeren Kopf, einen nicht so weit geöffneten Rachen, und die Füße und Zehen, die ganz anders beschaffen sind, als am Schweine, haben zwischen den 3 Zehen der Hinterfüße Häute, die Vorderfüße haben 4 Zehen. Die Augen sind größer und die Ohren kürzer als beim Schweine. Sein Vaterland ist Guiana. Das Fleisch ist fett und zart; doch hat es einen fischigen Geschmack. Seine Stimme gleicht dem Schreien eines Esels.

5. Gattung.

Faulthiere. (Bradypus.)

Schon der Name bezeichnet die Trägheit und den äußerst langsamen Gang dieses Thieres. Dem äußerlichen Ansehen nach gleicht es einem Affen. Man kennt 3 Abtheilungen:

T. 116. a) **Der Ai.** (Bradypus tridactylus.)

Er ist etwa so groß als ein mittelmäßiger Fuchs. Sein Gesicht ist bis auf den kahlen Mund mit kurzen Haaren bedeckt. Die äußeren Ohren sind eine Art von Wulst, und liegen unter den langen, vom Kopfe herunterfallenden Haaren versteckt. Der Leib ist mit langen, flachsartigen, zottigen Haaren bedeckt, deren Farbe verschieden ist. Die langen, gekrümmten, scharfen Klauen sind weißlich, und dienen ihm vorzüglich zum Anhalten. Der Ai findet sich bloß in Amerika, und zwar in Brasilien, am Amazonenflusse, in Guiana. Seiner Langsamkeit wegen ist es ein überaus merkwürdiges Thier. Wenn er einen Fuß nach dem anderen fortsetzt, so braucht er 8 bis 9 Minuten, und eben so viel, um inzwischen auszuruhen. So oft er einen Fuß fortsetzt, läßt er ein widriges Geschrei hören. Obgleich es scheint, er könne sich nicht vertheidigen, so ist er doch stark genug, selbst den Angriff eines kleinen amerikanischen Tigers abzuhalten. Des Nachts schreiet er gravitätisch in verschiedenen Tönen: Ai! Ai! Ai! daher nennt man ihn scherzweise den Erfinder der Musik.

Seine Nahrung sind Baumblätter, und zwar die liebsten sind ihm die des Kanonen- und Trompetenbaumes, der oft 30 bis 40 Fuß hoch wird. Zum Heruntersteigen braucht er 5 bis 6 Tage, und geht nur dann wieder auf einen anderen Baum, bis ihn der Hunger quält. — Dick und gemästet kommt er vom Baume herab, aber ganz verzehrt ist er, wenn er wieder einen anderen erreicht hat. Oft stürzt er sich zusammengerollt von einem kahlgefressenen Baume, um desto geschwinder herabzukommen.

In der Gefangenschaft soll er keine Nahrung zu sich nehmen, und den Hunger einen Monath lang ertragen können. Ihr Fleisch wird gegessen.

b) **Der Unau.** (Bradypus didactylus.)

Ist kleiner als der vorige, und nur 1½ Fuß lang. Das Haar ist weicher als beim Ai, und entweder oben blaßroth und unten aschgrau, oder oben rothbraun und unten weißgrau. Seine Nahrung sind junge Baumblätter, sonst Äpfel und allerlei Wurzeln. Er hat einen viel schnelleren Gang als der Ai. Er ist in Südamerika und Ostindien zu Hause.

c) **Das bärenartige Faulthier.** (Bradypus ursinus.)

Seine Größe ist ungefähr so wie ein halberwachsener amerikanischer Bär. Die Ohren sind kurz und unter den Haaren versteckt, die Augen klein; das Haar über den Rücken 12 Zoll lang. Jeder Fuß hat 5 Zehen, wovon die an den Vorderfüßen mit starken spitzigen Klauen besetzt sind. Die Nasenlöcher bestehen in einem engen Schlitze über die Quere. Beim Fressen braucht es die Vorderpfoten wie Hände.

Seltene Säugethiere.

T. 117. **Das amerikanische Großthier im Skelet.** (Megatherium Americanum.)

Die Länge dieses Thieres beträgt 12 Fuß und die Höhe 6 Fuß. Daraus läßt sich auf seine beträchtliche Größe schließen. Dieses schätzbare Denkmal der Vorzeit findet sich in dem Museum zu Madrid, und ist von Cuvier genau untersucht und beschrieben worden.

T. 119. **Der große Ameisenfresser.** (Myrmecophaga jubata.)

Der Körper ist 4 Fuß lang; der Kopf klein, der sich vorne statt der Schnauze in eine dünne cylinderische Röhre endigt. Diese nimmt ein Drittel der körperlichen Länge des Thieres ein. An der Spitze stehen die Nasenlöcher; das Maul ist nur wenig geöffnet, die Ohren sind klein. — Seine Heimat ist Südamerika. Er geht so langsam, daß ein Mensch ihn leicht erreichen kann.

Hierher gehören: Der mittlere Ameisenfresser (Myrmecophaga tetradactyla). Der kleine Ameisenfresser (Myrmecophaga didactyla).

Das Fleisch der Ameisenfresser ist zwar nicht von angenehmen Geschmacke, wird aber doch (wenigstens das Fleisch der größeren Gattung) in Amerika gegessen.

T. 120. **Der stachlichte Ameisenigel.** (Echidna hystrix.)

Dieses Thier ist ungefähr 30 Jahre bekannt, und aus Neu-Süd-Wallis nach Europa geschickt worden.

Die ganze Länge dieses Thieres beträgt von der Nasenspitze an 1 Fuß; die Beine, so weit sie sichtbar sind, messen etwas mehr als 1 Zoll in der Länge. Die breiten Vorderfüße haben 5 Zehen, und ihre Bildung ist ganz anders als die der Hinterfüße. Der Körper ist mit Stacheln bedeckt. Der Unterleib und die Beine haben keine Stacheln, sondern Haare. Die Lebensart ist jener der Geschlechtsverwandten gleich.

Der Kap'sche Ameisenfresser. (Myrmecophaga Capensis.)

Der Körper ist 8 Fuß und 6 Zoll lang. Der Schwanz allein mißt 1 Fuß und 9 Zoll. Die Schnauze gleicht einem Schweinrüssel. Die Ohren sind groß, 6 Zoll lang, sehr dünn wie Pergament und fein behaart.

Den ganzen Tag hält sich der Ameisenfresser in seiner Grube verborgen, und kommt nur Nachts heraus, um seinen Geschäften nachzugehen; daher ist er auch nicht leicht zu fangen.

Sein Fleisch genießen zwar die Hottentotten und die holländischen Colonisten als ein köstliches Gericht; allein es hat einen so widrigen Ameisengeschmack, daß es wenigen Europäern mundet.

Sein Vaterland ist das südliche Afrika, landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

T. 120. Das braune Schnabelthier. (Ornithorchynchus fuscus.)

Die Länge von der Schnabelwurzel bis zur Schwanzwurzel beträgt 1 Fuß, des Schwanzes 4 Zoll 8 Linien. Die Länge des Oberschnabels 2 Zoll 2 Linien; größte Breite 1½ Zoll. Länge des Unterschnabels 1 Zoll 4 Linien; Breite 11 Linien.

Ihre Nahrung sind wahrscheinlich Wasserpflanzen, Wasserinsecten und kleine Fische.

Nach Hume's Erzählung fangen sie die Neuholländer auf folgende Weise: Sie sitzen am Ufer mit kleinen hölzernen Lanzen bewaffnet, und erwarten den Augenblick, wo sie, um Luft zu schöpfen, an die Oberfläche kommen, wo sie dann schnell nach ihnen mit großer Geschicklichkeit stechen, und sich oft ihrer auf diese Art bemeistern.

Jede Verwundung mit einer Stachel des Schnabelthieres zieht eine Entzündung nach sich.

Die röthlichbraune Art (Ornithorchynchus fusus) ist nur Varietät.

Siebente Ordnung der Säugethiere.

Gepanzerte Thiere.

1. Gattung.

T. 119. Das langgeschwänzte Schuppenthier. (Manis tetradactyla.)

Der Körper ist oben mit knochenartigen, beweglichen Schuppen besetzt; nur die Kehle, der Unterleib und die inneren Seiten haben keine Schuppen. Diese Schuppen liegen wie Fichtenzapfen-Schuppen auf einander, und gleichen diesen auch in der Gestalt und Farbe. Sie sind nicht von einerlei Größe. Die größten befinden sich in der Mitte des Rückens; die kleineren sind an den Füßen, am Schwanze ꝛc.; die kleinsten sitzen vor der Stirn. Es hat gar keine Zähne. Die Nahrung sind Ameisen. Es gräbt in die Erde, durchwühlt sie, und gehet zur Nachtszeit ihrem Fraße nach. Die Länge dieses Thieres beträgt etwa 3 Fuß; es gibt aber einige, welche 5, 6 bis 8 Fuß lang werden. Es lebt in Ostindien.

Das kurzgeschwänzte Schuppenthier (Manis pentadactyla).

Der abgestutzte Schildträger (Chlamyphorus truncatus).

2. Gattung.

Die Armadille und das Gürtelthier. (Dasypus.)

Diese Thiere, welche man auch Panzerthiere nennt, haben fast einen Schweinskopf. In den Kinnladen stehen Reihen von cylinderförmigen Zähnen. Das feste mit Mosaik gezierte Schild besteht auf dem Rücken vornehmlich aus 2 Theilen, wovon das eine sich am Kopfe, das andere am Schwanze endigt. Die Zehen haben starke Klauen, welche zum Aufgraben des Erdbodens dienen. Der Schwanz ist mit einer Schale umgeben, welche aus lauter cylinderförmigen einzelnen Stücken besteht, und die nach der Spitze zu aufhören. Die Seiten des Kopfes, die Ohren, die Kehle, die Brust, der Bauch und die Beine sind mit einer feinen Haut überzogen, durch welche auf dem Rücken die Schilde mit beweglichen Gürteln verbunden sind. — Die Nahrung dieser Thiere besteht in Gewürmen, die sie leicht fangen können, in allerlei Erd- und Baumfrüchten und in Fleisch, welches ihre Lieblingsspeise ist. Ihr Aufenthalt ist unter der Erde, wo sie sich selbst Wohnungen graben. Ihr Vaterland ist Amerika.

T. 118. Das gemeine Gürtelthier. (Dasypus novemcinctus.)

Es hat eine Länge von 1 Fuß, der Kopf mißt 3 Zoll, der Schwanz ist ungefähr so lang als das ganze Thier. Die Vorderfüße haben 4, die hinteren 5 Zehen. Der Bauch, die Brust, die Kehle und die inneren Seiten

der Füße sind mit borstenartigen Haaren besetzt, wovon allemal mehrere auf einem Haufen stehen, und Büschel machen.

Die Heimat dieses Thieres ist Guiana.

T. 118. **Der Emkubert.** (Dasypus sexcinctus.)

Seine Länge beträgt etwas über 1 Fuß, und die Breite in der Mitte des Körpers 8 Zoll, und wiegt etwa 12 Pfund.

Das Thier wühlt mittelst der Schnauze und der scharfen Klauen leicht und tief in die Erde, wohnt auch in derselben, und hält sich darin am Tage still. Des Nachts geht er auf Raub aus. Allerlei Früchte, Wurzeln, Vögel, Insecten sind seine Nahrung und wird sehr fett. Sein Fleisch wird gegessen und hat viele Ähnlichkeit mit dem Spanferkel; im Alter hat es einen unangenehmen Bisamgeschmack.

Hierher gehören: Der Armadill mit 7 geflammten Gürteln (Dasypus septemcinctus); das Gürtelthier mit 8 Gürteln (Dasypus octocinctus); der Armadill mit 12 Gürteln (Dasypus duodecimcinctus); das Gürtelthier mit 18 Gürteln (Dasypus octodecimcinctus).

Achte Ordnung der Säugethiere.

Pachydermen, Vielhufer (Pachydermata, Multungula.)

Die Zähne sind bald von allen drei Arten, bald von zweierlei Art. Die vier Extremitäten sind bloß zum Gehen dienlich; die Füße sind mit Klauen oder Hornscheiden versehen. Der Magen häutig, einfach oder durch häutige Nähte getheilt. Der Körper ist entweder kahl oder mit Borsten, selten mit Haaren bedeckt. Sie nähren sich meistens von Vegetabilien, jedoch genießen einige auch thierische Substanzen. Diese Thiere leben meistens in wärmeren Ländern.

1. Gattung.

T. 121. **Der asiatische Elephant.** (Elephas indicus.)

Dieses bewunderungswürdige Geschöpf zeichnet sich sowohl durch seine körperlichen als geistigen Eigenschaften vor den übrigen Thieren unserer Erde aus, und ist das erste, das vorzüglichste unter den Werken der thierischen Schöpfung.

Der Körper ist sehr dick und niedrig auf den Beinen; der Kopf dick; der Hals kurz. Der lange walzenförmige Rüssel wird durch die langen Röhren der Nasenlöcher gebildet, und endigt sich in einen beweglichen, fingerförmigen Anhang. Die Augen sind klein, und stehen auf der Seite. Die äußeren Ohren sind platt, sehr groß und seitlich. Die Zunge fleischig und dick. Die Beine dick; die 5 Zehen an den Füßen mit einer schwieligen Haut umwickelt, daß man sie äußerlich nur durch die Klauen unterscheidet. Die Klauen sind Hornschuhe. Der Schwanz ist mittelmäßig lang, und endigt sich mit einem Haarbüschel. An der Brust sitzen zwei Eiter.

Die beiden Stoßzähne, welche aus den oberen Kinnladen hervortreten und das Elfenbein liefern, werden über 8 Fuß lang, und jeder wiegt zuweilen 160 bis 180 Pfund.

Die Haut, womit der Elephant bekleidet ist, ist runzelig oder rissig, locker anliegend, hat hie und da einige kurze Haare oder vielmehr Borsten. An den Augenwimpern sind sie 1 Fuß lang. Die Dicke und Sprödigkeit der Haut macht das Thier doch nicht gegen Insectenstiche unempfindlich. Um sie geschmeidig zu erhalten, und eine Art von Aussatz — die Folge einer anhaltenden Wirkung der Sonne und der Luft auf die bloße Haut — zu verhüthen, badet sich der Elephant öfters, oder wälzt sich in Sümpfen, wie denn überhaupt Flüsse und niedere, wasserreiche, schattige Gegenden sein liebster Aufenthalt sind.

In Afrika trifft man diese Thiere häufiger als in Asien. Vorzüglich werden die auf der Insel Ceylon gerühmt, wo sich zuweilen die so sehr geschätzte Farbe, der weiße oder röthliche Elephant, findet. — Sie leben in zahlreichen Gesellschaften beysammen, und sind nur dann dem Menschen gefährlich, wenn sie durch Angriffe zuerst gereizt werden. Besonders die einzelnen, die wegen ihrer Unverträglichkeit von einer Gesellschaft ausgestoßen werden, suchen an Unschuldigen ihre Verstoßung zu rächen, greifen Thiere und Menschen an, tödten sie, und richten Alles zu Grunde, was ihnen in den Weg kommt.

Die Elephanten wurden in ihrem Vaterlande schon von den ältesten Zeiten her gezähmt, lange ehe die Europäer dieses Thier kannten. Herodot erwähnet seiner zuerst, und Alexander der Große war der erste Grieche, der in dem Kriege mit dem indischen Könige Porus die Elephanten zu bekämpfen hatte.

Pyrrhus brachte im Jahre Roms 472 die ersten nach Italien, und da er sie in Tarent ausschiffte, nannten die Römer diese Thiere, welche sie nicht kannten, lukanische Ochsen. Den Wagen des Pompejus bei seinem afrikanischen Triumphe zogen Elephanten.

Seit den Zeiten des Unterganges der römischen Kaiser wurden sie in Europa nur einzeln gezeigt und gehalten, und galten immer für Seltenheiten. In Asien aber werden sie noch jetzt in Menge, theils von den indischen Fürsten, theils von Engländern zur Jagd, zur Arbeit, zum Reiten und zum Tragen von Gepäck gebraucht.

Das merkwürdigste Werkzeug des Elephanten ist der Rüssel; er besteht aus Häuten, Muskeln und Nerven. Er kann damit die mannigfaltigsten Bewegungen machen, ihn drehen und wenden, wie er will. Er besitzt darin eine solch ungemeine Stärke, daß er den stärksten bengalischen Tiger damit leicht zu Boden schlägt, und 200 Pfund schwere Dinge in die Höhe hebt. Zugleich kann er damit die kleinsten Geldstücke aufheben, Thüren durch Umdrehung der Schlüssel aufmachen; Pfröpfe aus den Flaschen ziehen, Blumen abpflücken. Dieß Alles verrichtet er mit der fingerähnlichen Spitze, womit sich der Rüssel endigt. Der Rüssel ist ihm das, was dem Menschen die Hände sind; durch denselben bringt er alle Nahrungsmittel in den Mund. Kurz der Rüssel ist das vollkommenste Organ, was man sich nur denken kann.

So schwerfällig er scheint, sind doch seine Bewegungen schnell und groß. Menschen und Thiere kann er leicht einholen, und man könnte ihm nicht entrinnen, wenn er sich so geschwind umdrehen könnte; durch Ränke und Umwege kann man ihm eben deßwegen leicht entkommen, denn wenn er sich wenden will, muß er einen beträchtlichen Umweg nehmen. Über Flüsse schwimmt er leicht; dagegen kann man ihn schwer über Brücken bringen, wo er das Wasser sieht; denn er fürchtet, hinunter zu fallen. — Von der Dankbarkeit dieses Thieres und seiner Erinnerung an erwiesene Wohlthaten zeigen folgende Beispiele: Zu Asmer in Indien war ein Elephant gewohnt, von einer Gärtnersfrau jedesmal, so oft sie an ihm vorbeiging, eine Hand voll grüner Kräuter zu bekommen. In der Brunstzeit fiel er einmal in die gewöhnliche Raserei, riß sich los, und jagte alle Leute vom Markte weg; selbst jenes Weib lief aus Furcht davon, vergaß aber vor Schrecken ihr kleines Kind, daß sie bei sich hatte, mitzunehmen. Der Elephant, welcher die Stelle, wo seine Wohlthäterin zu sitzen pflegte, kannte, trug das Kind mit dem Rüssel auf das Dach einer Hütte, und lief fort.

Ein indischer Soldat hatte jedesmal, wenn er seinen Sold bekam, einem gewissen Elephanten eine Portion Arrak gegeben. Einst hatte sich der Soldat betrunken, und da er Ausschweifungen beging, verfolgte ihn die Wache, um ihn in Verhaft zu nehmen. Der Verfolgte suchte Zuflucht unter dem Elephanten, wo er sich ruhig hinlegte und einschlief. Vergebens suchte die Wache ihn hervorzuziehen und seiner habhaft zu werden; allein der Elephant vertheidigte ihn mit seinem Rüssel. Als der Soldat von seinem Schlafe erwachte, erschrack er gewaltig, als er sich unter dem Thiere befand; aber dieser schmeichelte ihm mit seinem Rüssel, und ließ ihn ungestört gehen.

Seinen Wärter liebt der Elephant sehr, und gehorcht seinen Befehlen im Voraus.

Wein und hitzige Getränke sind ihm sehr angenehm, und er kann eine große Quantität zu sich nehmen, ehe er berauscht wird.

Auch der zahmste Elephant hat Perioden, wo er gefährlich wird, und wo man sich oft nicht anders zu helfen wußte, als ihn zu tödten.

In Venedig hatte ein solches Thier sich losgerissen, und in der Stadt vielen Unfug angerichtet; er lief in eine Kirche, wo es besonders die Beichtstühle zerstörte und durch einander warf.

In Genf durchlief ein anderer in der Wuth, welche noch durch hitzige Getränke vergrößert wurde, alle Straßen, warf den einen Führer in die Rhone, und konnte endlich in den Hof des Zeughaus gelockt werden, wo er sich amüsirte, Kanonen umzuwerfen und mit den Kugeln zu spielen. Man wollte ihn vergiften, allein es gelang nicht, und so wurde er mit einer Kanonenkugel erschossen.

Gezähmt ist der Elephant ein sehr nützliches Thier; er arbeitet mehr als 6 Pferde, allein er verlangt auch mehr Aufsicht und Futter; daher wird er selbst in seinem Vaterlande nur von Fürsten und reichen Leuten gehalten. Man benützt ihn zum Fortschaffen großer Lasten. Sie tragen solche auf ihrem Rücken, Halse, Hauzähnen, und selbst mit dem Rüssel, und verbinden mit der Stärke viele Klugheit; sie zerbrechen nichts, und können wenigstens eine Last von 2000 Pfund tragen, und wenn sie von Jugend auf gewöhnt werden, bis zu 4000 Pfund.

Die Haut des Elephanten ist wenig brauchbar. Das Fleisch der Jungen wird von verschiedenen Nationen gegessen; den Rüssel hält man für einen Leckerbissen; und Vailland, ein neuerer Reisender, nennt die gebratenen Elephantenfüße ein königliches Essen.

Man stellt den Elephanten durch Jagden aus dreierlei Ursachen nach:

Erstens, weil sie da, wo sich Menschen angebaut haben, diesen schädlich werden; denn ein Elephant braucht zu seiner Sättigung so viel, als 6 Rinder verzehren; kommt also ein Trupp in eine Pflanzung von Palmen und

anderen Fruchtbäumen, so ist in einer halben Stunde alles verwüstet; selbst die Hütten der Bewohner werden auf einem solchen Zuge zertrümmert, wenn sie ihnen im Wege stehen.

Zweitens bringt die Elephantenjagd ansehnlichen Gewinn. Die Stoßzähne geben bekanntlich das kostbare Elfenbein, welches ein Gegenstand des Handels und der Kunst ist. Es hat einen besonderen Vorzug vor dem, welches auch einige Wasserthiere liefern, weil es der Größe und Dicke wegen zu den größten Kunstwerken verwendet werden kann. Die Größe der Zähne richtet sich nicht immer nach der Größe dieses Thieres; es gibt Zähne, die 4 Fuß lang sind, aber auch einige, die eine Länge von 8 bis 10 Fuß erreichen, und 150 bis 180 Pfund schwer sind; letztere gehören aber zu den Seltenheiten.

Die Künstler, welche das Elfenbein verarbeiten, können nur das dichte Ende gebrauchen; der hohle Theil wird abgesägt und zu Kleinigkeiten verwendet. Die Abfälle können in offenen Gefäßen calcinirt zur weißen, in geschlossenen Gefäßen aber zur schwarzen Malerfarbe bereitet werden.

Man stellt endlich drittens den Elephanten nach, um sie lebendig zu bekommen, sie zu zähmen und zu allerlei Diensten abzurichten. Dieß geschieht hauptsächlich in Indien, wo sie mit Schlingen von ungegärbtem Leder, und auf mannigfaltige andere Weise gefangen werden. Zur Brunstzeit fängt man die wilden Elephanten mit zahmen Weibchen, welche jene dahin locken, wo man sie haben will.

Der Ankauf und der Unterhalt eines Elephanten ist sehr kostbar. Man zahlt einen, der 12 Fuß Höhe hat, wohl mit 2000 Thaler, und die Kosten des Unterhaltes belaufen sich täglich auf 2 bis 3 Thaler.

T. 122. **Der afrikanische Elephant.** (Elephas Africanus.)

Der Kopf rund; nach hinten platt; Ohren sehr groß. Die Backenzähne bestehen aus einer Reihe rautenförmiger Schmelzbänder. Die Hauzähne sind größer und stärker als beim vorigen, und bei beiden Geschlechtern ungefähr gleich. An den Hinterfüßen bemerkt man bloß 3 Hufe.

Höhe 8 bis 9 Fuß vom Rücken bis auf den Boden; Körperlänge von der Stirn bis zum Schwanze $8\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{2}$ Fuß, des Schwanzes bis 3 Fuß. Es gibt auch solche, die eine Höhe von 12 bis 14 Fuß haben.

Man findet diesen Elephanten vom Senegal über ganz Südafrika verbreitet, wo er in großen Herden, wie in Indien, lebt. Clapperton sah am Zadsee im inneren Afrika eine Herde, welche er auf 400 schätzte. Die Zähne wiegen jeder 100 bis 160 Pfund.

Das Fleisch dieses Thieres soll zäh und hart seyn, wenn es von alten kommt; von jungen ist es viel besser, und wird von den Hottentotten gegessen.

Feinde hat der Elephant außer dem Menschen keine; er ist allen Thieren zu mächtig; selbst der grimmige Tiger kann ihm nichts anhaben, und die Feindschaft zwischen dem Elephanten und dem Nashorn ist ein Mährchen.

Der fossile Elephant (Mamouth). (Elephas primigenius.)

Die Knochen dieser merkwürdigen Art der Vorwelt sind über viele Länder verbreitet; im Norden, in Sibirien längs des Eismeeres, werden sie am zahlreichsten angetroffen. Die gefundenen Zähne, wovon man ganze Ladungen in andere Länder geführt hat, werden wie frisches Elfenbein benutzt. Die Tartaren und Chinesen glauben, es sei ein Thier, welches unter der Erde lebe, und das, sobald es den Tag erblicke, sterbe. In England fand man sie in Höhlen mit Knochen von Nashörnern, Tigern und Hyänen vermischt. Wahrscheinlich sind sie durch ein unbekanntes Naturereigniß schnell zu Grunde gegangen.

Nach der Berechnung einiger Naturforscher soll es Elephanten von 19 Fuß Höhe gegeben haben.

2. Gattung.

Zitzenzahn-Elephant. (Mastodon.)

Die Größe glich der der Elephanten. Der Hals sehr kurz. Die Beine dagegen hoch und mit 5 Zehen versehen. Der Schwanz mittelmäßig lang. Die 2 Vorderzähne sind wie bei anderen Elephanten wahre Hauzähne, und auf der Krone sind zitzenförmige Hörner, welche paarweise stehen und in der Zahl nach dem Alter von 6 bis 10 variiren.

Man kennt nur von einer Art bis jetzt ein ganzes Skelet.

Sumpfige und feuchte Gegenden scheinen ihr Aufenthalt gewesen zu seyn, und nährten sich wie die Flußpferde und Schweine von Wurzeln und den fleischigen Theilen der Pflanzen. Zum Schwimmen waren sie ihrer Gestalt nach nicht so gut gebaut wie die Flußpferde.

Die Überreste finden sich, weit über Amerika und Europa zerstreut, in ausgetrockneten Sümpfen, im Sande, in Steinkohlen und selbst in Höhlen.

3. Gattung.

T. 123. Das Flußpferd. (Hippopotamus amphibius.)

Die Länge von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes 13 bis 15 Fuß; des Schwanzes 1 Fuß 4 bis 6 Zoll. Der Körper sehr schwerfällig; die Beine kurz, daß der Bauch fast auf den Boden schleppt. Die Gosche stark gespalten, so daß die Eckzähne und die unteren Schneidezähne selbst bei geschlossenem Munde sichtbar sind. Die Haut nackt und braun. Die Zähne sind so hart, daß sie am Stahle Funken geben. Sie werden wie Elfenbein gebraucht, und sind in manchem Betrachte demselben noch vorzuziehen. Das Maul ist mit kurzen steifen Haaren sparsam besetzt. Die Augen und Ohren sind verhältnißmäßig sehr klein. Ungeachtet das Flußpferd so plump und schwerfällig ist, so läuft es doch so hurtig, daß man sich demselben nicht ohne Gefahr nähern kann. Wenn es nicht gereizt wird, ist es nicht gefährlich; nur gegen seinen Feind sucht es seine Stärke zu gebrauchen.

Seine Nahrung besteht in allerlei Vegetabilien.

Es lebt in Egypten und in Afrika, wo es seinen Aufenthalt in einem Dickicht von Schilf und Rohr am Ufer der Flüsse hat, und bisweilen den Bewohnern jener Gegenden großen Schaden in Reis- und anderen Saatfeldern zufügt, indem es sehr viel frißt. Es trinkt nur süßes Wasser, und meidet daher das salzige Meerwasser. Wenn es verfolgt wird, so geht es gleich ins Wasser, taucht unter, geht große Strecken auf dem Grunde desselben fort, und kommt nur mit dem Maule an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Die Stimme dieses Thieres gleicht dem Wiehern des Rosses, und wird eine Viertelmeile weit gehört. Übrigens ist es scheu, und kommt nur des Nachts aus seinem Lager hervor, um zu grasen. Von der Begattung weiß man nichts Zuverlässiges.

Zur Erlegung der Flußpferde bedient man sich mancherlei Mittel. Vorzüglich werden sie mit solchen Kugeln, die mit Zinn versetzt sind, erschossen, und zwar am sichersten, wenn man sie über der Nase in den Hirnschädel hineinschießt, oder wie es die Bewohner Oberegyptens zu machen pflegen.

Sie streuen nämlich da, wo diese gefräßigen Thiere hinkommen, eine Menge Lupinen (eine Art Bohnen) aus. Das Nilpferd verschlingt dieselben und wird sehr durstig. Durch öfteres Saufen quellen die Lupinen auf, und verursachen, daß der Magen zerplatzt, und mithin das Thier stirbt.

Das Fleisch dieses Thieres wird für sehr wohlschmeckend gehalten; nur muß es von einem Thiere mittleren Alters seyn.

Forster vergleicht es mit dem Rindfleische. Die Zunge ist eine der größten Leckereien. Der Thran und Speck schmeckt wie Baumöhl, und wird von den Hottentotten vorzüglich geschätzt. Die starke Haut wird zu Schildern und anderen Dingen benutzt.

4. Gattung.

T. 125. Das wilde Schwein. (Sus scrofa aper.)

Die Länge des Körpers von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 5 Fuß 9 Zoll; des Schwanzes 10 Zoll.

Der Kopf groß und verlängert; der Hals kurz; der Körper dick und fleischig; die Ohren kurz und sehr beweglich; die Augen klein; der Mund weit gespaltet, und mit $\frac{4}{6}$ oder $\frac{6}{6}$ Vorderzähnen, und $\frac{1-1}{1-1}$ Eckzähnen besetzt, welche letztere sehr stark sind, aus dem Munde vorgehen, und zuweilen eine Art Hörner bilden. Die Haut ist mit langen elastischen Borsten besetzt, an deren Wurzel sich wenige wollige gekräuselte Haare zeigen. Die Farbe ist grauschwärzlich.

Das Weibchen oder die Sau ist kleiner, und die Hauzähne weniger stark.

Die Jungen oder Frischlinge sind in den ersten Monaten mit Längsstreifen, die paralell laufen, bezeichnet. Der Aufenthalt des wilden Schweines ist ganz Europa und das gemäßigte Asien.

Es ist ein unbändiges Thier von großer Stärke, und jeder Erziehung unfähig, obgleich es sich jung einfangen und einigermaßen zähmen läßt. Unflätig walzt es sich am liebsten im Kothe, und sucht daher feuchte und dunkle Wälder zu ihrem Aufenthalte. Die Wildschweine lieben die Gesellschaft, und leben oft in Haufen von 40 Stücken beisammen.

Ihre Nahrung besteht in Allem, was Thier- und Pflanzenreich in sich begreift, und richten oft in Wiesen und Wäldern so großen Schaden an, daß endlich eine menschenfreundliche Politik auch die jagdliebendsten Fürsten bewog, diese schädlichen Thiere zu vermindern, und nur in eingezäunten Parks zu hegen, damit nicht die Früchte des fleißigen Landmannes zerstört werden.

Die Begattungszeit fällt im Monate November und dauert fünf Wochen. Der Eber (Keuler) gesellt sich nun zu den Sauen, die Jungen werden von ihm weggejagt, wobei es heftige Kämpfe absetzt. Die Sau (Bache) trägt 4 Monate, und wirft 4 bis 6 Junge. Jede Mutter verbirgt sich dann im Dickichte, trägt mit dem Rüssel

Moos und Laub zusammen, um ihren Jungen weich und warm zu betten. Nach 2 Monaten gehen die Jungen mit der Mutter zum Rudel. Die Mutter entfernt sich nie weit von ihnen, und beim geringsten Geschrei kommt sie mit fürchterlicher Wuth zurück, um den Feind anzugreifen.

Die Jagd der wilden Schweine ist für Jäger und Hunde sehr gefährlich.

Außer dem Menschen hat dieses Thier nur den Wolf zu fürchten, allen anderen Thieren ist es gewachsen.

Das Fleisch des wilden Schweines ist für Menschen gesunder als das des zahmen. Die Haut wird zu Ranzen, Kummete und Decken vor die Thüren gebraucht. Aber ihr Nutzen ersetzt den Schaden nicht, den sie in bewohnten Gegenden anrichten.

T. 124. **Das zahme Schwein.** (Sus scrofa domestica.)

Es stammt vom wilden Schweine ab, und unterscheidet sich durch die sehr langen hängenden Ohren, geringere Größe der Hauer, Verschiedenheit der Farbe und Körpergröße.

Man kennt folgende Varietäten:

1) Das gemeine Schwein mit großen Ohren.

Die Ohren lang, hängend oder halbhängend. Die Borsten stehen nicht dicht, und sind mit keinen Unterhaaren vermischt. Die Farbe ist schmutzig weiß, rothfalb, schwarz, gefleckt oder weißgelb. Das Gewicht kann bis 1000, ja 1200 Pfund steigen.

2) Das siamische oder chinesische Schwein.

Die Länge ist etwas über 3 Fuß, des Schwanzes 9 Zoll. Die Ohren kurz, gerade und beweglich; der Körper mit wenigen Haaren bedeckt, an den Backen und der unteren Kinnlade gekrauset; meist schwarz; die Haut schwarz, ausgenommen unter dem Bauche; der Augenkreis leicht feuerfarbig. Es stammt aus Indien und findet sich in Neuholland, in Südafrika, auch in Spanien, Portugal und Savoyen.

3) Das türkische oder ungarische Schwein.

Meist von heller, graulicher Farbe, kurzen Ohren, und die Beine sind mit dünnem, gekrauseten Haare bedeckt. Man mästet sie in der Hälfte der Zeit, wie das gemeine Schwein. Es stammt aus der europäischen Türkei, und wird in Ungarn, Kroatien und in Österreich gezogen.

4) Das polnische oder russische Schwein.

5) Das guinesische Schwein.

Das zahme Schwein ist überall, nur nicht im höheren Norden, zu Hause. Sein Aufenthalt ist bald ein enger Stall, bald im halbwilden Zustande in Wäldern, wo sie auch gemästet werden. So unreinlich auch das Thier ist, so verlangt es zu seinem Gedeihen doch reinlichen Stall und oft frisches Stroh.

Beide Geschlechter dürfen nicht beisammen wohnen, weil sich der Eber zu sehr entkräftet, und die Jungen auffressen würde.

Sie sind dumme Thiere, ungeschickt und steif in Handlungen und Bewegungen, und stehen ihrer intellectuellen Fähigkeiten nach auf der tiefsten Stufe der Säugethiere. Ihre beständige Freßlust währt immerfort. Sie sättigen sich mit Allem, was nur genießbar ist. Sie verzehren nicht allein Aas, sondern fressen oft ihre eigenen Jungen, besonders wenn eine Sau mehr Junge wirft, als es Zitzen hat, so werden die schwächlichen Jungen, welche nicht zum Saugen kommen, aus Barmherzigkeit von der Schweinmutter selbst gefressen.

Während des Lebens nutzt das Schwein dem Menschen durch sonst nichts, als durch seinen Dünger; aber nach dem Tode ist es ihm ein nutzbares Thier; daher hat man es auch seit undenklichen Zeiten als ein schätzbares Hausthier aufgenommen.

Das Fleisch ist, wie bekannt, vortrefflich, wegen seiner Fettigkeit aber ungesund; daher ist das Verboth dieses Fleisches für die Juden und Mohamedaner sehr wohlthätig, so lange sie in heißen Ländern leben; paßt aber auch nicht für die kalten Länder.

Das zahme Schwein ist sehr vielen Krankheiten unterworfen, nämlich: der Krätze, Bräune, dem Zungenkrebse, Durchfalle und den Finnen.

Der Hirscheber. (Sus babyrussa.)

Hat ungefähr die Größe eines großen Schweines, gleicht demselben aber nur in Ansehung des Kopfes. Die Bildung des Leibes ist mehr dem Hirschen ähnlich, und nährt sich vom Grase und Baumblättern, ist nicht so gefräßig und nicht so unreinlich wie das Schwein. Wird er von Jägern verfolgt, bemüht er sich, an ein Wasser zu kommen, wo er hineinspringt, und so geschickt schwimmt und untertaucht wie eine Ente. Sie wehren sich im Nothfalle mit den unteren Hauzähnen, und grunzen in der Wuth fürchterlich.

Ihr Aufenthalt sind die molukischen Inseln. Ihr Fleisch ist angenehmer, als das von wilden Schweinen.

5. Gattung.

Das Warzenschwein. (Phascochaerus.)

Der Kopf ist sehr groß, der Mund weit gespalten. Die Ohren sehr groß, seitlich, spitzig; die Augen klein. Auf dem Gesichte stehen große, fleischige, dicke Warzen. Auf jedem Fuße stehen 4 Zehen, 2 große in der Mitte, von gleicher Länge, welche allein die Erde berühren; die anderen sind kürzer. Der Schwanz kurz.

T. 126. Der Emgallo. (Phascochaerus africanus.)

Gleicht an Gestalt und Größe einem wilden Schweine; der Kopf sehr breit und platt gedrückt; die Augen klein; sie liegen fast oben an der Stirne. Die Ohren legen sich an den Hals an, und sind im Pelze verborgen. Auf der Backe unter den Augen steht eine 3 Zoll lange und eben so breite Warze von knorpeliger Substanz. Die Haut sehr dick, die Borsten sind braun, rostbraun und gelb gemischt. Auf der Wiederrüst findet sich eine Mähne von 15 bis 16 Zoll langen Borsten.

Die ganze Länge bis zur Schwanzwurzel 4 Fuß 9 Zoll; des Schwanzes 10½ Zoll.

Dieses wilde, boshafte Thier lebt am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Senegal und in Guinea. Seine Lebensart hat mit dem wilden Schweine große Ähnlichkeit.

6. Gattung.

Der Pekari mit dem Halsbande. (Dicotyles torquatus.)

Der Körper, welcher mit langen, schwarz und weiß geringelten, sehr harten und steifen Haaren bedeckt ist, hat 2 Fuß 7 Zoll Länge, vorn eine Höhe von 1¼ Fuß, am Kreuze 1 Fuß 7 Zoll.

Man findet dieses Schwein einzeln oder in kleinen Herden in ganz Südamerika, wo es beim Tage in dichten Gebüschen, hohlen Baumstämmen und in Höhlen verborgen. Sein Fleisch liebt man sehr, und jagt es daher, wo immer möglich, mit Hunden.

Seine Nahrung ist, wie beim wilden Schweine, von aller Art Wurzeln, Würmern, Maden und Früchten.

Sie lassen sich zähmen und sind dem Menschen sehr ergeben, suchen ihre Liebkosungen, kennen ihren Herrn leicht, folgen seiner Stimme, und scheinen überhaupt weit über unser Schwein zu stehen.

Sehr nahe verwandt waren sich unter den Thieren der Vorwelt die

7. Gattung.

Anoplotherium. (Anoplotherium.)

Im Allgemeinen scheint diese Gattung zwischen dem Nashorn und Pferde auf der einen, und zwischen Flußpferd, Schwein und Kamel auf der anderen Seite zu stehen.

Man findet die Überbleibsel dieser Thiere in Gypsbrüchen von Paris mit Knochen der Palnotherien, Schildkröten und Krokodile vermischt. Sie waren von verschiedener Größe.

8. Gattung.

T. 127. Das indische Nashorn. (Rhinoceros indicus.)

Die Länge des Körpers 9 Fuß 6 Zoll, des Schwanzes 2 Fuß. Schulterhöhe 4 Fuß 8 Zoll. Der Kopf kurz; die Nasengegend vertieft; das Hinterhaupt erhöht. Die Augen klein und seitlich. Die Ohren lang und beweglich. Der Mund mittelmäßig gespalten, die Lippen ganz, die oberen zugespitzt. Die Haut sehr dick, höckerig, fast ganz nackt, bildet sehr große Falten, auf deren Grund dieselbe fleischfarb und weich ist. Die Farbe ist im Allgemeinen dunkelgrau violet. Es hat ein einziges Horn auf der Nase, und wird daher einhörniges Nashorn genannt. Ihr Aufenthalt sind dichte, sumpfige Wälder in Ostindien, in Bengalen, Siam, Ara u. s. w.

Diese Thiere waren schon zu den Zeiten der Römer bekannt, besonders aber das afrikanische zweihörnige Nashorn, weil man es auf den Münzen sieht, welche zu den Zeiten der Kaiser geschlagen wurden. Übrigens verherrlichten sie auch die Spiele des Pompejus, den Triumph des Augustus über die Cleopatra, und es wurden zu Domitians, Antonius des Frommen und Heraklius Zeiten Nashörner gezeigt.

In der Freiheit ist es ein friedliches, furchtsames Thier, und hat außer dem Menschen keinen Feind; denn selbst der Tiger kann ihm nichts anhaben. Ungereizt geht es aus dem Wege, gereizt und verwundet ist es fürchterlich, und gebraucht sein Horn als gefährliche Waffe. Gezähmt ist es sanft, gehorcht dem Befehle ihres Gebieters, wird aber in der Gefangenschaft oft unruhig, sucht ihre Ketten zu zerbrechen, und wird dann gefährlich.

Seine Nahrung sind Laub und Baumzweige, Wurzeln im wilden Zustande; in der Gefangenschaft wird es mit Brot, Früchten und Heu gefüttert, und braucht täglich 120 bis 130 Pfund. Wasser trinkt es sehr viel. Zucker und andere Süßigkeiten sind ihm sehr angenehm.

Das Fleisch wird gegessen, und seine Haut wird zu Schildern, Panzern, und in Afrika zu Peitschen gebraucht.

Einst wurde das Horn als Arzneimittel gebraucht. Mehrere indische Fürsten trinken aus dem Becher von Rashorn, in dem Wahne, daß darin vergiftete Getränke zu gähren anfangen.

Die Feindschaft, welche das Rashorn mit dem Elephanten haben soll, ist eine der vielen Fabel, womit man die Naturgeschichte angefüllt hat. In der Freyheit hat das Rashorn keinen Grund, mit dem Elephanten zu kämpfen. Wird es aber von dem Elephanten gereizt und angegriffen, so vertheidigt es sich gegen diesen. In den Thiergefechten der Römer sah man wohl den Elephanten mit dem Rashorn kämpfen, und daraus scheint auch diese Fabel des gegenseitigen Hasses genommen zu seyn.

Der Pater Borri wohnte in Ostindien einer Rashornjagd bei, welche der Statthalter von Runcmann in der Provinz Palucambi in einem Walde mit mehr als 100 Personen anstellte, und erzählt hierüber Folgendes:

Als das Rashorn aufgejagt war, ging es ohne anscheinende Furcht vor der Menge der Menschen auf sie los, und als diese bei seiner Annäherung aus einander liefen, so lief es ganz durch die von ihnen gebildete Linie, stieß am Ende derselben auf den Elephanten, auf welchem der Statthalter saß. Es fiel über diesen her und suchte ihn mit dem Horne zu verwunden, wogegen der Elephant nach allen Kräften das Rashorn mit seinem Rüssel abzuhalten und zu fassen suchte. Nach hartnäckigem Kampfe ersah der Statthalter die Gelegenheit, demselben seinen Spieß in den Bauch zu stecken, worauf es stürzte.

Bei einer Jagd, welcher Bruce in Abyssinien beiwohnte, stürzte ein Rashorn betäubt nieder, als eine Kugel die Spitze seines Hornes abgeschlagen hatte; erholte sich aber bald wieder. Wird das Rashorn verfolgt, so lauft es immer in dichtesten Gesträuchen. Abgestorbene oder angefaulte Bäume stürzt ein solches Thier eben so leicht nieder, als ob sie mit Kanonen niedergeschossen würden, und sie fallen vor und hinter ihm in allen Richtungen nieder, während sich junge und saftvolle biegen. So lange dieses Thier fliehen kann, flieht es; kann es aber nicht mehr ausweichen, so stürzt es wüthend auf den Feind und zertritt ihn, oder sucht, ihm sein Horn in den Leib zu stoßen. Sein Gang ist zwar schwerfällig, aber doch schnell; nur kann es sich nicht leicht umkehren. Ohne Noth scheint es träge, und zeigt überhaupt wenig List.

Das Rashorn wirft nach einer Tragezeit von 18 Monaten 1 Junges, welches ganz der Mutter gleicht, nur mangelt ihm das Horn. Die Farbe ist Lila.

Dieses Thier wird über 100 Jahre alt.

9. Gattung.

Der Klippschliefer. (Hyrax.)

Der Körper 2 Fuß 1 Zoll lang; Höhe bei den Schultern 7 Zoll. Die Beine niedrig; der Kopf groß, dick; die Schnauze stumpf. Der Hals kurz; die Ohren kurz behaart, grau. Die Rückenlinie meist dunkler als der übrige Körper.

Dieses Thier lebt nach Art der Meerschweinchen und Kaninchen, hält sich zwischen Klippen und Steinen am Cap, in Abyssinien, und am Berge Libanon auf, nährt sich vom Grase, Wurzeln und Früchten, läßt sich leicht zähmen, ist reinlich und munter, zeigt Anhänglichkeit an seinen Herrn, und ist sehr gelehrig. Seine Stimme ist grunzend, seine Sinne scharf. Die Flucht ist aber das einzige, wodurch es sich retten kann, da es wehrlos ist. Man ißt sein Fleisch.

10. Gattung.

Paleotherium. (Paleotherium.)

Die Größe dieses Thieres der Vorwelt wechselt von der Größe eines Rashorns bis zur Größe eines Schafes; hatte oben und unten 6 Vorderzähne; eben so oben und unten einen Eckzahn auf jeder Seite; Backenzähne oben und unten 7 auf jeder Seite. Die Augenhöhle ist sehr klein. Rippen 15 Paare. Die Füße dreizehig. Der Schwanz mittelmäßig.

Man findet diese Knochen in Gyps- und Kalksteinlagern der frühesten Süßwasserniederschläge in den Gegenden Frankreichs und dem Elsaß.

11. Gattung.

Der amerikanische Tapir. (Tapirus americanus.)

An Größe gleicht es einer kleinen Kuh. Der Kopf sehr dick, an den Seiten zusammengedrückt. Die Augen sehr klein; die Ohren lang und beweglich. Die Schnauze endiget sich an der Oberlippe in eine Art spitzigen Rüssel, bei dessen Ende ein Höcker steht. Dieser Rüssel, der einem Saurüssel ähnlich ist, hat vorne eine zirkelrunde Fläche, fast 1½ Zoll im Durchmesser. Dieser Rüssel wird durch die Nasenmuskeln gebildet, es fehlt ihm aber der bewegliche Anhang des Elephantenrüssels. Der Hals ist ziemlich lang; der Körper dick; das Kreuz breit. Der Theil, welcher den Schwanz vorstellen soll, verdient kaum diesen Namen. Wenn der Tapir den Rüssel in die Höhe hebt, so sieht man die Zähne des Oberkiefers bloß da liegen. Mit Hilfe des Rüssels kann er Stückchen Brot und Früchte aufnehmen und zum Maule führen. Die Beine sind stark, die Hornschuhe abgerundet. Das Haar dicht geschlossen, glatt, mehr oder minder dunkelbraun; nur der Kopf, die Gurgel und Ohrenspitzen sind weißlich. Am Hinterhaupte und Anfang des Halses ist eine Zoll lange Mähne von Borstenhaaren.

Die Farbe des Weibchens ist heller als die des Männchens.

An den Vorderfüßen haben sie 4, an den hinteren nur 3 Zehen, welche sich in flache, zugespitzte Nägel endigen.

Bei den jungen Tapiren, welche die Größe eines Ferkels haben, ist der Pelz braun, wie die Hirsche in der Jugend; nur die Oberschenkel, der Hals, die Brust, der Bauch und das Innere der Schenkel sind weiß; die Fußspitzen braunfalb, weiß getüpfelt. Die Alten haben ein scharfes Gebiß. Sie sind aber sehr sanftmüthig, und thun weder dem Menschen, noch den Thieren etwas zu Leide. Einige geben sie für traurig und niedergeschlagen aus, welches von Anderen, jedoch bei genauerer Beobachtung, nicht bemerkt wurde. Gezähmt hält es sich sehr treulich zu den Menschen, und läßt sich streicheln und liebkosen.

Es lebt in ganz Südamerika, vom Isthmus von Pamana bis zur Magelhanstraße, in Guiana und in Brasilien.

Der Tapir liebt hauptsächlich dichte, flußreiche Wälder, wo es von Menschen fern und einsam lebt, und wenn man des Morgens oder Abends leise ohne Geräusch durch Flüsse fährt, so sieht man es am häufigsten, weil sie sich da baden, um sich abzukühlen oder vor den Insectenstichen zu verwahren. Jeder Bach, jede Schlammpfütze wird von ihm benutzt; daher sieht man ihn oft mit Erde und Schlamm bedeckt.

Im Walde machen die Tapire eine Art von gebahntem Wege, weil sie Einen oft hin- und hergehen. Begegnet man ihnen auf diesem Wege, so ist man in Gefahr, erdrückt oder beschädiget zu werden, wenn man nicht ausweichen kann; denn sie selbst weichen nicht aus.

Ein Reisender, der diesen Umstand nicht wußte, hatte einmal seine Hangmatte zwischen zwei Bäume, durch welche ein solcher Weg ging, aufgehängt, und kam darüber in nicht geringe Gefahr; denn kaum konnte er noch aus der Matte springen und sich fest an einen Baum anhalten, als die Thiere schon an ihm waren. Sie warfen die Matte in die Höhe, und drückten ihn sehr derb an den Baum, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern.

Der Lauf des Tapirs ist Anfangs ziemlich schnell, doch kann er einem raschen Hunde nicht entgehen, und er stellt sich bald vor einem solchen. Begegnet man einem Tapir im Walde, so erschrickt er heftig und entflieht schnell durch die dichteste Verflechtung des Waldes mit großem Geräusche. In bewohnten Gegenden sieht man ihn nicht bei Tage, wohl aber in den großen Urwäldern; doch schläft er in der Mittagshitze meist. Sein Ruheplatz ist die dichteste Stelle des Waldes. Seine feinsten Sinne sind Gesicht und Gehör.

Die Nahrung des Tapirs besteht in Gras und anderen Pflanzen. Er richtet deßhalb in bewohnten Gegenden am Zuckerrohr, welches er sehr liebt, an den Pflanzungen der Wassermelonen und anderen Früchten großen Schaden an. Er frißt aber auch zuweilen Thon und Schlamm. Früchte und Brot liebt er vorzüglich. Oft trifft man mehrere zusammen, wenigstens eine Familie vereint an; denn das Junge folgt der Mutter lange nach.

Nach Azara's Beobachtungen sind sie Alles fressende Thiere, wie die Schweine. Gezähmt fressen sie rohes und gekochtes Fleisch, und der Geschmack scheint sehr stumpf zu seyn.

Die Stimme, welche man öfters im Walde von ihm vernimmt, ist ein durchdringendes Gepfiffe. Die Wilden machen es sehr geschickt nach, und locken damit das Thier so nahe an sich, daß sie es schießen können.

Im November wirft das Weibchen ein Junges, und vertheidiget es bei herannahender Gefahr. Die brasilianischen Jäger erzählten dem Prinzen von Wied, daß sie in der Noth so zornig und kühn würden, daß sie den Feind mit ihren Zähnen fassen und tüchtig herumzerren, indem sie den Fuß aufzusetzen suchen, um besser reißen zu können. Angeschossen schlagen sie die verfolgenden Hunde oft zurück, und Wied sah einen schwer verwundeten Knaben vom Stamme der Maschacaris, dessen eines Schulterblatt und die ganze Seite von einem Tapir aufgefressen worden war. Sonst sind sie harmlose und furchtsame Thiere. Jung lassen sie sich zahm machen

laufen frei im Hause herum, kommen auch wieder zurück. Sie begleiten ihren Herrn in den Wald, und suchen ihn überall auf, gehorchen aber keinem Befehle. Sie trinken wie die Schweine. Wenn es gejagt wird, welches von den Brasilianern auf eine unzweckmäßige Art geschieht, da sie es durch grobe Schrott erschießen, so sucht es in einen Fluß zu kommen, um sich in's Wasser zu stürzen. Es geht unter dem Wasser, kommt nur zuweilen an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, schwimmt unter den Kähnen durch, und sucht sich auf solche Art zu retten. Wenn der Kopf aus dem Wasser hervorragt, so zielen alle Röhren nach der Ohrgegend. Oft erhält ein Tapir auf solche Art zwanzig Schüsse, ehe er getödtet wird, und oft entkommt er dennoch, wenn nicht ein Jagdhund bei der Hand ist. Seine Haut, welche dicker als das dickste Ochsenleder ist, könnte weit leichter mit Kugeln durchbohrt werden. Die Wilden beschleichen den Tapir oft, oder umstellen das Revier förmlich, worin sie ihn aufgespürt haben, und treiben ihn den Schützen zu.

Sein Fleisch will dem europäischen Gaumen nicht behagen; es schmeckt wie Rindfleisch; den Wilden schmeckt es wohl. Auch das Fett wird von den Wilden hoch geschätzt. Sie benutzen alle Theile des Tapirs; die Haut wird gebraten und verzehrt. Die Caimacans machen ihre musikalischen Instrumente, welche ihnen den Tact beim Tanze angeben, aus den Hufen des Tapir, und aus der dicken, harten Haut verfertigen sie Peitschen.

Ein kälteres Klima können diese Thiere vermuthlich nicht ertragen, weil dasjenige, welches man einst nach Paris brachte, aller Sorgfalt ungeachtet bald starb.

Von der Art der Fortpflanzung des Tapirs ist nicht viel bekannt.

T. 126. **Der indische Tapir.** (Tapirus orientalis.)

Die Länge des Körpers 4 Fuß, des Schwanzes 2 Zoll. Schulterhöhe 2 Fuß 8 Zoll; der Rüssel bei alten 7 bis 8 Zoll lang; das Haar kurz und dünn, Kopf, Hals, Schulter, Vorderbeine, Hinterbeine und Schwanz schwarz, Rücken, Kreuz, Bauch und Ohrenspitzen weiß. Die Jungen sind weiß und braun getüpfelt.

Dieses neu entdeckte Thier lebt in den Wäldern von Sumatra und der Halbinsel Malakka, wo es so gemein ist als der Elephant und das Nashorn.

Es hat die Lebensart mit dem amerikanischen Tapir ganz gemein.

Die Vorwelt hatte weit größere als die jetzige Schöpfung. Der gigantische, große, fossile Tapir war so groß als der allergrößte Elephant. Man fand diese Knochen in angeschwemmtem Lande in mehreren Gegenden Frankreichs, meist mit Elephanten- und Mastodontenknochen vermengt, — ein Beweis, daß diese Thiere zu derselben Zeit gelebt haben, und durch dasselbe Naturereigniß zu Grunde gegangen seyn müssen.

Man hat noch einige Gattungen der Pachydermen bekannt gemacht, deren Überreste man hie und da gefunden hat. Dahin gehören die Chäropotamen (Chaeropotamus). Dieses war ein dem Schweine nahe verwandtes Thier, von welchem man die Überreste in den Gypsbrüchen von Paris gefunden hat. Ferner die Kohlenthiere (Anthracotherium). Man findet die Überreste in den Holzkohlen von Cadibona an der Ostküste von Genua. Einige sind sehr große, andere mittelmäßige Thiere. Die Elasmotherien (Elasmotherium), von der Größe eines Nashorns, eine Gattung von der Größe eines Pferdes. Diese Thiere wurden in Sibirien gefunden. Ganz ist von allen genannten Gattungen keines; es läßt sich daher zwar auf ihre Existenz deuten, aber nichts Näheres angeben. Allein die häufig vorgefundenen Reste dieser Thiere zeigen, wie reich diese Ordnung in der Vorwelt war.

Einhufige Thiere (Solidungula).

Sie haben an den Füßen nur eine Zehe, die in einem Hornschuh steckt, welchen man Huf nennt. Sie sind grasfressende Thiere und waren nur in der alten Welt verbreitet.

1. Gattung.

Das Pferd. (Equus.)

Verdient seiner mannigfaltigen und vortrefflichen Eigenschaften wegen den ersten Rang unter den Hausthieren. Das Pferd verbindet Gelehrigkeit und Folgsamkeit mit Muth und Stärke. Es ist zum Ziehen, Reiten und Tragen gleich geschickt, gehorcht dem Worte, dem Winke und dem leisesten Drucke seines Führers. Es nützt dem Menschen nicht auf einerlei Art, sondern es vergnügt ihn auch, und hat außerdem noch die Eigenschaft, mit dem Menschen in jedem Klima auszudauern.

Das edle Pferd. (Equus caballus.)

Die Gestalt und Farbe ist nach der Race verschieden. Die Ohren sind kurz, spitzig, sehr beweglich; die Haare am Halse sind lang, grob und bilden eine Mähne, welche den Hals deckt, und wie der langhaarige Schweif zur besonderen Zierde des Pferdes gehören.

Das Vaterland des Pferdes waren die gemäßigten Gegenden Asiens, wo es vermuthlich in Heerden, wie man es jetzt noch häufig antrifft, in der Tartarei lebte, wo es aber seit undenklichen Zeiten schon als nützliches Hausthier aufgenommen wurde. Nach der Meinung berühmter Naturforscher soll das wilde Pferd nirgends mehr auf dem Erdboden angetroffen werden; und selbst jene in der Wildheit lebenden Pferde sollen nur verwilderte seyn. Indessen kann es doch möglich seyn, daß es noch jetzt wilde Pferde gibt. In Sibirien und in der Tartarei findet man verwilderte Heerden. Diese Pferde haben einen unförmlichen Kopf, dicke Beine, und sind überhaupt die häßlichsten von Allen; es gibt daher kein Thier, das durch Aufnahme in die Hausgenossenschaft so veredelt wurde, wie das Pferd. Die wilden Pferde sind ungemein schnell und ausdauernd. Sie gehen in Heerden, welche aus einem alten Hengste und sechs bis zwölf Stuten nebst ihren Fohlen bestehen. Die Truppe wird von dem Hengste angeführt, und die Seinigen folgen ihm unbedingt nach; wird er aber durch irgend einen Zufall von ihnen getrennt, so zerstreut sich die Heerde, und die einzelnen Stuten sammeln sich wieder um einen anderen Hengst. Diese wilden, unbändigen Thiere sind nicht leicht lebendig zu fangen. Die wilden Amerikaner, welche im Laufen dem Pferde an Schnelligkeit gleichkommen, bewerkstelligen den Fang auf folgende Art: Sie jagen die Pferde in dichte Gebüsche, worin sich dieselben bald verwickeln; werfen ihnen dann einen Strick um die Füße, springen ihnen in einem Augenblicke auf den Rücken, halten sich an der Mähne fest, und bändigen sie solchergestalt nach und nach; behalten aber doch meist etwas Tückisches und Boshaftes.

Daß diese Thiere schon in der Vorwelt zahlreich waren, beweisen eine Menge Überbleibsel, welche man mit und neben anderen vorweltlichen Thieren findet. Seine Gestalten weichen sehr wenig von den jetzigen ab. Ungeheure Heerden von wilden Pferden trifft man jetzt auch in Amerika, nämlich in Patagonien südwärts vom Plataflusse an. Doch diese sind erst aus den zahmen entstanden, welche die Spanier nach der Entdeckung von Amerika aus Europa dahin brachten. Denn vor dieser Zeit kannten die Amerikaner dieses Thier noch nicht, und die ersten spanischen Reiter jagten den Amerikanern ungeheuren Schrecken ein, weil sie anfänglich Mann und Pferd für ein Geschöpf ansahen. Allein seit der Eroberung dieses Welttheiles hat sich das Pferd dort nicht nur fortgepflanzt, sondern ins Unendliche vermehrt. Man findet sie noch in den Ländern von Paraguay und Buenos-Ayres, in den Ebenen, welche man Pampas und Lannos heißt, in großer Menge.

Im Jahre 1535 wurden unter Don Petro von Mendoza eine große Zahl Hengste und Stuten theils aus Andalusien, theils von Teneriffa dahin gebracht, welche sich so sehr vermehrten, daß viele in der Freiheit herumlaufen. Seit jenen Zeiten ist ihre Anzahl erstaunend groß; und sie heißen in der spanischen Landessprache Caballos alzados oder Cimarrones.

In der Gegend von Rio Negro findet man sie zu mehreren tausend Stücken, und werden ihrer großen Anzahl wegen den Bewohnern dieser Colonien sehr schädlich. Sie verwüsten große Strecken Landes, die weit besser benützt werden könnten, und dann ziehen sie meistens die zahmen Pferde an sich. Kaum werden sie die zahmen Pferde gewahr, so kommen sie im Galopp auf sie zu, und laden sie durch ihr freudiges Wihern zur Gesellschaft ein. Sehr häufig geschieht es, daß sich die zahmen Pferde losreißen, sich mit den wilden vereinigen, und nie wieder zu ihren friedlichen Ställen zurückkehren. Wenn die wilden Pferde, durch zwei oder drei Hengste angeführt, in fest geschlossenen Colonnen gegen eine mit vielem Fleiße hergestellte Pflanzung anrücken, stellen die Einwohner Pferdejagden an, wobei man die Vagabundos (Benennung dieser Thiere in der Landessprache) in vollem Galopp verfolgt, so viel als möglich ist zusammen preßt, und dann nach allen Seiten mit Lanzen so viel erstickt, als möglich ist. Man sucht von diesen Pferden so viel einzufangen, als man zum Hausgebrauche nöthig hat. Denn die Tartaren, Kosaken und Kalmucken essen das Fleisch, und achten es höher, als das von den zahmen. Das Fleisch von jungen Pferden ist für sie eine große Leckerei. In diesen Gegenden hat selbst der ärmste Tagelöhner oft 10 bis 15 Pferde. Viele werden auch mit dem Wurfstricke gefangen. Diese nützliche Fangmaschine besteht darin, daß man drei schwere Steine an eben so vielen Stricken befestiget, welche an ihren unteren Enden in Eins verbunden sind. Diese Stricke wirft nun der Reiter unter die Pferde, so, daß sich dieselben um die Hinterbeine umwickeln, und sie so im Laufen hemmen oder gar fallen. Wenn ein solches Pferd auf die Art gefällt worden ist, wird es gebunden, und dann allmählig gezähmt. Diese wilden Pferde stehen zwar in der Schönheit ihren andalusischen Voreltern wenig nach, gleichen auch an Form, Schnelligkeit und Stärke den übrigen Pferden, stehen aber doch in einem viel geringeren Werthe; nämlich ein Hengst oder Wallach gezähmt kostet 2 bis 4 Piaster, und eine Stute kaum 3 bis 4 Groschen. Beschlagen werden nur die Reitpferde. Die Pferde haben eine außerordentliche Anhänglichkeit gegen einander, und kehren immer wieder zurück, wenn sie auch noch so weit von einander entfernt werden.

Diese Pferde würden aber noch häufiger und in weit größerer Menge angetroffen werden, wenn nicht außer den Menschen, von deren Verfolgung diese Thiere stets geplagt werden, sie noch vielen anderen Gefahren und Unfällen ausgesetzt wären, von welchen Humboldt in seinem Gemälde der Natur sehr anziehend erzählt:

»Wenn im Sommer unter dem senkrechten Strahl der Sonne die Grasdecke jener unermeßlichen Ebenen gänzlich verkohlt ist, und in Staub zerfällt, so klafft allmählig der Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen zerrissen. In dichte Staubwolken gehüllt, von brennendem Durste geängstiget, schweifen Pferde und Rinder umher; erstere mit langgestrecktem Halse, hoch gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, Melonencactus, verschließt unter seiner stachlichten Hülle ein wasserreiches Mark. Mit den Vorderfüßen schlägt das Maulthier diese Stacheln seitwärts, um in dem kühlen Distelsafte Labung zu finden. Aber das Trinken aus dieser lebenden vegetabilischen Quelle ist für diese Thiere nicht immer ohne Gefahr; denn man sieht sehr oft solche, welche sich bemühten, die verborgene Quelle zu öffnen, mit verwundeten Hufen, welches ihnen sehr großen Schmerz verursachen muß. Folgt dann überdieß auf die brennende Hitze des Tages eine lange kühle Nacht, so können Pferde und Rinder selbst dann nicht ruhen. Die blattnasigen Fledermäuse hängen sich an ihren Rücken, um ihnen das Blut auszusaugen, und quälen diese Thiere während des Schlafes oft entsetzlich. Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so ändert sich die Scene. Denn kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die Steppe mit dem herrlichsten Grüne. Diese Thiere weiden im frohen Genusse des Lebens. Aber im hohen Grase versteckt sich der Jaguar, und manches Pferd und manches Füllen wird ihm mit sicherem Sprunge zur Beute. Bald schwellen die Flüsse, und dieselben Thiere, welche einen Theil des Jahres vor Durst verschmachteten, müssen nun als Amphibien leben. Die Mutterpferde ziehen sich auf die Anhöhen zurück, welche lange inselförmig aus dem Wasserspiegel hervorragen. Mit jedem Tage verenget sich der wasserleere Raum, bis endlich auch dieser Stand den armen Thieren durch den Andrang des Wassers geraubt wird. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere oft Stundenlang umher, nähren sich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt, und suchen auf höheren Bänken ihr Leben zu retten. Viele Füllen ertrinken im Wasser, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem Schwanze zerschmettert und verschlungen. Oft bemerkt man auch Pferde, welche die Spur von der Verwundung der Krokodile in großen Narben am Schenkel tragen. Auch an den Fischen haben sie gefährliche Feinde; die Sumpfwasser sind mit sehr zahlreichen electrischen Aalen angefüllt, welche oft 5 bis 6 Fuß Länge haben. Diese merkwürdigen Fische sind mächtig genug, mit ihren gewaltigen Schlägen die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre Batterie auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße am Uritucu mußte deßwegen verlassen werden, weil sie sich in einer solchen Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken.«

Auf Ceylon gibt es viele wilde Pferde.

Auch auf St. Domingo traf man ehemals ganze Heerden von mehr als 500 wilden Pferden an. Wenn sie Menschen erblicken, stehen sie gleich still. Der Anführer, ein alter Hengst, nähert sich, schnaubt fürchterlich, und nimmt endlich, und mit ihm die ganze Heerde, die Flucht.

Man glaubte auch in Polen und in den schottischen Hochländern wilde Pferde anzutreffen; allein dieß ist ungegründet; denn dort werden die Pferde auf die Weide gejagt, und verbleiben da, bis es dem Eigenthümer gefällt, sie wieder nach Hause zu treiben. Auf diese Art wird in diesen Gegenden die Pferdezucht in wilden Gestüten getrieben, und man fängt sie ein, indem man sie zusammentreibt. Vor einer solchen Heerde reitet auf einem schon reitbar gemachten Pferde der Eigenthümer. Um ihn herum sind seine Knechte, und ohne sich von einander zu entfernen, verfolgen sie die Heerde. So bringt man sie in eigens dazu eingezäunte enge Plätze, daß sie nicht mehr weiter kommen können. Sodann werden von den polnischen Knechten diesen Thieren Schlingen um den Hals geworfen und gefangen, oder sie werden zwischen aufgerichtete Pfähle, die 2 Schuh weit von einander, der Länge nach aber sehr nahe an einander in der Erde befestiget sind, so, daß nur 1 Pferd hineingehen und sich nicht umdrehen kann, gefangen. An dem Ausgange ist in einer Fallthüre eine so große Öffnung angebracht, daß der Kopf des Pferdes gemächlich durchsehen kann. Die in einen solchen Verschlag gebrachten Pferde suchen nun den Ausweg durch die angebrachte Öffnung, stecken den Kopf durch, während die harrenden Knechte eine Schlinge werfen und sich des Thieres bemächtigen. Dieses Geschäft ist sehr gefährlich sowohl für die Thiere als für die Menschen, welche sie einfangen. Das auf solche Art angeschlungene Pferd trennt sich augenblicklich von der Heerde, rennt mit jenen Personen, welche die Schlinge halten, davon, sucht sich von seiner Gefangenschaft zu befreien, bis es endlich durch die Gefahr, erdrosselt zu werden, zum Halten gebracht wird. Nun beginnt der erste Schritt zur Bildung. Es wird aufgezäumt und von Jemanden, der sich auf den Rücken des Pferdes schwingt, so lange herumgejagt, bis es aus Müdigkeit folgsam geworden ist. Durch Abbruch der Nahrung, des Trankes und Schlafes werden dann die Wildfänge gelehrig gemacht. Bei aller Pflege, Wartung und bei stetem Bemühen können sie

doch ihre vormalige Wildheit nicht vergessen, und behalten Eigenheiten, viele Unarten und Widersetzlichkeit. Ihr ganzes Betragen zeigt, daß sie beständig Furcht und Mißtrauen vor den Menschen haben.

Eine sanfte Behandlung trägt zu ihrer Abrichtung das Meiste bei. Harte Behandlung macht sie störrig, tückisch, scheu, und bringt eine Menge Fehler hervor, welche ihrer Brauchbarkeit ganz entgegen sind.

Unstreitig behauptet das Pferd den ersten Rang unter den Säugethieren; es hat die schönsten Verhältnisse der Glieder zu einander.

Bei der Beurtheilung der Pferde hat man auf Folgendes Acht zu haben:

1) Auf die Gesundheit und auf das Alter.
2) Auf die Proportion des Körperbaues.
3) Auf die Munterkeit und Lebhaftigkeit.
4) Auf Gutmüthigkeit und Folgsamkeit.
5) Auf das Vaterland und
6) zum Theile auf die Farbe.

Allgemeine Zeichen der Gesundheit sind: wenn es munter und fröhlich ist, sanft athmet, sich lebhaft bewegt, keine gefleckte Zunge hat, bei einer kleinen Störung ruhig fortfrißt, aus dem Munde nicht übel riecht, wenig schwitzet, ein lebhaftes Auge und kurze, an den Körper anliegende, glänzende Haare hat.

Die Bestimmung des Alters ist zwar einer der wichtigsten, aber auch zugleich der schwierigsten Puncte bei der Kenntniß der Pferde.

Die Jugend hat zwar so wie das Alter bestimmte Physiognomien; denn selbst ein Unkundiger wird leicht aus dem bloßen Ansehen und aus dem Benehmen des Pferdes urtheilen können, ob es ein Füllen, ein reifes Roß oder ein alter Gaul sei; allein diese Kenntniß ist nicht entscheidend genug; ein Kenner muß genau die Jahre zu bestimmen wissen, und einen verläßlichen Chronometer für die ganze Lebensdauer eines Pferdes bieten nur die Zähne, und zumal nur die Schneidezähne dar.

Wir wollen die Erkenntniß des Pferdealters aus den Zähnen nach Professor Pessina in Kürze anführen.

Die männlichen erwachsenen Pferde haben in Allem 40 Zähne; von diesen sind 24 Backenzähne (dentes molares), 12 Schneidezähne (dentes incisivi) und 4 Haken- oder Hundezähne (dentes canini).

Die weiblichen Pferde haben nur 36 wahre Zähne; statt der Hakenzähne haben dieselben höchstens kleine zahnähnliche Stumpfen.

Die Schneidezähne besetzen, bogenförmig neben einander gestellt, den Eingang in die Mundhöhle, und werden von den Lippen bedeckt. Die 2 innersten Schneidezähne an jedem Kinnladen heißen Zangen, die 2 äußersten heißen Eckzähne, die zwischen den Zangen und Eckzähnen befindlichen heißen Mittelzähne.

Bei der Geburt mangeln dem Füllen alle Schneidezähne; Backenzähne hat es jedoch 12, welche bei der Geburt wenigstens schon mit ihren Spitzen das Zahnfleisch durchgebrochen haben. Vierzehn Tage nach der Geburt brechen ihm aber schon die 4 Zangen, binnen 6 Wochen die 4 Mittelzähne, und binnen 8 Monaten die 4 Eckzähne hervor.

Diese Zähne bleiben aber nicht auf immer da, sondern fallen als Milchzähne aus, und stärkere kommen an deren Stelle, welche bleibende oder Pferdzähne sind. Die sämmtliche Anzahl der Zähne wird erst dann vollständig und vollzählig, wenn das Pferd 4½ oder 5 ganze Jahre zurückgelegt hat.

Zur Bestimmung des Alters tragen die Backenzähne nur wenig bei; aber die größte Aufmerksamkeit verdienen die Schneidezähne.

Zur Vollständigkeit der Kennzeichen des Alters müssen die Schneidezähne aus mehreren Gesichtspuncten betrachtet werden:

a) nach ihrer Gestalt;
b) nach ihrem Wechsel;
c) nach ihrer Reibung und Verkürzung;
d) nach ihrem Nachschube;
e) nach ihrer Stellung; und
f) nach ihrer Richtung.

Was die Gestalt betrifft, ist an jedem Schneidezahne zu unterscheiden: das Reibende, der Körper des Zahnes, das Wurzelende, dann die Länge, Breite und Dicke des Zahnes.

Der noch nicht abgeriebene Pferdeschneidezahn hat ein Reibende, dessen Breite sich zu seiner Dicke, wie 3:1 verhält; bis zur Hälfte abgerieben zeigt er eine Reibfläche, wobei die Breite fast der Dicke gleich ist; im zunehmenden Alter überwiegt die Dicke aber die Breite.

Bei einem Füllen, welches seine Zähne noch nicht gebraucht hat, ist das Reibende trichterförmig ausgehöhlt. Die Höhlung hat die Benennung: Marke, Kunde, Kennung, Zeichen, Grube.

Die Schneidezähne der Füllen sind nach allen Dimensionen kürzer als die Pferdschneidezähne.

Von dem Wechsel der Zähne ist Folgendes zu merken:

Geht der Zahnwechsel regelmäßig vor sich, und wird nicht durch gewaltsames Ausreißen der Milchzähne der Wachsthum befördert, so beginnen die 4 Zangen im dritten, die vier Mittelzähne im vierten und die 4 Eckzähne im fünften Jahre ihren Schub. Während der Zeit des Ausbrechens, und noch 3 Jahre darnach, wächst jeder Pferdzahn in seiner Zahnhöhle fort, und, indem er sich verlängert, rückt er mit seinem Körper immer mehr aus seinem Zahnfleische heraus. Wenn er aber seine angemessene Länge vollkommen erreicht hat, so wird sein weiteres Vorrücken nicht durch einen fortgesetzten Wachsthum, sondern durch die Zusammenziehung des Kinnbackens und die Verknöcherung der Zahnhöhlen bewirkt.

Sobald sich die gegenüberstehenden, gleichen Namen führenden Paare von Zähnen mit ihren Reibenden berühren, beginnen sie auch gleich 2 Mühlsteinen sich zu reiben und abzunutzen; mit dieser Abnutzung der Zähne wird aber die keilförmige Gestalt derselben immerfort verändert.

Die Veränderung, welche die Zähne durch die Abreibung erleiden, ist folgende:

Das frische Reibende verlieret nach einigen Jahren seine beiden Ränder, endlich verlieret sich auch die Grube, und allmälig erscheint eine glatte, ebene Fläche. Man sagt jetzt, die Zähne haben sich geebnet; aber noch durch geraume Zeit sieht man an den Reibflächen der geebneten Zähne die so genannten Grubenspuren in Gestalt weißer, brauner, schwärzlicher, manches Mal einer Bohne ähnlicher Flecken.

Bei frisch geebneten Schneidezähnen ist die Reibfläche zwei Mal so breit, als sie dick ist; und die Reibfläche erscheint daher als eiförmig. Wie sich bei fortschreitender Reibung die Breite gegen die Dicke vermindert, und letztere größer zu werden anfängt, erhält die Reibfläche eine fast zirkelrunde Gestalt, und man sagt, die Zähne runden sich. Wenn in den höheren Jahren die Abreibung den Zahn auf eine solche Strecke verzehrt hat, daß der nun weit dickere, als breite Theil des Zahnes in die Reibung fällt, so werden die Reibflächen dreieckig. Naht aber das Ende des Lebens heran, wird der allerletzte Theil des Zahnes zur Reibung gebraucht, und er wird dadurch länglich dreieckig, so daß er zwei Mal so dick als breit aussieht.

Diese Verwandlungen erfolgen jedoch nicht bei allen Schneidezähnen zugleich und in derselben Zeit, sondern sie richten sich nach Verschiedenheit der Wechseljahre, so daß sie an jenen Zähnen früher eintreffen, welche früher aufgebrochen sind.

Diesem zu Folge kann man die ganze Lebensdauer eines Pferdes in folgende sechs Perioden bringen:

Erste Periode.

In dieser haben die Pferde Milch- oder Füllenzähne, und zwar von der Geburt bis zum letzten Zahnwechsel.

Zweite Periode.

Mit grubigen Zähnen. Sie dauert bei jedem Paare des Hinterkiefers durch 3 Jahre, und zwar dergestalt, daß im ersten Jahre immer nur die äußeren Ränder, im zweiten die äußeren und inneren Ränder zugleich, und im dritten die von ihnen umfangene Grube gewetzt und gänzlich ausgeebnet wird.

Dritte Periode.

Diese beginnt mit eiförmigen Zähnen. Sie folget unmittelbar auf die Erlöschung der Gruben, und nimmt ihren Anfang bei den Zangen im siebenten Jahre, bei den Eckzähnen noch um ein Jahr später, und dauert im Durchschnitte 6 Jahre.

Vierte Periode.

Mit runden Zähnen. Sie tritt nach der dritten ein, und dauert ebenfalls 6 Jahre. Um diese Zeit haben die Reibflächen ihre Grubenspuren gänzlich verloren. Sie fängt bei den Zangen mit dem dreizehnten Jahre an, bei den Mittel- und Eckzähnen verhältnißmäßig später.

Fünfte Periode.

Sie nimmt mit dreieckigen Zähnen ihren Anfang, löset die vorhergehende unmittelbar ab, und dauert ebenfalls durch 6 Jahre.

Sechste Periode.

Mit länglich dreieckigen Zähnen. Diese dauern bis zum Ende des Lebens, und werden mit jedem Jahre länglicheren Dreiecken ähnlich.

Nach Professor Pessina's Beobachtungen können die Haken- oder Hengstzähne nur dann als giltige Zeichen angenommen werden, wenn sie mit denen der übrigen Zähne übereinstimmen. Übrigens beobachten

sie die geringste Regelmäßigkeit von allen, brechen zu keiner festgesetzten Zeit aus, reiben sich, da sie nicht wie die Schneidezähne übereinanderfallen, auch weniger ab.

Der Nachschub der Zähne hat seinen Grund in der allmäligen Verdichtung der Kinnbacken und Verknöcherung der Zahnhöhlen, wodurch der Zahn immer mehr aus seiner Zahnhöhle herausgetrieben, und nach außen verlängert wird.

Nach vielfältigen Beobachtungen beträgt der jährliche Nachschub bei jedem Schneidezahn im Durchschnitte eine Linie.

Hält die Abreibung der Zähne mit dem, durch die Erfahrung bekannten Nachschube gleichen Schritt, so entscheiden die Reibflächen und das Verhältniß der Breite derselben zur Dicke vollkommen über das Alter der Pferde.

Allein da aber nicht bei allen Pferden die Zähne in dem Verhältnisse der abgelebten Jahre sich abreiben, so muß, wenn dieses der Fall ist, vorzüglich der Nachschub zu Hilfe genommen werden, und es müssen dann zu den Jahren, welche die Reibflächen andeuten, noch so viele Jahre hinzugezählt werden, als der Zahn Linien über seine normale Länge mißt.

Der Stellung nach liegen die Zähne bei Jungen alle sehr knapp geschlossen neben einander, ihr Ansehen ist fächerartig, und ihre Reibenden breiten sich bogenförmig aus. Mit dem zunehmenden Alter werden aber die Zahnwurzeln so auseinander getrieben, daß manches Mal selbst zwischen den Reibenden der Zähne offene Scharten entstehen.

Die Schneidezähne haben in den jungen Jahren mit ihren Reibflächen eine solche Richtung, daß die vorderen mit den hinteren fast senkrecht auf einander zu stehen kommen. Im höheren Alter strecken sie sich, und bekommen eine gerade hinauslaufende Richtung. Was die Proportion des Körperbaues betrifft, so muß der Kopf nach dem Verhältnisse des Körpers nicht zu groß, die Ohren müssen klein und nicht zu weit von einander stehend, die Augen groß, hervorstehend und ohne alle Fehler; der Hals muß lang, bei der Mähne nicht zu dick, und nach vorne hin nicht vorstehend seyn, weil ein dicker Hals bei der Mähne gar leicht in einen Speckhals ausartet, und ein vorstehender, der gewöhnlich ein Hirschhals genannt wird, ein Pferd unansehnlich macht.

Der Hals soll, wo er aus dem Vorderrüst entspringt, sich in gerader Linie erheben, dann aber nahe am Kopfe einen Bogen, wie ein Schwanenhals, bilden. Die Stirne muß schmal und erhaben, die Augenbraunen wohl ausgefüllt, die Augen selbst helle und voll Lebhaftigkeit seyn. Die Nase muß etwas gebogen, die Nasenlöcher weit offen und wohl gestaltet, die Scheidewand beider Nasenlöcher dünn, die Lefzen zart, und das Maul nicht zu weit gespalten seyn. Die Brust muß breit und der obere Theil der Vorderbeine stark seyn; ist dieser Theil schwach und dünn, so hat das Pferd wenig Kräfte. Das Knie muß von vorne breit, und das Schienbein mit der daran befindlichen Sehne von der Seite breit; die Fessel, oder der Theil des Beines vom Fesselgelenke bis zur Krone des Hufes, hingegen muß so kurz als möglich seyn; und wenn dieser ja etwas zu lang wäre, so muß er sich beim Gehen nicht durchbiegen, welches eine Schwäche in diesem Theile anzeiget. Die Wand des Hufes muß platt seyn und keine herumgehende Reifen, noch in die Länge gehende Spalten haben. Der untere Theil des Hufes muß hohl und nicht flach seyn. Die Vorderbeine müssen in gerader Richtung stehen, d. h. die Füße dürfen unten an der Erde nicht weiter von einander stehen, als die Beine an der Brust angesetzt sind. Auch dürfen die Füße weder ein- noch auswärts, sondern gerade stehen.

Die Knie dürfen nicht vorgebogen, sondern das Bein muß von oben bis an das Fesselgelenk gerade stehen. Der Rücken muß gerade und nicht eingebogen, der Leib von den Schulterblättern bis an die Lenden rund, und die Flanken müssen nicht eingezogen, die Hüften nicht hoch, das Kreuz hingegen muß flach oder rund, und nicht spitz oder abgeschliffen, die Lenden müssen breit und stark, und die Sprunggelenke endlich nicht schwach seyn. Vom Sprunggelenke bis zum Hufe müssen die Hinterbeine wie die Vorderbeine gestaltet seyn. Die Hinterbeine dürfen an der Erde nicht zu nahe zusammen, eher noch können sie zu weit von einander stehen.

In Rücksicht des Betragens soll das Pferd sanft und folgsam, dabei aber muthig und feurig seyn. Furchtsamkeit taugt weder für Reit-, noch für Arbeitspferde. Ein Pferd, welches die Ohren zurückwirft, ist gewöhnlich furchtsam, oder tückisch und falsch; dicke Ohren sind ein Zeichen der Trägheit.

Die Brauchbarkeit des Pferdes zu Geschäften des Lebens ist so groß, daß ihm darin wohl kein anderes Thier gleich kommt. Man braucht es, wie schon gesagt, im Kriege und im Frieden zum Ziegen, zum Reiten und zum Tragen. Der Ochs zieht zwar, aber zum Tragen ist er nicht geschickt; der Esel dient hingegen nur zum Tragen. Was diese beiden Thiere nur langsam verrichten, vollbringt das Pferd mit Schnelligkeit. Dabei ist es muthig und unerschrocken. Kein Thier gewöhnt sich an das Getümmel der Schlacht, und keines hält so im Gewehrfeuer aus, als das edle Pferd. Es trotzt jeder Gefahr, geht rüstig dem Feinde entgegen, und erschrickt weder vor dem Pfeile und der Lanze, noch vor den Kugeln und dem Knalle der Kanonen. Wenn es verwundet wird, hört

man kein Angstgeschrei, kein Wehklagen. Und seit undenklichen Zeiten haben alle kriegerischen Völker sich des Pferdes in Schlachten bedient.

So viele Tugenden, welche dieses Thier so vorzüglich auszeichnen, hat kein anderes thierisches Wesen. Das Pferd gehört zu den klügsten Thieren, und läßt sich dabei vorzüglich abrichten. Es versteht die Worte und den Ton seines Herrn, läßt sich darnach lenken, und zwar lieber als durch Schläge. Sein Gefühl ist fein. Güte und zweckmäßige Behandlung kann es bis zu einem bewunderungswürdigen Grade veredeln.

Die Stimme des Pferdes ist ein Wiehern, welches nach Verschiedenheit der Leidenschaft, welche es ausdrückt, auch unter verschiedenen Modificationen erscheint. Bald bezeichnet es Freude oder Verlangen, bald Muth und Zorn. Von verschnittenen Hengsten (Wallachen) und von Stuten hört man das Wiehern sehr selten.

Die Natur verlieh den Pferden auch manche Waffen, und sehr furchtbare. Gewöhnlich bedient es sich der Hinterfüße zur Vertheidigung. Es schlägt mit denselben hinten aus, und oft mit solcher Gewalt, daß Menschen und Thiere durch einen Schlag getödtet werden. Selbst das Gebiß des Pferdes ist gefährlich. Zur Sicherheit für letztere Gewohnheit dieser Thiere legt man ihnen Maulkörbe an.

Obgleich hier nicht der Ort ist, Alles auf die Pferde Bezug habende abzuhandeln, so wollen wir doch diesem äußerst nützlichen Hausthiere noch einige Aufmerksamkeit schenken, und Einiges über die Aufzucht, Wartung, über die Gestüte, über die Mannigfaltigkeit der Abarten, und über die gewöhnlichsten innerlichen und äußerlichen Krankheiten der Pferde bemerken.

Die Aufzucht ist so wie die Zwecke verschieden, zu welchen die Pferde vorzugsweise gehalten werden. Manche Eigenschaften lassen sich zwar gut mit einander vereinigen, dagegen schließen sich aber andere wieder aus. Durch Benützung eines Pferdes zu zweierlei Bestimmungen wird es oft ganz unfähig gemacht.

In Deutschland hat man zwar auf die Erziehung der edleren Pferderacen viel verwendet, dabei aber mehr das Augenmerk auf die Reitpferde, als auf gute Zugpferde gerichtet, und man hat sogar in einigen Gegenden den guten Schlag von Zugpferden durch Beimischung fremder, zum Rennen geeigneter, Racen verunstaltet, und seinem wesentlichen Gebrauche ganz entgegen gehandelt. Besonders muß es der zu großen Liebhaberei nach englischen Pferdehengsten und Stuten zugeschrieben werden, daß der Pferdeschlag in manchen Stutereien so buntscheckig geworden ist. Und was um theures Geld an Zuchthengsten und Stuten aus England ausgeführt wird, ist selbst schon gemischtes Blut, und gibt also eine höchst unsichere Nachkommenschaft.

Die Pferdefüllen erben zwar meistens die Eigenschaften ihrer Väter, deßungeachtet darf aber doch die Auswahl einer guten Zuchtstute nicht vernachlässiget werden. Vor Allem sei die Größe der Stute jener des Beschälers angemessen.

Eine Stute darf nie vor ihrem vierten Jahre beschält werden, und auch nie länger als bis zum fünfzehnten Jahre zur Zucht verwendet werden. Wird die eben gesagte Zeit überschritten, so werden die Füllen Schwächlinge und sind zu keiner anhaltenden Arbeit zu gebrauchen.

Hieraus ist also leicht einzusehen, welchen Nachtheil die in vielen Gegenden herrschende Gewohnheit bringe, zweijährige Hengste mit den Mutterstuten auf eine Weide zu treiben; denn es können da nie schöne, starke und dauerhafte Füllen erzeugt werden. Zwar weiß man aus Erfahrung, daß die Stuten, welche auf der Weide von den Hengsten beschält werden, weit eher begehen; dann muß aber hauptsächlich dahin gesehen werden, daß letztere groß, stark und wenigstens 4 Jahre alt sind, weil sie in diesem Alter schon ausgewachsen und zur Zeugung fähig sind.

Die Zuchtstuten müssen von allen Fehlern frei und gut gebaut seyn, weil sie selbe auf die Nachkommenschaft übertragen. Der Fötus soll bequem liegen, und zur Zeit der Geburt ohne Hinderniß hervortreten können; zu diesem Ende muß das Kreuz breit, gerade und abgerundet seyn.

Die Kennzeichen eines guten Beschälers oder Zuchthengstes sind bereits bei der Proportion des Körperbaues beschrieben worden.

Die beste Zeit zur Belegung ist das Frühjahr. Läßt man die Stuten im März belegen, so erlauben die Arbeiten ihre Schonung in den letzten Monaten der Trächtigkeit und in der ersten Zeit nach der Geburt. Man lasse die Stute nur, wenn sie in voller Brunst ist, zum Hengste, und führe sie ihm 10 Tage nach der Belegung wieder vor. Das zu oftmalige Belegen gleich nach einander hindert die Empfängniß und entkräftet den Zuchthengsten.

Eine tragende Stute muß vorzüglich gut gewartet und gefüttert werden, weil sie nicht allein mit den anderen Pferden gleiche Arbeiten verrichten, sondern auch dabei das Füllen, das sie trägt, ernähren muß.

Die Zeichen, woran man erkennt, daß eine Stute tragend ist, sind in den vier ersten Monaten sehr zweifelhaft; nach dieser Zeit aber läßt sich dieß auf folgende Art bemerken: Man stellt sich neben das Pferd, und legt

die flache Hand unter den Leib nahe vor das Euter, und gibt der Stute während dieser Zeit zu trinken, wo man dann die Bewegung, welche das Füllen mit den Vorderfüßen macht, deutlich wahrnehmen kann.

Eine Stute geht 11 Monate und mehrere Tage trächtig. Man läßt eine trächtige Stute in den ersten 9 Monaten mäßig arbeiten; nur verhüthe man bei der Arbeit jede Erhitzung. Nach dem 9. Monate muß sie aber in der Arbeit weit mehr geschont, viel besser gepflegt und in den letzten Wochen vor dem Gebären von aller Arbeit enthoben werden.

Bei der Geburt eines Füllen ist es gut, wenn die hilfreichende Hand des Menschen nicht fehlet. Fohlet die Stute im Stalle, so ist es möglich, daß sie sich mit den Hintertheilen des Körpers an eine Wand leget, und bei dem heftigen Andrängen das Füllen gegen die Wand erdrückt. Da bei einigen Stuten die Tragezeit länger, bei anderen kürzer ist, so ist es nöthig, ein besonderes Augenmerk auf jene Zeit zu haben, um alles unnöthige Aufpassen zu vermeiden. Das sicherste Kennzeichen der Nähe der Geburtszeit ist, wenn sich die Milch im Euter einfindet.

Eine trächtige Stute ist mancherlei Unfällen unterworfen, welche sowohl ihr selbst, als dem Jungen, welches sie zur Welt bringen soll, viele Nachtheile bringen.

Wenn solche Stuten im Herbste oder Frühjahre bereiftes oder gefrornes Gras auf der Weide fressen, oder wenn sie im Winter, oder bei nasser, kalter Witterung durch Arbeit erhitzt, und darauf in freier Luft eine Zeit lang stehen bleiben, daß sie kalt werden, so hat dieß meistens ein Verwerfen zur Folge. Dieses kann dadurch vermieden werden, wenn man sie des Morgens nicht eher auf die Weide bringt, bis der Reif aufgethauet ist, und sie des Abends wieder in den Stall nimmt; der Erkältung nach erhitzter Arbeit kann man dadurch zuvorkommen, wenn man, sobald diese beendiget ist, über die Stute eine wollene Decke legt, welche groß genug ist, den ganzen Körper zu bedecken.

Noch andere Zufälle, als Schlag und Stoß, wodurch die Stute ihr Füllen verwerfen kann, sind, wenn die Pferde auf die Weide gehen, nicht zu vermeiden; im Stalle aber müssen die tragenden Stuten von den anderen Pferden abgesondert, auch alle heftigen Arbeiten vermieden werden. Ferner muß man die Stute einige Zeit vor dem Abfohlen in einen geräumigen Stand oder Stall stellen, wo sie frei herumgehen kann, und in diesem Stande muß sie so lange mit dem Füllen bleiben, bis sie auf die Weide gebracht wird.

In den ersten Tagen nach der Geburt muß die Stute mit gesunder und gedeihlicher Nahrung bestens gefüttert werden, mit Mehltrank, reinem Hafer und kräftigem Heu. Das Füllen soll 6 Monate an der Stute saugen; ein früheres Entwöhnen ist, so wie ein späteres, aus physiologischen Gründen nicht räthlich. Beim Absetzen wird das Füllen in einen besonderen, von der Mutter entfernten, Stall gebracht, und beide bedürfen in den ersten Tagen der Entwöhnung viele Wartung und Pflege.

Im ersten Winter werden die Füllen in geräumigen Ställen gehalten, und regelmäßig, nie außer der Zeit gefüttert. Eine gesunde, sichere Weide ist ihnen im folgenden Sommer am zuträglichsten. Im zweiten Jahre ist es an der Zeit, sie nach und nach für ihre künftige Bestimmung abzurichten; man lernt ihnen den Kopf tragen, indem man ihnen Halftern anlegt, ihre Krippen erhöht, und sie so allmälig bis nach ganz zurückgelegtem vierten Jahre zu leichten Arbeiten gewöhnt.

Beim Abrichten sucht man ihnen auch ihre Unarten abzugewöhnen, als Schnappen, Krippenbeißen, Zehentreten u. s. w.

Nach dem vierten Jahre beginnt die Arbeitsperiode für Pferde; geschieht dieß früher, so leidet ihr Wachsthum, und sie werden auf immer verdorben. Der Pferdeschlag ist in manchen Gegenden so verkrüppelt, weil man die jungen Pferde zu früh zur Arbeit anstrengte.

Die jungen Hengste, welche keine Hoffnung zu tüchtigen Beschälern geben, werden im dritten Jahre verschnitten, und heißen dann Wallachen. Die beste Zeit zum Verschneiden ist der Frühling und der Herbst; denn sowohl strenge Kälte als große Hitze hindern die baldige Herstellung. Die Operation selbst geschieht entweder durch das Zerquetschen, oder durch den Messerschnitt. Letztere Art ist die gebräuchlichste.

T. 130. Das sogenannte Englisiren oder Abstutzen der Schweife ist eine schmerzhafte und oft sehr gefährliche Verstümmlung der Pferde, wodurch diese Thiere nicht nur ihrer schönsten Zierde, sondern auch des ihm von der Natur verliehenen Schutzes gegen Fliegen, Bremsen und Schnaken beraubt werden.

Die Gesundheit der Pferde hängt entscheidend von der Wartung und Pflege ab, welche sie erhalten; bei vernachlässigter, schlechter Behandlung gehen sie in kurzer Zeit zu Grunde.

In den Gegenden, wo die Pferde beschlagen werden, ist es nöthig, daß man die Füllen gleich in ihrer Jugend dazu gewöhnet. Dieses geschieht dadurch, daß ihnen alle drei Monate die Füße aufgehoben, und die Hufe, so weit sie zu lang sind, durch einen Schmid abgeschnitten werden. Aus dieser Behandlung ergeht ein doppelter Vortheil, erstens gewöhnen sich die Füllen an das Beschlagen, und zweitens erhält man die Füße

gerade; denn die schiefen Hufe entstehen nur durch Vernachlässigung. Wenn das Füllen bei dem Aufheben der Füße nicht stehen will, so wird ihm die Bremse auf die Nase gelegt.

Was den Pferdestall betrifft, in welchem das Füllen über den Winter steht, so muß er warm, aber nicht zu dunstig seyn; letzteres kann man am besten verhüten, wenn man wöchentlich zweimal den Mist daraus entfernt, das Füllen beständig auf trockener Streu stehen läßt, dasselbe bei schönem Wetter in die freie Luft bringt, und den Stall während der Zeit offen läßt, daß er ausdünsten kann. Bei schlechtem Wetter sollen die Luftzüge geöffnet, und dadurch dem Stalle frische Luft zugeführt werden. Dunkle Ställe sind allem Vieh, besonders jungen Thieren, schädlich.

Nicht nur, wenn es die Zeit erlaubt, sondern zur Pflicht sei es jedem Pferdewärter gemacht, die Pferde jeden Tag zu striegeln und mit Stroh abzureiben. Der angehäufte Staub und Unrath erzeugt Hautschrunden, äußere Geschwüre, Mähnengrind, Schweifkrätze und andere hartnäckige, oft auch ansteckende Krankheiten; die Anhäufung des Unrathes an den Fesselgelenken verursachet Wunden, Lähmungen und Mauken. Es ist daher sehr rathsam, die Pferde öfter zu schwemmen; nur darf dieß nie geschehen, wenn sie erhitzt sind.

Über die Fütterung ist zwar keine bestimmte Regel aufzustellen, weil sich diese nach dem Anbau des Futters richtet. In jenen Gegenden, wo das Feld geeignet ist, viel Hafer zu gewinnen, und wenn anders nicht nützlichere Getreidearten durch selben verdrängt werden, ist es wohl, so lange die Pferde im Stalle stehen, das beste Futter. Allein nur zu oft ist man genöthiget, zu manchen anderen Gewächsen seine Zuflucht zu nehmen, und es wird auch Roggen an Pferde abgereicht; nur die Jungen sollen davon eine Ausnahme machen, weil er oft viele gefährliche Zufälle verursacht. Übrigens ist er auch in kleinerer Menge, wenn er mit Häcksel vermischt ist, ein kräftiges Futter.

Gerste kann man zwar alten und jungen Pferden geben, weil sie ein gesundes und nahrhaftes Futter ist; aber es macht die Pferde dickblütig, und wenn sie nicht geschnitten wird, so erschweren ihre Granen das Kauen, und machen das Maul und die Zunge wund.

Wenn Wicken mit Hafer gemengt werden, so ist dieses ein kräftiges Pferdefutter, eben so auch die Pferdebohnen; nur taugen letztere nicht für junge Pferde, weil sie bei dem beschwerlichen Zermalmen und Kauen derselben die Augenmuskeln zu sehr anstrengen müssen.

In manchen Gegenden herrscht die üble Gewohnheit, den Pferden ungedroschene Garben abzureichen; dieses ist für dieselben des häufig daran klebenden Unrathes wegen sehr nachtheilig, und beschwerliche Koliken sind die Folgen dieser unwirthschaftlichen Fütterung.

Das Heu ist unstreitig ein vorzügliches Beifutter zur Körnerfütterung. Doch ist besonders bei den Heuernten darauf zu sehen, daß das Gras nie zu spät abgemähet werde, weil dadurch nicht allein der Same ausfällt, sondern auch viele Nahrungstheile verloren gehen.

Wie lange das abgemähte Gras bei gutem Wetter liegen muß, um der Gesundheit der Thiere angemessenes Heu zu werden, ist zwar im Allgemeinen nicht zu bestimmen; es läßt sich aber mit Gewißheit angeben, daß das Gras vom sauren, moorigen Boden länger liegen und mehr ausgebreitet werden muß, als das süße und auf hohen Gründen gewonnene. Wird das Gras auf moorigem Boden zu früh abgemäht, so ist es der Gesundheit nachtheilig; denn die Pferde, und zumal die jungen, erhalten davon einen Durchfall, der sie mager und kraftlos macht. Das Heu, welches auf hohen Gründen geerntet wird, soll auch bei nicht hinlänglichem Vorrathe vom alten Heu im Winter zuerst verfüttert werden, und zwar bei nicht ergiebiger Fechsung für die Füllen allein behalten werden. Kann man es aber dahin bringen, altes Heu mit Anfang des Winters zu füttern, so ist es vortheilhafter.

Oft werden Pferde des Sommers im Stalle mit Gras, Klee, grünem Hafer und Gerste gefüttert. Hierbei hat man sich in Acht zu nehmen, daß man den Futterklee nicht zu früh abmähe; auch soll das grüne Futter überhaupt täglich zweimal eingeholt und nicht auf einen Haufen gelegt werden, weil es sonst leicht schädlich werden kann. Wird der Klee zu Heu gemacht, mit Stroh zu Häckerling geschnitten, so ist es für Pferde ein angenehmes Futter.

Man braucht zwar nicht das feinste und beste Heu den Pferden abzureichen; jedoch darf es auch nicht von zu schlechter Qualität seyn. Von zu vielem Heu und verhältnißmäßig wenigerem Körnerfutter bekommen die Pferde die sogenannten Heubäuche, werden schlapp, schwitzen bei der geringsten Anstrengung, und halten in der Arbeit nicht aus. Bloßes Grünfutter verursachet ihnen zuweilen den Durchfall.

Wie viel Futter ein Pferd erhalten darf, hängt von der Größe desselben, und von der Arbeit, welche dasselbe verrichten muß, ab; nur soll es in möglich gleichen Portionen und zu gehöriger Zeit, und jedes kurze Futter ohne Unterschied mit Wasser angefeuchtet verabreicht werden. Zwei Stunden bevor sie zur Arbeit gebraucht werden, soll man den Pferden das erste Futter reichen lassen. Der Eigenthümer habe darauf wohl Acht, daß

nicht faule Knechte sie schon beim Fressen anschirren, und sobald sie gefressen haben, gleich anspannen. Den auf solche Weise behandelten Pferden wird das Futter nicht gedeihen, sondern sie werden mager und kraftlos.

Nach der Arbeit muß den Pferden zuerst ein wenig Heu gereicht werden. Im Sommer bei warmer Witterung ist es gut, ihnen, nachdem sie das Heu gefressen, etwas Wasser zu geben, indem sie zu Zeiten der Durst abhält, mit gehöriger Lust zu fressen; wenn sie aber das ihnen vorgelegte Futter verzehrt haben, so muß man sie mit reinem Flußwasser, welches für sie am gedeihlichsten ist, satt tränken. Hartes und zu kaltes Wasser ist ihnen ungesund. Man lasse sie aber auch nie zur Tränke, so lange sie noch im Schweiße und von der Arbeit erhitzt sind. Wer diese Vorsicht unterläßt, ist Schuld an vielen gefährlichen Krankheiten, und selbst am schnellen Tode dieser Thiere.

Noch findet man nöthig zu erinnern, daß, wenn eine Stute im Stalle fohlet, es ihr an Wasser nicht fehlen darf, indem man aus Erfahrung weiß, daß sie in 24 Stunden 6 Eimer Wasser saufen.

Ordnung und Reinlichkeit in der Fütterung sind wesentliche Erfordernisse der Wartung. Daher gebe man den Pferden nur solches Futter, welches durch Schwingen sorgfältig gereiniget ist. Auch die Krippen und Raufen müssen vor dem Einlegen des Heues wohl gereiniget werden; denn der angehäufte Unrath macht das Futter ekelhaft.

Fleißiges Strigeln und Reiben mit Stroh oder Bürsten, mit Kartätschen ist ein vorzügliches Mittel, die Pferde gesund zu erhalten. Sind diese Thiere bei Tage im Kothe gegangen, so müssen ihnen die Beine des Abends abgerieben werden, und es zeigt eine große Nachlässigkeit an, wenn man damit bis zum anderen Morgen wartet. Kommen die Pferde bei nasser Witterung in den Stall, so müssen sie ebenfalls mit Stroh eine Zeitlang über den ganzen Körper abgerieben werden.

Damit Alles, was zur regelmäßigen Pflege und Wartung der Pferde gehört, ohne Aufschub verrichtet werden kann, so ist es nothwendig, daß jeder Knecht seinen eigenen Zug, sein eigenes Geschirr und seinen eigenen Putzzeug habe; denn nur dadurch kann den ansteckenden Krankheiten vorgebeugt werden.

Wenn die Pferde im Winter keine Arbeit haben, so dürfen sie diese Zeit nicht beständig im Stalle gelassen werden, sondern sie müssen alle Tage, wenn es nicht zu kalt und zu schlechtes Wetter ist, in die freie Luft gebracht werden; unterdessen kann der Stall offen bleiben, damit er von schädlichen Dünsten gereiniget werde.

Das Schädlichste für Pferde ist, dieselben bei einer anhaltenden nassen Witterung auf einer niedrigen Weide zu lassen, denn viele Krankheiten werden dadurch erzeugt.

In regnerischer Jahreszeit, wenn das Futter nicht trocken eingebracht werden kann, so ist es räthlich, den Pferden öfters eine Hand voll Wachholderbeeren zu Pulver zu stoßen, und mit Salz vermischt auf das Futter zu streuen.

Das sicherste Mittel, um den natürlich wohlgebauten gesunden Huf in stätem gutem Stande zu erhalten, ist ein guter Hufbeschlag, der ihn gegen die widrigen Eindrücke harter und scharfer Körper sichert; selbst der üblen Richtung der Hufe und der falschen Bildung der Füße kann durch ein zweckmäßiges Beschlagen begegnet werden. Die Anatomie des Pferdefußes soll daher eine der wichtigsten Kenntnisse des Hufschmides seyn, und jeder Eigenthümer sehe wohl darauf, daß seine Pferde weder zu früh noch zu spät beschlagen, daß die Hufe nicht zu tief ausgewirket, nicht vernagelt, oder auf irgend eine andere Weise dabei beschädiget werden.

Zur Erhaltung der Pferde trägt auch die Begegnung des Wärters nicht wenig bei. Dieser soll seine Pferde lieb haben, sie mit Sanftmuth und Gelindigkeit behandeln. Roher Umgang, so wie Überspannung in der Arbeit, richten diese Thiere vor der Zeit zu Grunde.

Die großen Vortheile, welche die Pferde sowohl im Kriege, als beim Feldbau und beim Straßengewerbe gewähren, selbst die Ansprüche, welche der Luxus darauf macht, haben beinahe in allen Staaten das Bestreben hervorgebracht, die Pferdezucht so viel möglich empor zu bringen und zu vervollkommnen.

Das Bemühen, die Zucht zu befördern und den Pferdeschlag so viel möglich zu veredeln, ging dahin, daß man Anstalten errichtete, wo eine beträchtliche Anzahl Pferde beiderlei Geschlechtes zur Fortpflanzung gehalten werden; und solche Anstalten werden Gestüte genannt, wovon es viererlei Arten gibt:

a) wilde;
b) halb wilde;
c) zahme Gestüte;
d) Landgestüte.

In wilden Gestüten werden die Pferde beiderlei Geschlechtes in weiten, unangebauten Gegenden ohne Wartung gehalten. Vorzüglich wird die wilde Pferdezucht in Rußland, Pohlen und in der Tartarei betrieben. Diese Gestüte liefern starke, abgehärtete, aber größten Theils kleine Pferde. Sie machen zwar wenig Kosten, dagegen sind sie den meisten Gefahren ausgesetzt. Die Stuten werfen in den verschiedensten Jahreszeiten; viele

kommen daher im Winter sammt ihren Füllen um; viele werden auch beschädiget. Ansteckende Krankheiten vernichten oft den größten Theil solcher Herden, wenn sie durch irgend einen Zufall dahin gebracht, oder von diesen Thieren selbst erzeugt werden.

Halb wilde Gestüte sind schon kostbarer als die ganz wilden; denn bei diesen bleiben die Pferde nur während des Sommers auf der Weide, im Winter aber müssen ihnen geräumige Ställe eingeräumt, die Hengste von den Stuten getrennt, und nur bei der Begattungszeit beisammen gelassen werden; sie fordern einen hinlänglichen Futtervorrath, und zur Wartung ein großes Personal; dafür sind sie aber auch weit wenigeren Gefahren ausgesetzt als die wilden Gestüte.

Bei zahmen Gestüten werden die Pferde nur im Sommer auf der Weide gelassen, sonst aber beständig in den Ställen gehalten. Sie ist unstreitig die kostbarste von allen, und ist auch von den wenigsten Gefahren bedroht.

Bei der Anlegung eines zahmen Gestütes wähle man vor allen eine etwas hoch liegende, trockene, jedoch gegen die Nordwinde geschützte Gegend, welche mit hinlänglichen Äckern, Wiesen, Weiden und mit fließendem Wasser versehen ist. Größer und dicker werden die Pferde zwar in niedrigen, sumpfigen Lagen, aber sie bleiben plump, schwerfällig, breithufig, sind zu Augenflüssen, zu Wassergeschwülsten an den Schenkeln geeignet, und von weit kürzerer Lebensdauer.

Der ganze Stutereibezirk sei mit einem breiten Graben oder einer starken Verzäunung umgeben, damit weder die Gestütpferde heraus, noch fremde eindringen können. Die Anzahl der Wiesen und Weiden richtet sich nach der Größe des Gestütes. Die ganze Hüthung wird in vier besondere Bezirke eingetheilt; zwei hiervon, und zwar die grasreichsten, sind den säugenden und trächtigen Mutterstuten bestimmt, die dritte minder grasreiche gehört für die gelt gebliebenen Stuten und für die Stutenfüllen; die vierten, trockensten und zugleich bergigen, räumt man den Hengsten ein. Die Einfriedigung jeder dieser Bezirke ist unerläßlich, damit trächtige und säugende Stuten nicht zu einander kommen, und die Hengstfüllen nicht unter den Mutterstuten und Stutenfüllen Unheil anrichten können.

Noch kleinere Abtheilungen eines jeden einzelnen Bezirkes durch Gräben sind zur besseren Schonung des nachwachsenden Grases und zur ökonomischen Benützung des Weidegrundes besonders vortheilhaft. Auch sollen in jeder Abtheilung sich hin und wieder hochstämmige Gebüsche und offene Schoppen befinden, damit die Pferde, besonders die trächtigen und säugenden Stuten, gegen die brennende Mittagshitze und gegen die ungestüme Witterung sich schützen können.

In der Mitte eines jeden Gestütes sollen die nöthigen Pferdeställe, die Wohn- und Wirthschaftsgebäude, zu welchen auch eine Schmiede gehört, angebracht seyn, und die Ställe für die verschiedenen Abtheilungen der Pferde nach Geschlecht und Alter gehörig abgetheilt werden. Um den erkrankten Pferden bessere Wartung und Pflege angedeihen lassen zu können, und um auch den ansteckenden Krankheiten Einhalt zu thun, muß ein eigener Krankenstall vorhanden seyn.

Die bei einem größeren Gestüte unumgänglich nothwendigen Personen sind:

1) Der Gestütmeister; dieser muß ein in der Pferdezucht vollkommen erfahrener Mann seyn, und auch gründliche, landwirthschaftliche Kenntnisse besitzen, damit Äcker, Wiesen und Weiden in tragbarem Stande erhalten, und die Auslagen, welche ein Gestüt als nothwendig nach sich zieht, nicht ins Ungeheure vervielfältiget werden.

2) Der Schmidmeister, welcher nicht nur im Hufbeschlage vollkommen bewandert, sondern auch ein gelernter Thierarzt seyn soll.

3) Der Oberwärter; er besorgt die gehörige Behandlung der Pferde auf der Weide und im Stalle; ist beim Beschälen und Gebären bei der Hand; ihm ist die Aufsicht auf die Knechte anvertraut, und er stattet über alle Vorfälle dem Gestütmeister mündlichen Bericht ab.

4) Sind zur Wartung der Pferde eine verhältnißmäßige Anzahl Knechte nothwendig.

Will man auf die wohlfeilste und schicklichste Art einen Pferdeschlag verbessern, so erreicht man durch die Landgestüte den sichersten und besten Weg. Unter Landgestüte versteht man die öffentliche Unterhaltung derjenigen Hengste, welche zur Belegung der von Privatpersonen gehaltenen Stuten nothwendig sind. Vor Allem kommt es hierbei auf die Anschaffung tüchtiger Zuchthengste in Hinsicht auf Constitution des Körpers nach dem besonderen Zwecke, zu welchem man die Pferderace erziehen will, und dann auf die gehörige Auswahl der Stuten an, welche von den Hengsten belegt werden sollen. Der Landmann soll seine Ställe so einrichten, daß sie seinem vorhabenden Zwecke am vortheilhaftesten entsprechen. Bei dergleichen Anstalten muß aber aller Zwang beseitiget, der Privatbesitzer nie zum Verkaufe der schönsten Füllen um einen geringen Preis verhalten, sondern vielmehr

durch Auszeichnung von dem Staate selbst, oder durch Anerbietung eines lohnenden Kaufschillings, zur besseren Zucht der Füllen aufgemuntert werden.

Die wohlthätige Einrichtung, welche hierin bereits unsere Staaten getroffen haben, sind auch stets mit dem besten Erfolge begleitet.

Unter den zahmen Pferden findet in Hinsicht der Gestalt, dem Wuchse, der Stärke und des Temperamentes eine große Mannigfaltigkeit Statt. Die Erziehung und Pflege der Pferde mag wohl diese auffallende Veränderung hervorgebracht haben. Fast in jedem Lande zeichnen sich die Pferde durch gewisse ererbte Eigenthümlichkeiten aus. Aber eben diese Eigenheiten oder erblichen Eigenthümlichkeiten machen die Varietäten unter den zahmen Pferden, und theilen sie in verschiedene Schläge oder Hauptrassen ein, wovon die vorzüglichsten hier beschrieben werden.

T. 143. Die edle arabische Rasse.

Die berühmteste, und zwar schon seit den ältesten Zeiten her von allen Kennern für die schönste und edelste der Welt gehalten; und die Araber verwenden vielen Fleiß auf das Geschlechtsregister dieser Pferde. Es werden bei den edelsten Rassen sogar Zeugen gewählt, welche bestätigen müssen, daß ein Pferd wirklich von diesem und keinem anderen Hengste erzeugt worden sei. Es gibt mehrerlei Sorten von arabischen Pferden. Sie sind von mittlerer Größe, haben einen gestreckten schlanken Körper, sind mehr mager als fett; geschmeidig, feurig, haben ein freies, stolzes Aussehen und eine schöne, im vollkommensten Ebenmaße geordnete Gestalt. Der Kopf zeichnet sich besonders durch seine Bildung aus. Er hat eine gerade, platte Stirn, zwar etwas große, aber gut gesetzte Ohren, lebhafte, große, schöne Augen und eine wohl proportionirte Nase mit weit geöffneten Nasenlöchern; die Ganassen sind oftmals zu fleischig. Der wohlgeformte Hals ist mit einer dünnen Mähne geziert, und hat einen kleinen Ausschnitt dicht am Widerrüst, welch letzterer etwas niedrig und gerundet ist. Der Rücken ist gerade und stark, das Kreuz ebenfalls gerade und sanft gerundet. Obwohl die Schenkel etwas zart gestaltet sind, so haben sie doch kräftige Muskeln und Sehnen, die ihnen eine besondere Stärke geben. Der Schweif, welchen sie beim Gehen bogenförmig tragen, ist gut angesetzt. Die Haare, welche den Körper bedecken, sind an der Haut fest anliegend, fein und wie Seide glänzend. Besonders viel halten die Araber auf die Schweifhaare, welche sehr lang und schön, und eine wahre Zierde dieser Thiere sind. In Hinsicht auf die Farbe sind die meisten weiß oder weißgrau, selten von brauner oder dunkler Farbe.

Aus den Stutereien vom Libanon bis gegen den Horeb hin, und von Anney um Palmira kommen die edelsten und schönsten arabischen Pferde. Nach vielen Naturforschern sollen sie Abkömmlinge von wilden Pferden seyn, welche ehemals das wüste Arabien bewohnten.

Das arabische Pferd zeichnet sich auch durch seine außerordentliche Zuneigung gegen den Menschen, und durch seine Sanftmüthigkeit vor allen seinen Geschlechtsverwandten aus. Diese Thiere leben in einer Familie, und werden von den Arabern als Glieder derselben betrachtet; denn es liegt in ein und demselben Zelte Mann und Frau, Kinder, Stuten und Füllen. Man sieht oft die kleinen Kinder über den Hals der Stuten oder ihres Füllen liegen und daselbst ruhen, ohne daß ihnen diese Thiere den geringsten Schaden zufügen. Die Araber gehen ungemein liebreich mit ihnen um, mißhandeln sie niemals, und verursachen ihnen ohne besondere Nothwendigkeit keine Strapazen. Herrschaft und ihre Pferde sind so an einander gewöhnt, daß die Kinder mit den Pferden so wie mit treuen Hunden spielen und tändeln. Ihre Hauptbewegungen sind meistens Schritt oder Galopp, fast nie Trott. Diese Thiere verbinden mit einer außerordentlichen Leichtigkeit, Stärke, Geschwindigkeit und Ausdauer; sie setzen über Hecken, Zäune und Gräben mit der Leichtigkeit eines Hirsches, und sind so wohl abgerichtet, daß, wenn ihr Reiter von ungefähr herabfällt, sie auch im schnellsten Galopp aufhalten und Sorge tragen, denselben nicht zu beschädigen.

In einem Tage kann man mit ihnen 30 französische Meilen zurücklegen, und ohne abgezäumt zu werden, halten sie zwei Tage aus, ohne Trank zu sich zu nehmen, und nähren sich nur von wenigen schlechten Kräutern. Diese Thiere sind ungemein mäßig. Den ganzen Tag über bekommen sie nichts zu fressen, sondern nur zwei- oder dreimal zu saufen. Abends aber hängt man ihnen einen Sack um den Kopf, worin ungefähr ein halber Scheffel reiner Gerste sich befindet, welchen sie die ganze Nacht über behalten, weil die Nacht eigentlich die Fütterungszeit dieser Thiere ist, und man nimmt nur dann den Sack wieder ab, wenn er ganz ausgeleert ist; jedoch im Frühjahre läßt man ihnen frisches Gras weiden; so aber bekommen sie weder Gras noch Heu, sondern nur Gerste oder auch Gerstenstroh.

Die Araber leben, wie schon gesagt, mit ihren Pferden in innigster Vertraulichkeit, und sind unzertrennliche Gefährten.

Besonders merkwürdig sind die Förmlichkeiten, welche von den Arabern bei der Geburt eines Pferdes gehalten werden; sie verzeichnen dabei Geschlechtsregister, die bis ins hohe Alterthum gehen. Man findet Stammbäume, die bis auf 2000 Jahre hinauf gehen sollen, sogar bis in die Stuterey des Königs Salomon.

Sie sind in Familien eingetheilt, und jede Familie hat einen anderen Namen. Niemals läßt der Araber seine Stuten edlen Geschlechtes von einem andern Hengsten belegen, als der mit ihnen gleichen Rang und Eigenschaften hat. Eine solche Stute darf nicht ohne die Gegenwart glaubwürdiger Zeugen belegt werden. Diese müssen nachher in Gegenwart eines Vorstehers oder anderer im öffentlichen Amte stehender Personen ein unterschriebenes und besiegeltes Zeugniß ausstellen, worin der Name des Hengstes, der Stute und beiderseitige Ahnenregister aufgezeichnet wird. Sobald das edle Füllen zur Welt kommt, werden neue Zeugen herbeigerufen, und ein anderes Zeugniß ausgefertiget, worin eine neue Beschreibung des neugebornen Füllens und eine richtige Anzeige des Geburtstages enthalten ist. Diese Briefe bezeugen den hohen Werth dieser Pferde, und müssen dem Käufer jedesmal überreicht werden.

Die Araber gebrauchen ihre Pferde niemals zum Ziehen. Zu einer besonderen Merkwürdigkeit gehört noch die Ableitung des Adels, welchen die Araber jedesmal von der Mutter und nicht vom Vater ableiten. Sie sagen daher: dieser oder jener Hengst ist der Sohn dieser oder jener Stute.

Nach 1½ Jahr werden diese Pferde schon zum Reiten abgerichtet, indem die Kinder sich auf selbe setzen; und hat man ihnen einmal einen Sattel aufgelegt, so behalten sie ihn Tag und Nacht.

Unter den arabischen Pferden gibt es wieder weniger edle, welche zwar von sehr guten Rassen abstammen, aber durch Vermischung mit fremdem Geblüte von der hohen Stufe der Vollkommenheit mehr oder weniger herab kamen.

Das gemeine arabische Pferd.

Der Körper ist nicht so hoch auf den Beinen; der Kopf dick, wenig vom Halse abstehend, die Nase gerade, die Augen groß, die Ohren kurz, der Hals stark und gut bemähnt, die Schulter stark, die Brust breit, das Kreuz rund und schön geformt. Der Schwanz steht mit seiner Wurzel niedrig. Es ist etwas kleiner als das edle. Die Haut ist fein, die Haare glänzend. Die Farbe ist grau oder braunroth.

T. 136. Das afrikanische Pferd.

Nähert sich an Gestalt und Größe dem arabischen Pferde. Man findet sie am Senegal und in Dongalah; letztere sind wegen ihrer Stärke und Ausdauer sehr berühmt.

T. 146. Das Pferd Tejar.

Dieser schöne Hengst ist von echt arabischer Abkunft, und gehörte dem berüchtigten Murad Bey, wurde aber nach dessen Ermordung von den Janitscharen, welche seine Verlassenschaft plünderten, erbeutet, in Cairo verkauft, dann mit mehreren arabischen Pferden nach Triest gesandt, und dort von dem Grafen Hunyady als Beschäler für dessen Gestüt um 1500 Dukaten gekauft. Er hat die Eigenschaften der edelsten Rasse. Das Haar glänzend wie Atlas, die Haut fein, so daß man die Verzweigungen der Blutgefäße durchschimmern sieht. Die Augen sind groß, lebhaft, vorstehend, die Nasenlöcher weit, der Körper mit aller Vortrefflichkeit gebaut; der Hals etwas gerade, der Schweif hoch angesetzt, und bildet einen schönen Bogen.

T. 137. Das edle persische Pferd.

Der Körperbau ist feiner, schlanker, weniger gedrungen als bei dem arabischen Pferde, ist jedoch sehr nahe in den meisten übrigen Eigenschaften mit demselben verwandt, und stehen ihnen nur in Wenigem nach. Ihre Größe ist ansehnlicher, bis auf 5 Fuß hoch. Sie haben einen kleineren geraden Kopf, bei einigen findet man die Nase gebogen. Ihr Hals ist gewöhnlich lang und schlank, die Brust schmal, die Ohren proportionirt und schön gestellt. Die Hufe hart und etwas länglicht. Die Hauthaare fein wie Seide, und bei vielen weiß.

Diese Pferde sind sehr gelehrig, lebhaft, kühn, muthig, sind zu den Strapatzen geeignet. Im Laufe haben sie eine außerordentliche Schnelligkeit, tragen dabei den Kopf hoch, sind unermüdlich, und ihr Tritt ist sicher und fest, weßwegen sie auch zu Bergreisen sehr geschickt sind. Manche Wege über steile Felsen sind von jenen Pferden so ausgetreten, daß sie in ihrer gemachten Bahn bis beinahe zum Knie hineintreten, und dennoch mit der größten Sicherheit ihren Reiter über die steilsten Anhöhen tragen. Auch bei geringem Futter können sie immer wohl an Kräften erhalten werden. Man nährt sie meistens nur mit Häckſel und Gerste, nur im Frühjahr läßt man sie weiden. Die Hengste werden nie verschnitten. Gegen die Unannehmlichkeiten der Witterung werden sie mit Decken versehen, und mit Aufmerksamkeit gewartet.

T. 151. Die barbarischen Pferde.

Sie sind von mittlerer Größe, haben einen kleinen, trockenen, sogenannten Schafskopf; schöne wohl gestellte Ohren, einen schlanken, aber gut geformten Hals mit dünnen feinen Mähnenhaaren, magere aber steife Schultern, einen schön geformten Rücken, kurze starke Lenden, ein langes Kreuz mit hoch angesetztem Schweif. Ihre Schenkel sind trocken, rein, gut gebaut, mit abstehenden Flechsen versehen, und wenig behaart. Es hat feste Hufe, etwas länglicht. Die Fessel sind lang.

Diese Pferde sind, wie es in den meisten heißen Ländern der Fall ist, mit einer zarten und glatten, mit weichen und feinen Haaren besetzten Haut bedeckt.

Die Farbe ist zwar mannigfaltig, doch sind die meisten weiß.

Sie sind ebenfalls gelehrig, sanft, und an den Menschen anhänglich wie die persischen Pferde. Ihr Gang ist nachlässig und träge, und bedarf der beständigen Ermahnung; aber dann vereinigen sie Stärke, Muth, Schnelligkeit und Leichtigkeit im hohen Grade. Als flüchtige Läufer sind sie sehr gut zu gebrauchen, und man bedient sich ihrer auf den Straußenjagden. Ihr Schritt ist frei und kühn, und kennen nur Schritt und Galopp.

Diese Pferde kommen aus Marocco und Fez, auch aus Tunis und Tripolis, jedoch sind die ersteren weit besser; die aus den Gebirgen bezogen werden, sind zwar kleiner, aber sie sollen sehr dauerhaft seyn. Die allzu heißen Himmelsstriche von Afrika und Indien sind für Pferdezucht nicht geeignet. Die schlechtesten dieser Art sind die Pferde von der Goldküste, der Küste von Juda und Guinea; ihr Gang ist schwankend und unsicher. Den Kopf tragen sie meist hängend. Sie sind auch träge und ungelehrige Thiere. Die Neger essen das Fleisch dieser Pferde, und werden auch nur meist der Nahrung wegen erzogen. Die Pferde aus Ostindien sind sehr klein und so niedrig, daß der Reiter die Füße fast auf dem Boden schleppt.

T. 138. Das türkische Pferd.

Es ist im Allgemeinen ein schönes Pferd, und von großer Geschwindigkeit; allein das Verhältniß der Körpertheile ist nicht so proportionirt, wie am barbarischen. Der Hals ist mehrentheils zu schmal und mager, der Körper zu lang, und die Schenkel zu dünn; der Rücken hoch, die Brust breit; der Kopf stark, gerade und in einem rechten Winkel mit dem Halse verbunden. Sie sind ausdauernde Pferde, und haben einen langen Athem. Sie fressen wenig, erhitzen sich leicht, und haben eine sehr empfindliche Haut. Auf den Weiden und Ebenen von Medien, Persepolis, Ardebil und Derbent sind die gewöhnlichsten Gestüte, aus welchen die türkische Reiterri ihre Pferde bezieht.

T. 147. Das gemeine tartarische Pferd.

Die Höhe beträgt etwa $4\frac{1}{2}$ Fuß; die Gestalt mager; Kopf und Hals hirschartig; die Nase gerade; Widerrüst und Kreuz schneidend; die Schenkel vorstehend. Mit einem lebhaften Feuer und einem flüchtigen Laufe verbinden sie besondere Stärke, Muth und Stolz. Der Huf ist ungemein hart, aber etwas zu schmal, die Schenkel zu hoch und der Hals zu steif. Es ist ihnen eine unbeschreibliche Ausdauer eigen, denn fast nie werden sie müde. Die Tartaren leben wie die Araber mit ihren Pferden in Gemeinschaft. Nach kaum erreichtem achten Monat werden sie schon von tartarischen Kindern geritten, und so nach und nach abgerichtet. Zum eigentlichen Gebrauch aber werden sie erst im fünften oder sechsten Jahre verwendet. Bei dem geringen Futter, welches die Tartaren an sie verabreichen, bestehen sie doch unglaubliche Strapatzen. Man läßt sie oft zwei oder drei Tage fast ununterbrochen fortlaufen, und gibt ihnen nur alle acht Stunden eine Hand voll Gras, und in 24 Stunden einmal zu trinken. Zur besonderen Merkwürdigkeit gehört es, daß, wenn diese Thiere nach China oder Indien kommen, sie ihre Kräfte fast gänzlich verlieren; in Persien und in der Türkei behalten sie aber dieselben.

An Schönheit übertreffen die Pferde von Tschirkassien, Mingrelien und Georgien die tartarischen. China liefert kleine, unansehnliche, träge und schlechte Pferde.

T. 134. Die edlen spanisch-andalusischen Pferde.

Es sind die vorzüglichsten Pferde in Europa, und behaupten den ersten Rang nach den Barben. Sie sind von mittlerer Größe, gewöhnlich vier bis fünf Fuß hoch. Der Kopf ist mager, die Nase gebogen; die Ohren lang und gut angesetzt, die Augen groß und lebhaft; der Hals lang, stark und gut geformt, und mit einer vollen feinhaarigen Mähne geziert. Die Brust breit, der Leib lang gestreckt, die Lenden etwas niedrig, das Kreuz lang und rund, und der lange stark behaarte Schweif gut angesetzt, und im Gehen abstehend. Die Schienbeine etwas länger als bei andern Pferden, wodurch sie den erhabenen Gang bekommen. Sie sind lang gefesselt, und haben schmale Hufe mit hohen Fersen. Sie zeichnen sich durch ihre besondere Gelehrigkeit, durch

ein außerordentliches Gedächtniß, durch geschmeidige Biegsamkeit aller Glieder, durch Muth und Feuer aus. Zur Reitbahn, zum Kriege und zur Pracht sind es vorzügliche Pferde. Sie stammen von den arabischen und barbarischen Pferden ab. Durch die vielen Durchkreuzungen haben sie auch viele Veränderungen erlitten. Aus Oberandalusien kommen die besten Rassen dieser Art.

Das edle neapolitanische Pferd.

Ist von ansehnlicher Größe, und hat an Gestalt und Gang viele Aehnlichkeit mit dem spanischen Pferde. Der Kopf ist gebogen, die Nase krumm, die Ohren spitzig und gut gestellt, der Hals gerade, lang und emporsteigend. Der Leib lang und rund, das Kreuz gleicht dem der Maulthiere. Die Brust schön und gewölbt. Es hat hohe Beine und enge Hufe. Sie taugen gut zum Reiten, haben einen stolzen, ernsthaften und erhabenen Gang, sind auch besonders zu Pracht- und Staatspferden geeignet. Wegen ihren vielen Untugenden, nämlich Eigensinn, Boshaftigkeit und Falschheit sind sie sehr schwer abzurichten, und sind meist ungelehrige Thiere. Die Nachkommenschaft, welche aus italienischen Stuten, gepaart mit andalusischen Hengsten, hervorgingen, schätzte man ehemals weit vorzüglicher als jetzt, weil darauf keine besondere Aufsicht mehr verwendet wird. Die Farbe ist gewöhnlich schwarz oder dunkelbraun.

T. 132. 133. Das edle englische Pferd.

Es stammt vom arabischen und barbarischen ab, ist aber größer und länger, und erreicht zuweilen eine Höhe von 5 Fuß. Der Kopf ist klein und wenig fleischig, die Nase stark gebogen; die Ohren klein und steif, die Füße hoch und dünn; die Brust etwas erhaben und schmal; der Wiederrüst und das Kreuz schneidend. Der Schwanz steht sehr hoch, und ist fast aufwärts gerichtet. Der Hals lang, die Schultern sind platt. Die Farbe ist meistentheils braungelb, doch kommen auch mancherlei Farben vor. Die Engländer begehen die Grausamkeit, daß sie ihnen die Schwänze abschneiden, welches die Pferde entstellt, und ihnen den natürlichen Schutz gegen lästige Insekten raubt. Die englischen Pferde ertragen mit Muth und Kühnheit die größten Beschwerden. Im Rennen haben sie vor den arabischen Pferden den Vorzug; allein es fehlt ihnen die Annehmlichkeit und Geschwindigkeit jener edlen Rasse. Bei den Engländern herrscht die Gewohnheit, große Wetten einzugehen, und nirgends zeigt sich die Sucht mehr, als bei dem Wettrennen der Pferde. Es stehen daher die englischen Renner in sehr großem Werth, und tragen den Besitzern unglaubliche Summen ein. Ein englisches Pferd, Namens Sterling legte in einer Secunde 52½ Fuß zurück, und lief also schneller als der Sturmwind oder ein Schiff mit voller Segel. Ein anderes, Childers, legte in gleicher Zeit nur 46½ Fuß zurück, war aber im Laufen immer gleich, und schien gar nicht müde zu werden. Das Rennpferd Eclpse legte in einer Secunde 58 Fuß zurück. Es war ein brauner Hengst mit einer Bläße und hinterm rechten weißem Fuß, nicht schön von Kopf, aber der schnellste Renner seiner Zeit. Es gewann in einem Jahre 6 Rennpreise des Königs, jeder von 100 Guineen. Fast immer durchlief es die Rennbahn allein, und man wagte es nicht mehr, mit ihm zu laufen, da es dem besten Renner im zweiten Lauf um die doppelte Entfernung zuvorkam; daher wurde es von der Rennbahn weggenommen, und als Beschäler gebraucht. Der Wettlaufer des Prinzen von Wales, Rockingham, wurde im Jahre 1786 um die ungeheure Summe von 2500 Pfund Sterling, mehr als 25,000 Gulden verkauft. Viele englische Pferde legen in 22 Minuten eine deutsche Meile zurück. Besonders kommt die Länge des Körpers diesen Thieren gut zu Statten, weil sie ungemein weit ausgreifen können.

T. 129. Das englische Jagdpferd.

Ist ein Abkömmling von der Paarung der edlen Rasse mit den normannischen Pferden, und unterscheidet sich vorzüglich von den Wettrennern durch einen gröberen Körperbau, und durch geringere Schnelligkeit, ist jedoch ausdauernder als jenes; es kann daher die Beschwerlichkeiten einer englischen Jagd leicht ertragen. Es geht über Hecken und Gräben mit großer Leichtigkeit fort, und der Jäger, auf einem solchen Pferde sitzend, scheint gleichsam dem Wilde nachzufliegen. Die Farbe dieser Pferde ist häufig hellbraun, jedoch fehlt ihnen das glänzende Haar des englischen Wettrenners.

T. 144. Das gemeine englische Pferd.

Der Körperbau ist nicht so schlank wie jener des edlen; die Beine kurz in Anbetracht des Wettrennens. Sie scheinen aus einer Mischung von arabischen mit barbarischen Pferden, welche in der Nachzucht vernachlässiget wurden, entstanden zu seyn. Sie sind die größten und stärksten unter den englischen Pferden; sie haben einen nicht so groben Haarwuchs als die ganz gemeinen Pferde. In England werden sie häufig zum Lasttragen

gebraucht, und können auf ebenem Platze allein 8 Zentner tragen, und 60 Zentner fortschleppen. Die englischen Müllerpferde sind die stärksten unter diesen.

Die vorzüglichsten Pferde werden im Kriege verwendet.

Tab. 146. **Das dänische und holsteinische Pferd.**

Diese Pferde sind ihres schönen Wuchses wegen als Kutschen- und Gespannpferde vorzüglich geeignet, und sehr geschätzt in dieser Hinsicht. Ganz schöne und von allen Fehlern befreite Pferde findet man unter diesen zwar selten; denn durch einen dicken Hals, große Schultern und ein verhältnißmäßig schmales Kreuz werden die meisten entstellt. Ungeachtet dessen sind sie gelehrig, unerschrocken, gelassen und vorzüglich dauerhafte Kriegspferde. Ihre Bewegung ist schön, und vor dem Wagen haben sie einen guten Gang. Der wohlbehaarte Schweif ist schön und lang, und wird von den Dänen sehr gepflegt. Die Farbe ist meist scheckig, und bei keiner Rasse gibt es Tigerpferde so häufig als bei dieser.

Tab. 147 **Das edle hannöverische und mecklenburgische Pferd.**

Die ansehnliche Größe, welche 4 Fuß 9 bis 11 Zoll beträgt, der schön geformte Körper, und die mannigfaltigen andern guten Eigenschaften räumen ihm den Vorzug unter den deutschen Pferden ein. Der Körper ist zwar etwas lang, aber doch nicht unproportionirt. Der gut angesetzte Kopf ist weder zu stark von Knochen, noch zu muskulös. Die Stirne ist platt; die Nasenlöcher sind weit und innerlich roth. Der Wiederrüst ist sanft gewölbt und verliert sich unmerklich in den Hals; der Hals kurz und stark; die Mähne zart und fein; die Brust breit, die Schultern stark und kräftig; die Schenkel gerade; der Huf glatt und glänzend, nur der Rücken ist meistens etwas zu stark gekrümmt. Diese Pferde erreichen nach den russischen und pohlnischen das höchste Alter, und können bis ins zwanzigste, ja sogar bei sorgfältiger Pflege bis ins dreißigste Jahr benützt werden. Diese Thiere haben einen festen gemessenen Schritt, sind gelehrig, folgsam und zutraulich; vertragen sich jedoch mit anderen Pferderassen nicht gut.

Tab. 148. **Das edle siebenbürgische Pferd.**

Ist ein Abkömmling von spanischen Pferden. Seine Größe beträgt 4 Fuß 8 bis 11 Zoll. Der Körper nicht dick, daher scheint es hochbeinig; der Kopf fein, wenig fleischig; die Nase gerade, bei manchen gewölbt, die Nasenlöcher groß; die Ohren etwas lang; die Augen groß; der Hals lang mit langer Mähne. Die Schulter hoch; der Wiederrüst vorspringend; das Kreuz horizontal abgerundet; der Schwanz mit schönen Schweifhaaren geziert und vorstehend. Die Beine sehr fein und schön gestellt. Diese Pferde sind dauerhaft, muthig und schnell. Die Farbe ist grau oder rothbraun.

Tab. 149. **Das wallachische Pferd.**

Der Kopf ist breit und nicht fleischig; die Stirn und Nase gerade. Die Nasenlöcher und Augen groß; der Körper ist gut proportionirt; der Hals stark; die Schulter fleischig; der Wiederrüst stark; die Brust breit; der Schweif tief stehend; die Beine schön gestellt. Diese Pferde haben einen leichten Gang und viele Schnelligkeit beim Reiten, wenig guten Willen, und sind dem Menschen nicht anhänglich. Sie sind meist tückisch und falsch. Die Farbe ist rothbraun, doch nicht so schön als bei den siebenbürgischen Pferden.

Das friesische Pferd.

Die Körperhöhe beträgt 5 Fuß. Der Kopf lang und stark, die Mähne wenig dicht, die Stirne platt; Kreuz und Beine stark; die Schenkel vorspringend. Ihrer Stärke und Größe wegen sind sie zu Wagenpferden geeignet. Varietäten von diesen sind die holländischen, flanderischen, jülichischen, bergischen, pikardischen, mainzischen und kölnischen Pferde. Die Farbe ist schwarz oder rothbraun.

Tab. 153. **Das ungarische Pferd.**

Der Kopf etwas stark; die Augen lebhaft; die Ohren enge und scharf gestellt; der Hals meistentheils dünn; und ist einem Hirschen ähnlich; die Schultern leicht, der Leib lang, dünne Schenkel mit starken Flechsen. Sie sind mehrentheils von mittlerem oder kleinem Schlage. Sind flüchtig, sehr dauerhaft, und nicht leicht zu ermüden; ertragen Hitze, Kälte, Hunger und Durst selbst bei großen Beschwerden.

In Ungarn werden sie in Wildnissen und Heiden gezogen, sind sich Winter und Sommer meist selbst überlassen, und müssen sich ihre Nahrung suchen. Diese Wildfänge werden nach Bedarf eingefangen, und zum nöthigen Gebrauche abgerichtet.

Tab. 154. Das pohlnische Pferd.

Diese Pferde sind muth- und kraftvoll, leicht und gewandt; im Allgemeinen aber klein und nicht schön. Der Kopf ist außer den breiten Ganassen ziemlich gut geformt, ihr Blick aber, der tief liegenden Augen wegen, weniger forschend, frei und empfehlend. Sie haben meistens einen Hirschhals, einen mehr erhabenen als seichten Wiederrüst, eine schmale Brust, einen starken, langen und breiten Rücken, starke kurze Lenden, und öfters ein abgeschliffenes Kreuz; der Schweif ist jedoch hoch angesetzt. Die Schenkel sind mehrentheils schwach, und die Fessel lang, jedoch treten sie nicht durch. Sie haben einen festen Huf, sind aber meistens an den Trachten etwas zusammengezogen, durch welchen Naturfehler sie, besonders bei einer unordentlichen Behandlung, leicht zweihufig werden.

Uebrigens sind sie starke, dauerhafte Pferde, ertragen Hitze, Kälte, Hunger und Durst mit mehr Geduld als die deutschen Pferde, und sind auch mit schlechtem Futter und Wasser zufrieden. Es sind schnelle Laufer, haben aber kein zutrauliches Temperament, benützen gleich das geringste Versehen des Reiters zu ihrem Vortheil, widersetzen sich auf mannigfaltige und äußerst gefährliche Weise, und nur sehr geübte Reiter können sich ihrem Rücken anvertrauen. Sie haben alle Unarten, die den ungezogensten Pferden eigen sind; sie schlagen, beißen, und sind selbst im Stalle und im Stande der Ruhe mit sehr vielen Untugenden behaftet; viele sind kopfscheu, und lassen sich nicht willig zäumen, widersetzen sich beim Putzen, Beschlagen, Satteln und Besteigen. Durch die Paarung der polnischen Stuten mit türkischen und arabischen Hengsten werden in den Gestüten des reichen pohlnischen Adels vortreffliche Pferde gezogen, welche durch gute Behandlung von ihren angebornen Unarten entwöhnt werden.

Die russischen Pferde.

Die eigentlich russischen Pferde kommen aus Groß-Rußland. Es sind aber in diesem ungeheuren Reiche die Pferde von sehr verschiedener Art.

Diejenigen Pferde, welche man unter der Benennung, russischen Pferde kennt, haben einen starken Kopf, die Stirne platt, den Hals kurz und breit; das Kreuz sehr stark; die Beine stark, doch nicht ungestaltet, und sind sehr mit Haaren bewachsen. Die Hufe sind flach. Der Schweif und die Mähne sind sehr lang, so daß die Mähne bisweilen über die Knie herunter reicht. Es sind fromme, folgsame, gelehrige Pferde, nicht zu träge und nicht zu feurig. Sind zwar zum Reiten und Ziehen gleich geschickt, jedoch werden dieselben mehr zum Ziehen verwendet. Es sind starke, dauerhafte Pferde von mittlerer Größe, aber von keinem schönen Körperbaue.

Einen besonders guten Pferdeschlag findet man in der Gegend an der Wolga, vorzüglich in dem Gouvernement Wiakka, welche besonders gute Reitpferde sind. Man findet unter ihnen Traber, die sehr hoch geschätzt werden.

Zu den bekanntesten Pferdearten Rußlands gehören noch folgende:

a) Lief- und ehstländische Doppelklepper.

Von mittlerer Größe, einen gedrungenen Körper. Die Stirne flach, feine Ganassen; der Hals breit, die Brust breit und stark; das Kreuz rund, die Beine fein und wohl gestaltet. Diese Pferde sind folgsam und fromm, sehr dauerhaft, und taugen sowohl zum Reiten als Ziehen.

b) Zaporogische Pferde.

Diese sind die besten Pferde in Rußland für die leichte Reiterei. Sie sind nicht sehr groß, der Kopf zart, die Ohren klein, welche sie schön tragen, die Brust proportionirt; das Kreuz schön geformt, die Beine fein und äußerst gut gestellt; der Huf fein und fest. Diese Pferde sind noch von orientalischer Abkunft.

Tab. 145. c) Ukrainer und krimische Pferde.

Von mittelmäßiger Größe und die proportionirtesten in ganz Rußland. Sie sind schön und leicht. Die Ukrainer Pferde zeichnen sich vorzüglich durch ihren gehörig langen und gebogenen Hals aus, welchen die gewöhnlicheren sehr dünn und oft falsch gebogen haben. Der Kopf ist schön, mager, die Augen lebhaft, der Rücken gerade, das Kreuz hübsch, die Schenkel fein, die Hufe fest und gut. In Anbetracht der Haare, welche ziemlich fein sind, zeigen sie von einer edlen Abkunft. Den Schweif, welcher hoch angesetzt ist, tragen sie im Gehen ziemlich vom Leibe ab. Die Thiere verbinden mit Gewandtheit und Schnelligkeit eine große Dauer. Sie sind gelehrig, aber mißtrauisch gegen den Menschen, und haben ein besonderes Gedächtniß gegen ihnen zugefügte Mißhandlungen.

Tab. 141. d) Kosakische Pferde.

Diese Pferde sind von mittelmäßiger Größe, stark und dauerhaft. Ihre Nase ist etwas gebogen, die Ganassen stark, der Leib gestreckt, und das Kreuz schön geformt. Der Schweif hoch angesetzt. Die Schenkel stark von Knochen, und die Hufe mehr erhaben als flach. Die Kosakischen Pferde haben von Natur wenig Hebung, und stoßen im Gehen oft an, jedoch ist dieses im Trabe und Gallopp nicht zu fürchten.

e) Kalmukische Pferde.

Diese Pferde besitzen eine große Leichtigkeit, sind nicht besonders groß. Unter diesen findet man viele Ramsköpfe, und die meisten haben eine etwas erhabene Stirn. Der Hals ist ein sogenannter Rehhals, der Rücken mager, das Kreuz schwach; die Brust schmal. Der Schweif ist wohl behaart, und wird vom Leibe getragen. Die Schenkel sind schön, fein, die Fessel nicht zu lang und mit wenig Haaren besetzt. Die Farbe ist sehr verschieden, man findet vorzüglich viele Schimmel, Braune, Halbfüchse und Schecken.

Die kalmukischen Pferde werden schon von ihrer frühesten Jugend an Mangel gewöhnt, und ertragen daher Tage lang Hunger und Durst. Im fünften Jahre werden sie zur Arbeit angestrengt, und diese Zeit ist für sie die zweckmäßigste, weil sie dann stark und dauerhaft werden. Sie sind auch vorzügliche Renner, und können fünf und zwanzig bis dreißig Meilen in einem Tage laufen. Eine besondere Eigenschaft dieser Pferde ist das Schwimmen, so daß sie den sehr schnell fließenden, und fast zwei englische Meilen breiten Wolgafluß sehr leicht passiren. Diese Pferde leben meist Sommer und Winter in großen Wüsten sich selbst überlassen, müssen sich ihr Futter selbst suchen, und hassen daher alles, was ihnen ihre Freiheit rauben will. Sie sind boshaft, wild und scheu, und haben kein Zutrauen zu den Menschen.

f) Moldauische Pferde.

Diese Pferde zeichnet nicht selten eine außerordentliche Schönheit und eine vorzügliche Uebereinstimmung aller Gliedmaßen aus. Sie scheinen aus einem Vermische von echt türkischen mit ungarischen und siebenbürgischen Pferden enstanden zu seyn. Es sind leichte gute Pferde, sind zu jedem Dienste geeignet, schnell, gewandt und dauerhaft. Sie sind wenigen Krankheiten unterworfen, und wenn sie sanft behandelt werden, ihren Wärtern sehr ergeben. Eine üble Behandlung hingegen rächen sie mit Hauen, Beißen und Schlagen, und vergessen denjenigen niemals, welcher an ihnen solche ausübt. Diese Thiere werden durch Mißhandlungen so mißtrauisch und falsch, daß selbst dann eine gute Behandlung sie von diesen Unarten nicht zu befreien vermag. An den russischen Steppen findet man wilde Pferde, welche aber die häßlichsten unter allen sind. Sie haben meist eine mäusegraue Farbe, einen dicken Kopf, weit aus einander stehende Ohren, und auf den Backen eine Art von Bart. Sie sind klein, vorn viel niedriger als hinten, die Brust eng, das Kreuz spitzig, der Schweif dünn und mit wenig Haaren besetzt. Sie sind schwer zu zähmen, und können wegen ihrer Schwäche zu Arbeiten nicht gut verwendet werden; doch sind sie vorzüglich gute Renner. Von vielen Naturforschern wird diese Rasse als Stammrasse von unsern Pferden angegeben; bis aber aus jenen verkrüppelten Thieren eine so edle Rasse hervorgegangen ist, muß eine geraume Zeit verflossen seyn.

Tab. 155. Das schweizerische Pferd.

Diese Pferde sind groß, stark und muskulös; haben einen dicken Kopf, eine stumpfe Nase, die Seiten abgerundet, das Kreuz ist breit, die Beine sind stark und wohl behaart. Die Farbe ist schwarz oder braun. Man verwendet sie vorzüglich zu Wagen- und Kutschenpferden, oder für die schwere Kavalerie, wozu sie ins südliche und östliche Frankreich eingeführt werden. Vor den schwäbischen haben sie den Vorzug, daß sie stärkere Knochen, eine breitere Brust, ein stärkeres Kreuz, und viel mehr Dauer und Stärke im Zuge haben. Sie laufen zwar weniger leicht als die schwäbischen und deutschen Pferde, und sind daher ihrer Schwere wegen keine guten Reitpferde, aber sie ziehen weit schwerere Lasten als diese. Die Zucht wurde in einigen Kantonen durch spanische Hengste veredelt. Vorzüglich berühmt sind die Emmenthaler Kutschenpferde, welche oft nach Italien und England ausgeführt werden. Die stärksten und dauerhaftesten kommen aus Freiburg, sie haben colossale Formen, und werden besonders zum Schiffziehen an der Rhone gebraucht.

Tab. 128. Die deutschen Pferde.

Diese Pferde haben in Ansehung ihrer Größe, Stärke und Nutzbarkeit bei den vielen schweren Arbeiten, welche sie verrichten müssen, und wozu viel Kraft und Anstrengung erfordert wird, einen großen Vorzug, sind aber ihrer Güte und Eigenschaften wegen sehr verschieden. Es sind meistens starke und dauerhafte Pferde mit ei-

ner starken Brust, breiten Kreuz, untersetzten Beinen und festen guten Hufen. Sie haben einen regelmäßigen Gang, aber etwas schwerfällig; unter den gemeinen Landpferden trifft man viele, welche nicht gut gewachsen sind. Ein breiter, großer Kopf, kurzer Hals, hängender Bauch, fleischige Schultern und ein abschüßiges Kreuz mit tief angesetztem Schweif verunstalten die meisten.

Die vorzüglichsten Pferdeschläge Deutschlands sind:

a) Würtembergische Pferde.

Sind von mittlerer Größe, regelmäßigem Baue, schlank, lang und voll Kraft, und geschickt in den Bewegungen. Sie gehören zu den vorzüglichsten Pferden Deutschlands, und besonders hoch schätzt man diejenigen, welche aus schwäbischem Alb kommen. Ihr Gang ist leicht, zwar nicht sehr schnell, aber sehr sicher. Nur sind viele von ihnen lang gefesselt, von denen doch die wenigsten durchtreten.

b) Bairische Pferde.

Der Körper ist ziemlich lang, mit stark ausgeschweiftem Rücken, einem gesenkten Leib, breiten Hüften, und ein abschüßiges Kreuz. Der Kopf von der gewöhnlichen Rasse mittelmäßig, leicht und gerade; einen starken mehr kurzen als langen Hals; fleischige Schultern; eine breite Brust, kraftvolle Oberärme, stark geknochte Unterschenkel, mehr kurze als lange Fessel, und gute, nur selten zum Platthuf sich eignende Hufe. Der Schweif ist stark behaart und tief angesetzt. Ihr Tritt ist etwas schwer, aber regelmäßig und sicher. Sie haben einen gutmüthigen Charakter, zeigen zu jedem Dienste den besten Willen, werden selten krank, sind gute Fresser, und erreichen, wenn sie nicht zu früh zur schweren Arbeit gewöhnt werden, ein hohes Alter.

c) Ansbachische Pferde.

Sie kommen aus dem Rezatkreise, ist ein guter, schöner, kernhafter Schlag, sind nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Auslande berühmt. Schade, daß diese vorzügliche Rasse mit so wenig Aufmerksamkeit in ihrer Nachzucht behandelt wurde; denn nur wenige sind noch zu finden, welche die Vorzüge ihrer Stammältern an sich tragen.

d) Westphälische Pferde.

Sie sind von verschiedenem Schlage, haben größtentheils einen schweren Kopf, einen kurzen Hals, ein breites Kreuz, stark behangene Füße, und einen schwerfälligen Gang. Die besten findet man in den Gegenden des ehemaligen Churfürstenthums Hannover. Vorzüglich gute Reitpferde gibt es in der Gegend an der Leine und Aller; sie sind leicht gebaut, und haben eine vortreffliche Textur, stehen auch in jeder Hinsicht den mecklenburgischen Pferden wenig nach.

e) Niedersächsische Pferde.

Es sind kleine plumpe Pferde, haben dicke Köpfe und öfters dünne Hälse; sie sind stark behangen, und haben einen trägen Gang.

Tab. 139 u. 140. Französische Pferde.

Von den französischen Pferden läßt sich nur Weniges anführen, da doch ehemals große Summen auf die Pferdezucht verwendet wurden, aber weder eine gute Zucht, noch eine Verbesserung im Ganzen zu Stande gebracht wurde. Die Pferde in Frankreich sind übrigens lebhaft und stark.

Die vorzüglichsten Arten sind die Normänner und Limousiner Pferde.

Die Normänner Pferde sind sowohl zum Reiten als Ziehen gleich geschickt. Sind von großer Gestalt, schön und wohl proportionirt. Der Kopf ist schön und trocken, der Hals gut geformt, das Kreuz schön abgerundet, die Schenkel kraftvoll. Diese Pferde sind in den angränzenden Ländern sehr berühmt. Die Farbe ist meist rothbraun.

Die Limousiner Pferde sind von mittlerer Größe, haben einen feinen trockenen Kopf, einen nicht starken Hals, und starke kraftvolle Gliedmassen und einen schönen Huf.

Durch viele ungleiche Paarung hat auch diese Rasse ihre Vorzüge meist verloren; jedoch zeichnen sie sich sowohl durch eine schöne Figur als durch Muth, Leichtigkeit, Feinheit und Dauerhaftigkeit aus. Sie gelangen erst im sechsten Jahre in die Zeit, wo sie zu einem anhaltenden Dienste gebraucht werden können; man kann sie aber auch dann bis ins dreißigste Jahr benützen.

Varietäten von diesen sind die Pferde von Navarra, Auvergne, Bretagne.

Zu den kleinsten Pferden unseres Welttheiles gehören die Orländer, Lithauer und Isländer. Sie sind meist gut proportionirt, und mit kurzen steifen Haaren bedeckt. Ihr Charakter ist meistens falsch und boshaft.

Wegen ihrer Kleinheit sind noch die märkischen Sandlaufer und märkischen Bauernpferde, welche die Größe eines Esels haben, berühmt.

Das Pferd, welches der Mensch gezähmt und sich zum Gehülfen erworben hat, ist unstreitig das schönste und edelste unter allen Hausthieren; es ist aber auch, so dauerhaft und fest es dem Anscheine nach gebaut ist, den meisten Gebrechen und Krankheiten unterworfen. Zu wichtig ist die Kenntniß der Krankheiten dieser Thiere, als daß man sie hier, obgleich nicht am rechten Orte, übergehen könnte. Wir wollen also von den wichtigsten sprechen, und in so weit bekannt machen, daß jeder Besitzer wisse, wie er denselben vorbeugen, und in dringenden Fällen Hülfe schaffen könne.

Die Krankheiten der Pferde sind entweder innere oder äußere.

T. 152. Auseinandersetzung der Pferde-Krankheiten.

(Die folgenden Nummern beziehen sich auf die T. 152.)

1. Die Druse.

Die Druse hat viele Aehnlichkeit mit dem menschlichen Schnupfen, und äußert sich bei den Pferden durch Husten, Schleimauswurf aus den beiden Nasenlöchern, und durch das Anschwellen der Drüsen unter den Ganassen. Ist die Geschwulst nicht stark, und zeigen sich nicht fieberhafte Anfälle, so braucht man bloß die Ausdünstung zu befördern, und das Pferd vor Zugluft bewahren.

Bei stärkeren Geschwülsten legt man dem Pferde erweichende Säcke über den Kopf, und wendet innerlich das Drusenpulver aus 2 Theilen Rheinfarn und 1 Theil Küchensalz an. Die bösartige, fast immer mit andern Krankheiten verbundene Druse bedarf zu ihrer Heilung eines erfahrnen Thierarztes.

Die Drusengeschwülste entstehen nicht allein unter, sondern auch hinter den Kinnbacken, am oberen Theile des Halses unter den Ohren. Hierbei werden oft die Speichelgänge von dem Eiter zerfressen, und es lauft dann ein helles Wasser aus dem Munde.

Aber nicht nur an diesen Stellen entstehen Drusengeschwülste, sondern auch an den übrigen Theilen des Körpers. Besonders sehe man bei dieser Krankheit darauf, daß man die Oeffnung in dem Geschwüre so viel als möglich nach unten mache, damit der Eiter abfließen kann; daß die Oeffnung nie zu früh heile, und der ausfließende Eiter täglich davon gereiniget werde. Nie sollen Salben, Oehle, Pflaster u. dgl. als Heilungsmittel des Geschwüres gebraucht werden, weil hierdurch mehr verdorben als gut gemacht wird. — Das Einreiben mit Hasen- und Gänsefett ist der bekannten guten Wirkung wegen anzuempfehlen.

Sehr bewährt findet sich bei der Druse nach den neuesten Erfahrungen der Gebrauch des Kohlenpulvers.

2. Der Rotz. (Steindruse.)

Ist eine höchst gefährliche und äußerst ansteckende Krankheit der Pferde, und gibt sich durch folgende Anzeigen zu erkennen: a) daß die Drusen zwischen den Ganassen fest anliegend, unbeweglich und steinhart sind; b) daß aus der Nase ein häßlicher, grünlicher, gelber Ausfluß triefet; und c) daß die Schleimhaut in der Nase mit einer Menge Geschwürchen gleichsam übersäet ist. Der Grund dieser bösartigen Krankheit scheint in einer gänzlichen Verdorbenheit der Säfte zu liegen. Ungesunde und unordentliche Fütterung, übermäßige Anstrengung und Mangel an Schutz und Obdach gegen Winde und schlechte Witterung erzeugen vorzüglich den Rotz; daher pflegt er gewöhnlich in und nach dem Verlaufe des Krieges auszubrechen, und durch die Ansteckung sich bis zur Landplage zu verbreiten. Von allen Heilmitteln, welche man seit langer Zeit in Vorschlag brachte, hat noch keines einen glücklichen Erfolg gezeigt. Daher werden rotzige Pferde gewöhnlich erstochen, weil die Heilung langwierig, kostbar und sehr unsicher ist. Das beste Mittel ist die größte Vorsicht in dem Ankauf alter Geschirre und Putzzeuge; denn durch diese wird die Ansteckung fortgepflanzt.

3. Die Kolik. (Darmstrenge.)

Bei dieser Krankheit verliert das Thier die Freßlust, kratzet mit den Vorderfüßen in die Erde, sieht öfters nach den Flanken um, als die Quelle des Schmerzens, ächzet, wirft und wälzt sich bei zunehmendem Uebel. Im Anfange der Krankheit liegt es nicht lange, sondern springt bald wieder auf; bei zunehmender Krank-

heit schlägt es heftig mit allen vier Beinen und mit dem Kopfe, und verlangt auf diese Art um Hilfe. Die nächsten Veranlassungen hiezu sind kaltes Schwemmen nach vorausgegangener Erhitzung, Zugluft im Schweiße, manches Mahl auch Verstopfung von zu trockenem Futter, besonders von übermäßiger Spreu und Kaff. Uebersieht man die Krankheit im Anfange, so geht sie oft schnell in Entzündung über. Klystiere und gute Diät, welche letztere selbst nach gehobenem Uebel noch fortgesetzt werden muß, sind die allgemeinsten und bewährtesten Mittel. Innere Heilmittel brauche der Eigenthümer bei dieser Krankheit nie ohne Zuziehung eines verständigen Thierarztes, weil sie, unrecht angewendet, nicht selten den Reiz in den Gedärmen vermehren, statt ihn zu lindern.

4. Der Dampf. (Hartschlägigkeit.)

Diese Krankheit kann aus vielen Ursachen entstehen, nämlich aus einer schlecht geheilten Lungenentzündung, aus Erkältungen, von verdorbenem, dumpfigem oder halb verfaultem Futter, stark überschwemmten Weiden u. dgl.

Die Kennzeichen der Krankheit sind folgende: das Pferd hat einen beschwerlichen Athem, wobei es die Nasenlöcher aufreißt, und die Flanken wie auch die Rippen unter der Haut sehr stark bewegt; einige haben dabei auch einen dumpfen, hohl klingenden Husten, andere nicht. Bei der Arbeit werden die Athemzüge geschwinder, und die Flankenschläge stärker. Aeußert das Pferd diese Kennzeichen ohne Husten, so wird diese Krankheit gewöhnlich Herzschlägigkeit genannt; äußert sich aber starkes Husten, so nennt man sie den Dampf. Alle Arzeneien, wenn diese Krankheit einmal über Hand genommen hat, geben wenig Abhilfe.

Schleim zertheilende Mittel sind am anwendbarsten, und geben noch den besten Erfolg.

5. Der Durchfall.

Ist manches Mal eine Wohlthat der Natur, wodurch sich das Thier des angehäuften Unrathes entlediget; in diesem Falle muß man der Natur durch gute Diät zu Hilfe kommen, und niemals voreilig stopfen. Ist aber der Abgang mit Blut vermischt, so artet die Krankheit leicht in die Ruhr aus, und fordert die Behandlung eines Thierarztes.

Klystiere sind im Anfange sehr passend, aber nicht mehr wenn das Uebel über Hand genommen hat. Die Füllen sind dem Durchfalle am meisten unterworfen, und erhalten ihn meistens durch Grünfutter.

6. Die Lungenentzündung.

Diese Krankheit richtet in manchen Jahren große Verheerungen unter den Pferden an. Die Vorzeichen dieser Krankheit sind ein trockener Husten, Traurigkeit; das Thier verliert die Lust zum Freßen, das Maul ist heiß und trocken, der Athem wird geschwind, dabei reißt es die Nasenlöcher auf, und wie es Athem hohlt, schlagen ihm die Flanken; es wird schwach und taumelt beim Gehen vorzüglich mit den Hintertheilen des Körpers; bei einigen wird der Husten stärker, bei andern verliert er sich ganz; wenn man die flache Hand auf die linke Seite hinter der Schulter nach unten auf die Rippen legt, so nimmt man die Schläge des Herzens deutlich wahr, und endlich legt sich das Pferd, so lange die Krankheit anhält, nicht nieder. Aderlassen, Haarseile, Klystiere und fleißiges Tränken mit Wasser, in welchem Salpeter oder Honigessig aufgelöset worden ist, sind die passenden Heilmittel.

Wird das Pferd munter, und zeigt es Lust zum Freßen, so ist dieß ein Zeichen, daß das Uebel nachgelassen habe; man hüthe sich aber ihm alsdann das Futter in großen Portionen zu reichen; besonders leistet süßes Heu gute Dienste. Erhält das Pferd diese Krankheit zu einer Zeit, wo Gras zu haben ist, so soll es damit gefüttert werden; noch besser aber ist es, wenn es bei gutem Wetter das Gras auf der Weide selbst freßen kann.

Bekommt das Pferd die Krankheit im Winter, so darf es nie mit eiskaltem Wasser getränkt werden, sondern das Wasser muß vorher etwas erwärmt und in einem Eimer vorgesetzt werden, damit es trinken kann, so viel es will. Als ein passendes Heilmittel dienen die Braunkohlblätter, wenn selbe unter das Futter gemischt werden. Oefteres Reiben mit Stroh dient dazu, um dieses Thier in einen Schweiß zu bringen, wo es dann aber jedesmal mit trockenen Decken belegt werden muß.

Sehr oft zeigen sich bei einem Pferde, welches von dieser Krankheit befallen wird, Geschwülste an den Hinterbeinen oder unter dem Leibe; diese verlieren sich jedoch, wenn die Krankheit gehoben, und mit dem Pferde fleißige Bewegung gemacht wird. Erkältung ist dem Pferde im kranken Zustande zuwider, jedoch darf der Stall auch nicht zu dunstig seyn; er muß öfters mit trockener Streu versehen, und in denselben frische Luft gelassen werden. Auch soll ihm sehr nahrhaftes und reichliches Futter gereicht werden.

7. Die Entzündung der Eingeweide.

Die Kennzeichen dieser Krankheit sind mit den vorigen gleich; nur zeigt sich kein Husten dabei; und die Pferde legen sich oft nieder. In Hinsicht der Heilung kann gerade so, wie bei jener verfahren werden.

8. Die Hirschkrankheit, Klemme, Maulsperre.

Ist eine der fürchterlichsten, und die wenigsten Pferde werden davon geheilt. Diese Krankheit ist ein heftiger Krampf in den Muskeln, welche den Kinnladen schließen, dann auch in jenen des Halses und des übrigen Pferdekörpers. Das Thier hält die Augen starr, das Maul fest geschlossen, der Hals und oft auch der größte Theil des Körpers ist ganz steif. Gähe Abkühlung nach starker Erhitzung, auch heftige Schmerzen bei äußerlichen Verletzungen erzeugen diese gefährliche Krankheit. Das Hauptaugenmerk muß bei derselben dahin gerichtet seyn, den Krampf durch Klystiere, durch Einreibungen von außen, durch Dampfbäder, und überhaupt durch Beförderung der Ausdünstung zu stillen.

Nie befolge man den Rath unwissender Schmide, dem kranken Thiere das Maul mit Gewalt zu öffnen.

Geht die Steifheit oder der Krampf bis auf die Schulter, Vorderbeine und Hinterbeine, dann ist wohl an keine Heilung mehr zu denken.

9. Der dumme Koller.

Bei dieser Krankheit ist das Pferd mehr oder minder des Gebrauches seiner Sinne beraubt. Die Kennzeichen dieser Krankheit sind folgende: das Pferd verliert die Munterkeit, steht dumm und ohne Bewegung, zeigt Unlust beim Freßen, ein gewisses Trauriges und Finsteres in der Physiognomie, und krampfhafte Oeffnung der Augen. Wenn es geführt wird, so hebt es die Beine höher als gewöhnlich, und hängt den Kopf an die Erde. Wenn es freßen soll, nimmt es begierig das Maul voll Futter, und hält dasselbe eine Zeitlang darin fest ohne zu kauen. Wenn man ihm zuruft, so scheint es den Schall der Stimme nicht zu hören, und wenn man die Vorderfüße über einander setzt, so bleibt es in dieser Stellung so lange, bis man es in eine andere bringt. Beim Reiten hält es den Kopf an die Erde, und der Reiter ist mit aller Gewalt nicht vermögend, denselben in die Höhe zu richten. Zu Zeiten geht es auch nach einer Seite, oder in einem Kreise herum, ohne sich davon weglenken zu lassen. Von der Krippe tritt es oft zurück, und legt sich mit aller Gewalt in die Halfter, bis die Stränge oder Ketten reißen, und bisweilen hinten überschlägt. In dieser Periode scheint es gegen Sporn und Peitsche ganz gefühllos zu seyn.

Diese Krankheit entsteht vorzüglich bei denjenigen Pferden, welche zu viel Futter erhalten und zu wenig Bewegung haben, weßhalb sie auch selten bei den Pferden des Landmannes wahrgenommen wird. Ist dieß die Ursache derselben, so ist Arbeit das einzige Heilmittel, und alle kostspieligen Versuche sind als unnütz anzusehen.

Oft aber sind eine übermäßige Anstrengung in der Jugend, eine schwächliche Organisation, zumal Schwäche der Nerven, und feuchte und dumpfige Ställe die Hauptursachen davon. Selten wird dieser Zufall gründlich geheilt. Häufig werden die Pferde von dieser Krankheit bei großer Hitze in heißen Sommertagen befallen.

Vermeidung großer Anstrengung bei warmer Witterung, kühle und gesunde Luft im Stalle, Umschläge um den Kopf und gesunde Nahrung helfen beim Entstehen dieser Krankheit noch das Meiste.

9. Der rasende Koller.

Dieser kann aus zweierlei Ursachen entstehen, nämlich von einer Entzündung des Gehirns, oder von Wasser in demselben. Er äußert sich auf folgende Art:

Das Pferd wird Anfangs traurig, frißt nicht, tritt von der Krippe zurück, seine Augen sind glänzend, das Maul ist heiß und trocken, es legt sich darauf in die Halfter, zersprengt die Stränge oder Ketten, springt auch wohl gegen die Krippe, und fängt fürchterlich an zu toben, stürzt zu Zeiten nieder, und schlägt mit dem Kopfe gegen die Erde und gegen die Stände, oder, wenn es steht, gegen die Krippe. Dieses währt bei einigen nur eine Zeitlang, alsdann werden sie eine Weile wieder ruhig, fangen aber nicht lange darauf das Toben vom neuen an. Besonders gute Dienste thun leinene Tücher, welche in kaltes Wasser getaucht, und dem Pferde fortwährend um den Kopf gewunden werden müssen, oder das Begießen mit kaltem Wasser. Jedoch muß man suchen, dieses Thier in einen Stall zu bringen, wo es sich bei dem Rasen und Toben nicht beschädigen kann.

Die Entzündung des Gehirns wird durch verständige Behandlung eines Arztes oft geheilt; hat sich aber Wasser in dem Gehirne eines Pferdes angesammelt, so ist es ohne Rettung verloren.

10. Der Lauterstrahl, Urinzwang.

Lauterstrahl nennt man den kränkelnden Zustand, wenn ein Pferd das genossene Wasser unverändert von sich gibt. Vermittelst Beobachtung einer guten Diät kann man die Heilung dieses nicht bedenklichen Uebels der Natur überlassen. Der Urinzwang entsteht von Erhitzung, vom kalten Saufen in der Hitze, auch wohl von Blasensteinen. Das sogenannte rothe Wasser rührt gewöhnlich von dem Genusse scharfer Kräuter her. Da jedoch gewöhnlich eine Entzündung in den Nieren damit verbunden ist, so fordert dieses Uebel die zweckmäßige Behandlung eines geschickten Thierarztes. Wenn Krämpfe in den Eingeweiden die Ursache davon sind, so helfen Klystiere dem Uebel ab.

Einspritzungen in die Blase sollen selbst von geschickten Thierärzten nur mit der äußersten Behutsamkeit vorgenommen werden.

Einige Hände voll Roggenmehl unter das Wasser gemischt, welches man den Pferden zu trinken gibt, ist der guten Wirkung wegen als Linderungsmittel anzuempfehlen.

11. Die Rähe, das Verfangen oder Verschlagen.

Die Ursache dieser Krankheit, wobei sich eine Steifigkeit in dem ganzen Körper, besonders der Vordertheile äußert, ist plötzliche und heftige Erkältung. Denn oft wird das Pferd warm geritten, geräth in Schweiß, wird darauf von unvernünftigen Knechten in ein kaltes Wasser geführt, oder gleich getränkt, oder lassen es in der kalten Luft stehen, bis es kalt wird. Doch sind dieß nicht die alleinigen Ursachen dieser Krankheit, sondern auch ungewöhnliches Futter als: Erbsen, Wicken, Bohnen oder Roggen, welches man überhaupt jungen Pferden gar nicht, und alten nur sehr mäßig reichen soll, führen dieses Uebel herbei.

Durch Beförderung der Ausdünstung, und wenn es hartnäckiger ist, durch Schweiß treibende Mittel kann dem Uebel abgeholfen werden.

Zu Zeiten erhält ein Pferd bei dem Verfangen zugleich eine Lungenentzündung; alsdann verliert es die Freßlust, es zeigen sich ein geschwinderer Athem, ein Flankenschlagen, und überhaupt alle übrigen Kennzeichen der Lungenentzündung. In diesem Falle muß diese Krankheit wie die Lungenentzündung behandelt, und das Pferd dabei in ein Lehmbad gestellt werden. Geht das Pferd nach geheilter Lungenentzündung noch blöde mit den Vorderfüßen, oder tritt es mit dem Ballen eher als mit der Zehe auf, so ist es dienlich, in beiden Vorderfüßen die Sohle bei der Zehe am Rande herum bis auf die Fleischsohle aufzureißen, und so lange bluten zu lassen, bis es von selbst aufhört, und sodann die Wunde mit Branntwein zu reinigen. Besonders ist dann ein guter Beschlag der Füße nothwendig, wenn das Pferd zu ferneren Arbeiten geschickt werden soll.

12. Die Verstopfung des Harnes.

Entsteht, wenn ein Pferd durch anhaltendes Laufen oder Ziehen aufgehalten wird, den Urin von sich zu geben. Diese Kolik verursachet den Thieren heftige Schmerzen; es legt sich nieder, schlagt mit den Beinen, springt wieder auf, und stellt sich, als wenn es strahlen wollte. Sind diese Zeichen vorhanden, so ist gekochtes Wasser mit Salpeter als Trank gereicht, ein Mittel, den üblen Folgen, welche daraus entstehen, abzuhelfen.

13. Die Eingeweidewürmer.

Sie erzeugen sich bei allen Hausthieren, auch häufig in den Eingeweiden der Pferde; mehrere von ihnen sind höchst schädlich. Die vorzüglichsten Kennzeichen, daß ein Pferd von diesen lästigen Gästen heimgesucht ist, sind, daß diese Thiere mager werden, lieber liegen als stehen, sich zuweilen nach dem Leibe umsehen, und nicht selten bemerkt man die Würmer bei dem Abgang des Mistes. Gutes, wohl gereinigtes Futter bleibt als Verwahrung das beste Wurmmittel.

Als Heilmittel gegen Eingeweidewürmer empfiehlt man Rheinfarn, Tabaksasche, und das von Chabert angepriesene brenzliche Oehl aus Thierhufen; auch soll man während der Zeit, als man die Würmer in den Eingeweiden der Pferde zu entdecken glaubt, an die Pferde gemäßte Weizenkleien anstatt Häcksel zu dem Futter mischen, und wenig Heu an selbe verabreichen.

14. Die Augenentzündung.

Die Augengebrechen können von inneren und äußeren Ursachen herrühren, und der vernünftige Arzt untersucht genau, bevor er zur Heilung schreitet, die Ursachen derselben.

Ist das Auge durch äußere Zufälle verletzt worden, so helfen sehr oft kühlende Lähmungen; rührt aber das Uebel von inneren Ursachen her, so leisten, um der Krankheits-Materie eine andere Richtung zu geben, Haarseile gute Dienste.

Augenkrankheiten entstehen oft von einer Schwäche, und besonders bei solchen Pferden, welche bei anhaltend nassem Wetter auf die Weide gelassen werden. Auch diejenigen Pferde, welche in niedrigen Marschgegenden erzogen werden, sind dieser Krankheit mehr ausgesetzt als jene, welche eine hohe Weide haben.

Die Kennzeichen dieser Augenkrankheit sind: das Auge ist geschwollen, es laufen viele Thränen heraus; die äußerliche Hornhaut ist gewöhnlich klar, zuweilen aber auch getrübt. Ist sie klar, so sieht man in dem Wasser der vordern Kammer des Auges wagulirte Lymphe schwimmen, und das Wasser selbst enthält eine ins Grüne fallende Farbe. Ist die Hornhaut verdunkelt, so sieht man den inneren Zustand des Auges alsdann erst, wenn sich die Verdunkelung zertheilt hat.

Wenn sich ein Augenschaden aus innerlichen Ursachen öfters einfindet, so ist dieß ein häßlicher Fehler, weil am Ende der weiße Staar daraus entsteht.

15. Die Mondblindheit.

Ist ein periodisches Andrängen der Feuchtigkeiten nach den Augen, die sich allda verdicken, scharf werden, und Entzündungen veranlassen. Aeußere kühle Bähungen, gelind abführende Mittel, und nach Beschaffenheit der Umstände auch Haarseile sind wirksame Heilmittel. Kehrt aber dieser Zufall öfters zurück, so wird das Pferd am Ende unvermeidlich blind.

In Hinsicht des Futters ist es gut, wenn man den Pferden während der Zeit einer Augenentzündung statt des Häckfels genäßte Weitzenkleien gibt, und täglich zweimal Glaubensalz unter dasselbe mischt.

16. Die Bräune, Halsgeschulst.

Zeigt sich auf folgende Art: Das Pferd frißt nicht, kann auch nicht gut saufen, und wenn es sich abmüht, das Wasser hinunter zu schlucken, so kommt es ihm zuweilen wieder aus der Nase; die Ohren sind kalt, es hängt den Kopf an die Erde, der Athem ist beschwerlich, wobei es, so wie die Krankheit zunimmt, immer stärker röchelt; in der Gegend des Luftröhrenkopfes unter dem Halse ist es geschwollen, und wenn man den Finger auf die Geschwulst drückt, so empfindet es große Schmerzen; das Maul ist dabei heiß, und die Zunge trocken.

Geriebener und gereinigter Salpeter mit Honig heilet gleich beim Entstehen das Uebel bald.

Uebrigens ist das Pferd, welches von dieser Krankheit befallen wird, vor jeder Erkältung zu verwahren, ihm auch, wenn es zu saufen anfängt, kein kaltes, sondern erwärmtes Wasser zu reichen.

Wenn es wieder fressen will, so muß es angefeuchtete Weizenkleien oder Gerstenschrott als Futter erhalten; zeigt es aber Ekel gegen dieses Futter, so muß man ihm reinen Hafer geben.

17. Der Bug.

Wenn man bei dieser Krankheit das Pferd vorwärts führt, so macht es mit dem lahmen Beine einen auswendigen Zirkel, und hebt es nie so hoch als das gesunde; läßt man es aber über eine hohe Thürschwelle oder ein starkes Stück Holz treten, so tritt es nicht hinüber, sondern schleppt das Bein nach, welches ebenfalls geschieht, wenn es zurück geschoben wird. Zeigt sich bei diesen Kennzeichen keine Geschwulst am Oberschenkel, oder an der hinteren großen Beugsehne, ist das Fesselgelenk und der Fessel bis an die Krone des Hufes nicht angeschwollen und keine Fehler im Hufe zu bemerken, so ist das Pferd buglahm.

Oft entsteht die Buglähmung auch aus innerlichen Ursachen, die sehr schwer zu heilen sind. Die Pferde erhalten wie die Menschen gichtische Zufälle; wenn sich nun die gichtische Materie auf einen oder den andern Theil des Körpers wirft, so entstehen dadurch Lähmungen, die zwar manches Mal geheilt werden, aber gewöhnlich nach einiger Zeit wieder kommen. Fleißiges Einreiben mit Branntwein, in welchem Kampher aufgelöset und Terpentinöhl zugegossen worden, sind zwar wirksame Mittel. Allein besser ist es, die Heilung der Natur zu überlassen, welche dasselbe oft mit der Zeit ohne alle Arzenei bewirkt.

Buglahme Pferde müssen sowohl während der Cur, als auch nach derselben eine Zeitlang geschont werden, weil sie sonst gar zu leicht wieder lahm werden könnten.

Auch Haarseile an dem schadhaften Theile zeigen einen guten Erfolg.

18. Die Fistelschäden.

Diese entstehen oben am Halse nicht weit hinter den Ohren an der rechten oder linken Seite der Mähne. Zuerst zeigt sich eine Geschwulst auf der Stelle, wo die Fistel ausbrechen wird. Oeffnung der Beule, jedoch nicht zu früh, damit der Eiter auslaufen kann, gibt die sicherste Hoffnung, gefährliche Fistel zu heilen.

Wenn der ausfließende Eiter weiß und dick wird, und seinen üblen Geruch verliert, zeigt es die baldige Heilung an, und es muß öfter des Tages gereiniget werden.

19. Die Flußgalle.

Ist eine weiche Geschulst, die sich am Sprunggelenke der Hinterbeine aufwirft. Sie entsteht insonderheit bei jungen Pferden von überspannter Arbeit. Zertheilende Mittel und Ruhe sind hierbei am wirksamsten. Das gewaltsame und unvorsichtige Brennen kann nur schaden, niemals nützen.

20. Die Steingallen.

Sie haben gewöhnlich ihren Sitz in dem inwendigen Ecke, nahe an den Ballen, neben dem Strahl in den Vorderfüßen; selten nur werden die auswendigen Ecken oder die Hinterfüße davon befallen. Sie entstehen vom Ausschneiden der Ecken beim Beschlagen; daher sie auch selten bei den unbeschlagenen Pferden angetroffen werden; oder vom Drucke, von der zu großen Trockenheit der Füße. Man erkennet sie an folgenden Merkmalen: Wenn das Pferd hinkt, mit der Zehe des Fußes eher, als mit dem Hintertheile auftritt, und am ganzen Beine nichts zu sehen ist, wovon das Pferd lahm seyn könnte, als an der Hornsohle rothe Flecken oder blaue Puncte, so sind dieß Steingallen. Die Stellen, wo diese Puncte ihren Sitz haben, muß man bis auf die Fleischsohle ausschneiden, wo man einen gelben Saft, oder wohl gar schon Eiter finden wird. Da, wo das Pferd von den Steingallen lahm geht, wird man mehr Wärme als auf dem übrigen Theile der Hornsohle bemerken. Tägliches mehrmaliges Betupfen mit Blei- oder scharfen Weinessig und zertheilende Umschläge sind beim Entstehen die wirksamsten Mittel.

Die Steingallen pflegen, ohnerachtet sie auch in Eiterung übergegangen und ausgeschworen sind, wieder zu kommen, und das Pferd wird öfters davon lahm; sie lassen sich aber durch folgenden Kunstgriff aus dem Grunde heilen: Man schneidet sowohl die Sohle als auch die Hornwand in der Ecke des Fußes, wo die Steingalle ihren Sitz hat, so weit weg, bis das Blut erscheint; dann läßt man ein Eisen auf den Fuß schlagen, welches an der Seite, wo das Horn weggeschnitten ist, am Ende keinen Stollen hat; und anstatt dessen wird ein Stollen, ohngefähr drei Finger breit vom Ende des Eisens, auf das Eisen geschweißt, so höret der Druck bei dem Gehen des Pferdes auf der Stelle, wo die Steingalle entstehet, auf, und die Sohle und Wand wächst ungedrückt zu ihrer gehörigen Stärke. Auch wird man hernach keine Steingalle mehr bemerken, wenn der Schmid, welcher das Pferd beschlägt, die Ecken nicht auswürkt.

21. Die Hufentzündung.

Entsteht aus Unreinlichkeit, und besonders, wenn Pferde in tiefem und schlammigem Boden gegangen sind, und der Koth, welcher sich an den Beinen festsetzt, des Abends, wenn sie in den Stall kommen, nicht abgewaschen wird. Um diese Entzündung zu vermeiden, ist Reinlichkeit und Einreibung mit Salben, damit der Huf geschmeidig erhalten wird, das beste Mittel.

22. Die Kronschäden.

Rühren häufig vom unsichern Tritt der Pferde; wenn sie dadurch etwas die Krone vom Horne losreißen, so setzt sich Koth oder Sand dahinter; und erzeugt Kronengeschwüre.

Ist das Geschwür durch eine Beschädigung der Krone entstanden, und hat der erzeugte Eiter einen Theil des Hufes losgefressen, so muß solcher so weit weggeschnitten werden, als er abgelöst ist, sonst ist an keine Heilung zu denken; hat sich das Geschwür auf der Krone schon ausgebreitet, so muß man mit einem dünnen Stocke die Oeffnung, aus welcher der Eiter quillt, aufsuchen, und mit einem kleinen, runden, glühend gemachten Eisen ausbrennen. Sind mehrere Oeffnungen, so muß dieß bei jeder derselben geschehen. Bei den gebrannten Wunden braucht man keine Mittel anzuwenden, weil sie von selbst heilen.

Diese Krongeschwüre bleiben, wenn sie nicht unter die Hand eines geschickten und erfahrenen Thierarztes gerathen, gewöhnlich unheilbar.

Die allergefährlichsten Kronschäden sind, welche am Hintertheile des Fußes ihren Sitz haben, und gewöhnlich von schlecht behandelten Steingallen entstehen, wo der Eiter hinter die Hornwand so weit gedrungen ist, daß er sich hinter den Knorpel des Knochenfußes gesenkt, oder wohl gar diesen angefressen hat.

23. Der Knieschwamm.

An den Knien der Vorderbeine entsteht durch einen Schlag, Stoß, oder Fall eine Geschwulst, welche in einen Schwamm ausartet. Die Anwendung zweckdienlicher Salben befreiet diese Thiere beim Entstehen bald von diesem Uebel.

24. Die Mauke.

Ist ein scharfer, eiterartiger Ausschlag in der Köthe, dem Gelenke, unter dem Schienbeine ober dem Hufe, wobei das Bein angeschwollen ist. Wenn dieser Schaden vernachläßiget wird, so greift er immer weiter um sich, nimmt zuletzt das ganze Fesselgelenk ein, und zieht sich am Schienbein in die Höhe.

Die Raspe oder Rappe ist ein ähnlicher Zufall an den Kniegelenken der Vorderfüße. Beide Uebel entstehen von nasser Weide und unreinlichen Ställen. Wenn das Uebel noch nicht überhand genommen hat, so helfen Reinigung und das Einreiben dienlicher Salben. Hat aber die Mauke sich veraltet, und sich fleischige Auswüchse von einer rothbraunen oder bläulichen Farbe darauf gebildet, so muß man diese mit einem glühenden Brennmesser wegschneiden, und es der Behandlung eines verständigen Arztes überlassen.

25. Krankheiten des Maules.

An der inwendigen Seite der Oberlippe erzeugen sich zuweilen wasserartige Geschwüre; diese müssen mit einem scharfen Messer aufgeschnitten, und Salz hinein gerieben werden, so heilen sie von selbst zu.

Bei dem Zahnwechsel der Füllen geschieht es oft, daß der geschobene Zahn nicht wegfällt, und der neue dadurch schief wächst; wird dieses bemerkt, so muß der alte weggebrochen werden.

Oft fließt aus dem Munde der Pferde häufig Speichel, sie sind dabei traurig, und es zeigen sich wunde Stellen an der Zunge, und eine Menge eiternder Blasen im Munde, unter- und oberhalb der Zunge; und dieses nennt man die Mundfäule.

Unter der Zunge der Pferde liegen ein Paar kleine Lappen in der Größe einer Linse. Diese werden von Vielen als eine Mundfäule, und als eine Ursache angesehen, warum die Pferde nicht fressen können, und von selben mit einer Scheere weggeschnitten; dieß darf aber nicht geschehen, weil es zwei Klappen sind, welche die Natur gebildet hat, um zwei Speichelkanäle zu decken, damit sie sich durch das Futter nicht verstopfen.

Durch das Mundstück des Zaumes wird diesen Thieren auch manche Wunde zugefügt, welche jedoch so wie die vorerwähnten durch Reinigung mit frischem Wasser und sanftes Einreibem mit frischem Honig bald ihrer Heilung zugeführt werden.

Es ereignet sich zuweilen, daß ein Pferd plötzlich nicht fressen kann. Die Veranlassung hierzu sind längere Gegenstände unter kurzem Futter, welche sich quer über die Zunge und zwischen den Zähnen klemmen, und dadurch das Hinunterschlucken des Futters hindern.

An einigen Orten werden die Pferde mit Kartoffeln, auch mit Weiß- oder Braunkohl gefüttert. Bei dieser Fütterung trifft es sich zuweilen, daß ein Pferd ein großes Stück Kartoffel, oder ein Stück Kohlstrunk hinunterschluckt, welches in der Speiseröhre sitzen bleibt. Dem Pferde läuft dann häufiger Speichel aus dem Maule; es steckt den Kopf vorwärts, und will immer husten; sein Blick ist ängstlich; seine Augen stehen starr, und der Puls geht schnell. Man kann den in der Speiseröhre festsitzenden Körper am Halse hinter der Luftröhre entdecken; ist er aber schon tiefer hinunter gegangen, und bis in die Brusthöhle gedrungen, so ist er nicht mehr zu bemerken. Man kann diesen in der Speiseröhre festsitzenden Körper auf folgende Art in den Magen schieben. Man nehme ein spanisches Röhrchen oder eine Weidenruthe von ½ Zoll im Durchmesser und etwa 4 Fuß Länge, umwickle es an dem einen Ende mit Leinwand, und bestreiche es durchaus mit Butter, lege dem Pferde ein Maulgatter in das Maul, suche den Kopf und Hals so viel möglich in eine gerade Richtung zu bringen, und bringt das Röhrchen oder die Weidenruthe in die Speiseröhre, und schiebe damit den Körper bis in den Magen hinunter. Läßt sich aber derselbe nicht hinunterschieben, und ist er noch an dem Halse zu fühlen, so muß man an der linken Seite, der Länge des Halses nach, einen Einschnitt durch die Haut machen, und die Häute, welche die Speiseröhre umgeben, behutsam trennen, und dabei sich wohl in Acht nehmen, die Hals-, Puls- oder Blutader, welche hier liegt, nicht zu verletzen. Hat man auf die Art die Speiseröhre erreicht, so macht man ebenfalls der Länge nach einen Einschnitt in dieselbe, und nimmt den festsitzenden Körper heraus; dann müssen die Lippen der Wunde in der Speiseröhre mit einer Naht an einander gebracht werden, und auch die Ränder der Haut mit einigen Stichen vereinigen. Bis nicht die Heilung der Wunde gänzlich erfolgt ist, muß dem Pferde nur weiches Futter

gereicht werden, als: genäßte Kleie, Schrot u. d. gl. Das öftere Waschen des Maules mit frischem Wasser ist zur baldigen Heilung zuträglich.

26. Die Räude. (Krätze, Grind.)

Diese zeigt sich durch kleine Geschwüre auf der Haut, von deren Eiter sich ein Schorf bildet. Sie ist entweder trocken oder flüßig. Unreinlichkeit und schlechtes Futter sind die Hauptursachen dieser äußerst ansteckenden und ekelhaften Krankheit. Die wahre Krätze ist sehr schwer zu heilen, und braucht viele Vorsicht, damit keine üblen Folgen daraus entstehen. Entdeckt man diese Krankheit an einem Pferde, so muß dasselbe sogleich abgesondert und in einen eigenen Stall gebracht werden, damit nicht die vielleicht nebenstehenden von demselben angesteckt werden. Besonders nehme man sich in der Nahrung in Acht, welche dem Thiere in diesem Zustande gereicht wird. Wirksame Abhilfe gegen dieses Uebel leistet der Gerstenschrot, wenn er dem Pferde in mäßigen Portionen als Futter gegeben wird. Uebrigens schlägt man da wieder die Einreibung mit Salben, und innerlich den Gebrauch der Alantwurzel als Decoct zum Trinken vor.

Ist das Pferd von dieser Krankheit geheilt, so ist es dem Eigenthümer zur Pflicht gemacht, die Geschirre, welche an dem Pferde gebraucht worden sind, gut zu reinigen, das Lederzeug durch längere Zeit in das Wasser zu legen, sodann mit Lauge abzuwaschen, und wenn es trocken ist, mit Thran einzuschmieren.

Die Wände des Stalles, worin ein räudiges Pferd gestanden, müssen mit Kalk überzogen, Krippen und Raufe mit Lauge rein gewaschen werden. Sattelkissen und Sielen müssen erneuert, Gebisse und Halfterketten ausgeglühet, Decken, Sattel und andere Gurten müssen ausgewaschen; Striegel und Bürsten, auch selbst der Haarschweif, womit den Pferden der Staub abgekehrt wird, müssen so gereiniget werden, daß davon jede neue Ansteckung verhindert werde. Denn leichter ist es, die Pferde von der Räude zu heilen, als vor der Ansteckung zu bewahren. Die Unreinlichkeit ist oft die Hauptursache, warum in manchen Ställen die Räude nie vertilgt werden kann. Und zu wünschen wäre es, daß jede Obrigkeit eines Dorfes ein wachsames Auge auf die besondere Reinigung der Ställe habe, in welchen ein Pferd gestanden, welches von der Räude behaftet war.

27. Der Satteldruck.

Durch den Druck des Sattels entstehen oft Geschwülste, welche bei ihrer Vernachläßigung in einen Schwamm ausarten. Diese Geschwulst wird gleich nach ihrem Entstehen durch beständigen Gebrauch des kalten Wassers, womit der Schaden angefeuchtet wird, bald geheilt. Manches Mal bleibt aber eine Wasserblase zurück, welche nicht selten in Eiterung übergehet, und dadurch eine langwierige Heilung nach sich ziehet. Bemerkt man durch den Druck der Finger das Wasser in dieser runden Erhabenheit, so werden verschiedene Löcher hinein gemacht, um dem darin befindlichen Wasser freien Abfluß zu machen.

Entstandene Brandflecken durch den Druck des Sattels werden durch Einreibungen mit Gänsefett bald geheilt.

Ein durch die angeführten Verletzungen beschädigtes Pferd muß vorzüglich dadurch geschont werden, daß man die wunden Stellen von dem mindesten Drucke befreiet; denn sonst wird der Schaden täglich schlimmer, und es entstehen daraus Fisteln, oder es werden wohl gar die Bänder, Knorpel und die Knochen selbst angefressen, und die Heilung ist dann selbst für den geschicktesten Arzt sehr beschwerlich.

28. Die Schlauchgeschwulst.

Diese Geschwulst entsteht mehrentheils aus angehäufter Unreinigkeit im Schlauche. Die Pferde werden am schnellsten durch fleißiges Waschen mit warmem Wasser und Seife davon befreiet.

Wäre diese Unreinigkeit aber schon scharf geworden, und hätte sich Eiter darin erzeugt, so ist als wirksame Abhülfe das täglich öftere Waschen mit kaltem Wasser anzuempfehlen.

29. Der Sehnenklapp.

Ist das Anschwellen der Sehnen, wodurch das Pferd sehr oft lahm geht. Das Einreiben dienlicher Salben, und das Waschen mit Weinessig, in welchem Salmiak aufgelöset worden ist, sind zur Verminderung der Geschwulst und Lähmung wirksame Heilmittel.

30. Der Spat.

Dieser entsteht an der inwendigen Seite des Sprunggelenkes, von dem Landmanne gewöhnlich das Knie am Hinterbeine genannt. Es ist eine merkliche Erhabenheit an der innern Seite des Schienbeines, wo sich das

Knie endigt, und zwar nur an einem Beine. Bei einigen Pferden ist diese Erhabenheit nur geringe; sie kann aber auch die Größe eines Hühnereies erhalten. An beiden Beinen findet man den Spat selten. Viele Pferde gehen davon lahm, einige jedoch nicht; indessen ist es immer ein Fehler, den man verabscheuen muß. Die Pferdehändler wissen zwar diesen Fehler dem Landmanne sehr unbedeutend zu machen; allein nie soll man ein Pferd, welches mit diesem Fehler behaftet ist, kaufen. Zu Zeiten bemerkt man zwar sehr wenig von dieser Erhabenheit; aber das Pferd zeigt durch eine Lähmung, daß der Spat im Anzuge ist.

Es steht nämlich öfters im Stalle auf der Zehe des einen Beines, und wenn es herausgeführt wird, so hinkt es eine Zeitlang auf diesem Beine, geht aber hernach wieder gerade; bemerkt man eine solche Lähmung, so kann man es als ein sicheres Merkmal des Spates annehmen.

Die Pferdehändler halten ein solches Pferd auf den Märkten in beständiger Bewegung, damit der Käufer die Lähmung nicht bemerken soll; denn sobald es eine kurze Zeit stille steht, geht es im Anfange jederzeit einige Schritte oder auch wohl mehrere lahm.

Die Heilung dieses Schadens ist meistens ohne guten Erfolg. Das einzige Mittel ist das Brennen.

31. Der Stollenschwamm.

Ein Schaden, welcher am Hintertheile des Vorderbeines gerade auf dem Elenbogen entsteht. Bei seiner Entstehung erzeugt sich gewöhnlich eine Geschwulst, wodurch das Pferd etwas steif geht, die sich aber durch öfteres Baden mit kaltem Wasser zertheilen läßt. Ist diese Geschwulst zertheilt, so bleibt gerade auf dem Elenbogen eine runde, mit gelbem Wasser angefüllte Erhabenheit; zuweilen bleibt es aber auch bei dieser nicht, sondern es wird ein hervorstehender Beutel, in welchem ebenfalls Wasser befindlich ist. Wenn man letzteres durch den Druck der Finger darin bemerkt; so muß die Blase geöffnet werden, und das Wasser aus dem Beutel gebracht werden; ist die Stelle trocken geworden, so wird sie mit einer Salbe eingerieben.

Da der Stollenschwamm gewöhnlich vom Liegen auf den inwendigen Stollen des Hufeisens entsteht, so muß das davon geheilte Pferd mit Eisen ohne Stollen beschlagen werden, weil er sonst leicht durch diese wieder kommen könnte; bei Pferden, welche nie beschlagen werden, ist dieser Schaden auch selten zu finden.

Die Piephake ist eine mehr oder weniger große und bewegliche Geschwulst, welche sich nach einem Schlage, Stoße, oder aus innerlichen Ursachen auf der Spitze des Sprunggelenkes einfindet. Beim Entstehen ist dieselbe bald zu heilen, wenn man sie täglich mit Seife und Branntwein wäscht, und öfters mit kaltem Wasser befeuchtet.

Die Hasenhake ist eine kleine, längliche, weiche Geschwulst, welche ungefähr ein Paar Hände breit unter der Hake, gerade hinten auf der Sehne, wo sich das Sprunggelenk endigt, entsteht, und welche zu Zeiten ein Pferd an dem Beine, woran sie befindlich ist, lahm macht. Durch zertheilende Mittel werden sie so, wie der Knieschwamm geheilt.

32. Der Straubfuß.

Dieser Schaden entsteht über der Krone des Hufes. Hier seigert eine scharfe Feuchtigkeit durch die Haut, frißt viele Haare weg, und die übrigen stehen gerade in die Höhe. Bei einigen Pferden findet sich ein trockener Staub auf der Haut, bei anderen fließt eine stinkende Feuchtigkeit aus derselben. Die gewöhnlichen Ursachen dieser Krankheit sind Unreinlichkeit; besonders, wenn die Pferde in schlammigem Boden gegangen, und mit Schmutz die ganze Nacht bedeckt bleiben. Fleißiges Reinigen der Hufe ist das vorzüglichste Verwahrungsmittel.

33. Das Vernageln der Hufe.

Aeußert sich, wenn ein Pferd nach dem Beschlagen eine Zeit lang hinkt. Sobald dieses unverständige Verfahren der Schmide wahrgenommen wird, muß das Eisen unverzüglich herabgenommen, jeder Nagel herausgezogen, und genau besehen werden, wo das Pferd vernagelt worden ist. Das Loch, in welchem der Nagel gesteckt hat, muß so weit ausgeschnitten werden, bis man den Eiter entdeckt, und man selbes mit Branntwein rein auswaschen. Fände man aber durch das Herausziehen der Nägel die Stelle nicht, wo das Pferd vernagelt worden ist, so muß mit der Kneipzange am Rande des Fußes herumgedrückt werden, und genau die Stelle des Schmerzens beobachtet, dann aber das auf dieser Stelle befindliche Nagelloch nachgeschnitten werden, bis sich das Eiter zeigt.

Auf ähnliche Art ist zu verfahren, wenn sich Pferde Nägel oder andere spitzige Sachen in die Sohle treten.

Wäre jedoch einer dieser Schaden veraltet, und hätte der Eiter weit um sich gefressen, oder in der Köthe oder an der Krone ausgebrochen, so muß die Sohle oder der Strahl so weit weggenommen werden, als sie vom Eiter abgelöset sind, weil sonst der Schaden nie heilen wird, und der unter dem Horn befindliche Eiter immer fortfrißt. Branntwein mit Terpentinöhl vermischt heilt die Wunden mit dem besten Erfolg.

Sehr oft geschieht es, daß die Schmide, wenn der Fuß flach und nicht hohl ist, ein flaches oder ein ganz gerades Eisen auf den Fuß schlagen, welches mit seiner inneren Fläche bei dem Gehen des Pferdes auf die Hornsohle drückt, und hierdurch das Pferd lahm macht. Wird dieses bei einer genauen Untersuchung bemerkt, so muß das Eisen von dem Fuße genommen, und der innere Rand des Eisens hohl gerichtet werden, damit derselbe die Sohle nicht berührt. Hierdurch wird die Lähmung gehoben.

34. Die Verrenkung des Fesselgelenkes.

Die Kennzeichen dieses Uebels sind folgende: Das Pferd steht gewöhnlich mit der Zehe des Fußes auf der Erde, wobei das Fesselgelenk nach vorne gebogen ist, welches auch selbst dann so bleibt, wenn es mit dem Fuße gerade auf der Erde stehen sollte. Beim Gehen bewegt es den Obertheil des Beines ganz frei; den Fuß aber setzen einige gerade auf die Erde, andere treten mit der Spitze desselben zuerst auf. In beiden Fällen wird das Fesselgelenk nicht zurück gebogen, wie an dem gesunden Beine. Bei manchen ist das Fesselgelenk merklich angeschwollen, bei andern äußerst wenig; auch findet man mehr Wärme darin, als am gesunden Beine. Das Waschen mit Kampher-Spiritus und Wasser heilet den Schaden. Oft fügen die Schmide durch falsche Behandlung, welche in der Meinung sind, daß die Gelenkknochen ausgewichen sind, und es mit Gewalt einzurenken suchen, ein weit bedeutenderes Uebel zu.

35. Die Warzen.

Wovon es zweierlei Arten gibt, nämlich trockene und feuchte. Die trockenen sind dadurch leicht zu heilen, wenn man sie mit einem starken Faden unterbindet.

Die feuchten Warzen, welche oft die Größe eines Hühnereies und ein blutiges Ansehen haben, sind unter der Haut mit dem Fleische verwachsen, und müssen durch Ausschneiden, welches aber mit vieler Vorsicht geschehen muß, gehoben und geheilt werden.

36. Der Wolf.

Entsteht bei den Pferden, welche bei anhaltend nassem Wetter auf die Weide gehen, oder zur Zeit des Winters in dem aufgethauten Schnee und in tiefem Boden ihre Arbeit verrichten müssen. Er zeigt sich durch eine Geschwulst von der Krone des Hufes bis an das Fesselgelenk, und verursachet den Pferden großen Schmerzen. Die Heilung dieses Uebels muß der Natur überlassen werden. Und das beste Heilmittel ist das öftere Reinigen, und Schonung vor zu schwerer Arbeit bei nassem Wetter.

37. Der Wurm.

Ist eine äußerst ansteckende Krankheit, und äußert sich durch runde Beule an verschiedenen Orten des Körpers, welche aufbrechen und einen jauchigten Eiter von sich geben. Gesunde und reinliche Nahrung sind die besten Verwahrungsmittel.

Die Läuse.

Entstehen meistens bei mageren Pferden. Daher müssen sie fürs erste gehörig gepflegt, und dann kann die Quecksilbersalbe mit Schwefel angewendet werden, wornach aber das Pferd mit Seife und warmem Wasser rein gewaschen werden muß.

Tab. 159. **Der Esel.** (Equus asinus.)

Nicht nur aus der Bildung der Zähne und der ungetheilten Hufe, sondern aus der ganzen Form des Körpers erkennt man, daß der Esel zu dem Geschlechte des edlen Rosses gehöre, und daß er mit Unrecht von den Menschen so verachtet, und oft unverdient gemißhandelt wird.

Es fehlt ihm zwar der schöne Wuchs, die langhaarige Mähne und der Schweif des edlen Pferdes; aber ungeachtet dessen nützt er dem Menschen durch mancherlei Vorzüge.

Der Kopf des Esels ist dick, kürzer, breiter und platter als beim Pferde; die Schnautze ist stumpf, die obere Lippe sehr lang; die Augen auseinander stehend, der Hals dick, die Brust schmal, der Rücken gebogen; die Vorderschenkel über den Widerrüst vorragend; das Kreuz platt. Die Ohren sind lang, und über den

Rücken läuft ein schwarzer Streif hin, die Haare an der Stirn und an den Schläfen lang. Die Farbe ist meist mäusegrau, oft silberglänzend, zuweilen weiß, braun, schwärzlich oder rostroth, oder mit großen Flecken dieser Farben bezeichnet. Der Schwanz gleicht dem einer Kuh.

Ursprünglich stammen diese Thiere aus dem mittleren Asien, von woher man sie nach Griechenland, nach Italien, Frankreich und Deutschland brachte. Sie vertragen nicht jedes Klima. Am zuträglichsten ist ihnen der heiße und gemäßigte Erdstrich, in nördlichen Gegenden gedeihen sie seltener, und erreichen nie die Vollkommenheiten, welche ihnen die wärmeren Gegenden angedeihen lassen. Es gibt größere und kleinere Rassen. Die arabischen, egyptischen, persischen, abyssinischen und barbarischen Esel sind fast eben so schön, flink und stark wie ein Pferd. In Europa sind die spanischen und portugiesischen die größten; die in nördlicheren Gegenden sind klein und unansehnlich.

Unsere so genannten Müllereſel werden wenig geachtet, und dieses ist der Grund, warum sie von ihren sonstigen Vollkommenheiten so weit abgewichen sind. Sie haben schlaffe Ohren, eine demüthige und traurige Stellung, einen langsamen und plumpen Gang. Ihre ganze Gestalt ist unansehnlich; sie sind faule und träge Thiere. In Italien und Spanien, wo man mehr auf ihre Zucht verwendet, reicht man ihnen nicht das Futter, welches von den übrigen Hausthieren verschmäht, und mit vielem Unrath bedeckt ist. Daher lohnen sie aber auch ihre Wartung mit ganz anderen Eigenschaften. Sie sind nicht so langsam und träge, ihr Haar ist nicht struppig, und sie haben ihr trauriges Ansehen beinahe ganz verloren. Ein mailändischer oder spanischer Esel kostet daher nicht selten mehrere 100 Reichsthaler.

Die vollkommensten unter allen sind die arabischen und orientalischen Esel. Sie sind stark und schnell, haben einen schönen Wuchs, und waren schon in grauer Vorzeit berühmte Thiere.

Die Fähigkeiten eines Esels sind weit vortrefflicher, als man gewöhnlich glaubt. Seine vortrefflichen Sinneswerkzeuge sind Geruch, Gehör und Gesicht. In der Jugend zeigen diese Thiere auch in unseren Gegenden viel Lebhaftigkeit. Im Alter aber werden sie mürrisch und verdrossen, weil die harte Arbeit, die elende Kost und die vielen Schläge sie mißtrauisch und traurig machen. Sie sind bei den tyrannischen Behandlungen ihrer Treiber unempfindlich, geduldig, und ertragen die Mißhandlungen ohne Murren, und hat er sich einmal daran gewöhnt, so ist keine Strenge möglich, ihn aus seiner Trägheit zu bringen. An seinen Wärter gewöhnt er sich bald, und erkennt ihn unter Hunderten. Er liebt die Reinlichkeit, geht ungern durch Koth und Wasser; doch scheut er selbst Feuer nicht, wenn Zärtlichkeit gegen seine Jungen ihn dazu auffordern.

Dieses Thier hat einen ungemein sicheren Tritt, und ist für gebirgige Gegenden besonders nutzbar. Mit den schwersten Lasten ersteigt er die steilsten Felsenwege, ohne zu straucheln, und geht unbeschlagen auf der glättesten Eisfläche, ohne zu gleiten. Er findet genau den Weg wieder, den er einmal gegangen ist, und geht nie irre.

Die Brunstzeit fällt in den Monat Mai und Juni. Man wählt einen guten und starken Hengstesel, der zwischen 3 und 10 Jahre alt. Während dieser ganzen Zeit schreit er unaufhörlich, und dauert so lange, bis man ihm die Paarung gestattet. Die Stute trägt 11 Monate und einige Tage, und wirft fast immer nur ein Füllen, welches sechs Monate saugt. Sieben Tage nach der Geburt wird sie oft schon wieder trächtig, und gibt das ganze Jahr durch Milch. Die Milch ist süßlich, hat wenig Käse und Fett, sehr nahrhaft und ein vorzügliches Mittel, abzehrenden Personen Nahrung zu geben.

Der Esel nimmt mit geringer Nahrung vorlieb. Er genießt das schlechteste Futter, mageres dürres Gras, Disteln und allerlei Gewächse. Im Trinken sind sie sehr delikat. Sie nehmen nie trübes Wasser, und wird ihnen solches verabreicht, so leiden sie lieber Durst. Eben so lieben sie auch äußerlich die Reinlichkeit. Wenn man einem alten Esel sein Fell lange nicht gereinigt hat, so pflegt er sich selbst auf dem Rücken zu wälzen, um dadurch gleichsam sein Verlangen nach Reinigung zu erkennen zu geben. Er verlangt auch einen reinen und trockenen Stall.

Der Nutzen des Esels ergibt sich zum Theile schon aus seiner Geschicklichkeit, in unwegsamen Gegenden sicher zu gehen. Auf seinem Kreuze trägt er weit schwerere Lasten als das Pferd, und nach Verhältniß seiner Größe kann er auch oft über drei bis fünf Zentner tragen. Eine ganze Herde kann von einem Knaben regiert, und an Ort und Stelle geführt werden; denn diese Thiere gehen still und behutsam ihren Weg fort, und entfernen sich nie von einander, sie sind auch nie unbändig. Zum Pflügen sind sie nicht gut zu gebrauchen, besonders im thonigen und festen Boden; im sandigen Boden ziehen sie jedoch auch den Pflug, und sind zu mancherlei Arbeiten geschickt, und ersparen bei kleineren Wirthschaften die bedeutende Auslage der Pferde. Er ist auch ein sicherer Wetterprophet. Ist er beim Austreiben munter, so bleibt das Wetter gut; hängt er aber den Kopf niedrig, und reibt sich an den Bäumen und Wänden, so wird es bald regnen oder Gewitter geben.

Seine Haut ist hart und unempfindlich, daher er die Schläge gut verträgt; sie gibt aber auch ein vortreffliches Leder.

Von Insecten wird der Esel selten geplagt, weil sein übel riechender Schweiß dieselben abzuhalten scheint, und durch seine harte und unempfindliche Haut ihre Stiche selten durchgehen.

Der Onager. (Equus onager.)

Uebertrifft an Größe den zahmen Esel, dessen wahrer Stammvater er ist. Hat einen schlanken Körperbau, und ist geschickter und schneller im Laufe. Das Haar an den Seiten ist graugelb, eben so am Kopfe und an den Hinterschenkeln. Am Halse hat er eine kurze dicke Mähne, und der einem Kuhschwanze ähnliche Schweif ist schwarz. Der Unterhals, die Brust, der Bauch und die Füße sind grauweiß. Von der Mähne bis zum Schwanz erstreckt sich ein schwarzer Streif, der ungefähr über den Schulterblättern ein Kreuz bildet, und zu beiden Seiten mit einem grauweißen Streifen eingefaßt ist; die Ohren sind weniger lang und schmäler als beim Hausesel.

Der wilde Esel lebt in den Wüsten der großen Tartarei in sehr großen Herden, welche den Sommer über in den waldlosen und gebirgigen Wüsten sich aufhalten, und im Herbste zu Hunderten ja zu Tausenden sich zusammenrotten, und südwärts gegen Indien und Persien einen bessern Winteraufenthalt suchen, so daß nach Versicherung vieler Augenzeugen von ihren Zügen in den Steppen die Spuren der vereinigten Herden zwei bis dreihundert Klafter breit auf den ebenen Flächen zu sehen sind. Schon in der Vorzeit war der wilde Esel in Arabien und Kleinasien einheimisch, und selbst in der heiligen Schrift wird oft seiner gedacht.

Die Araber und Perser fangen den wilden Esel lebendig. Sie machen Gruben, füllen diese bis auf eine gewisse Höhe mit Heu an, damit ihm der Fall nicht schade; oder man treibt sie durch Jagden zusammen, fängt die Füllen ein, und verkauft sie zur Zucht an die reicheren Bewohner. Aus dieser Zucht kommen die schönen, schnellen Reitesel, welcher man sich in Arabien, Persien und Egypten auf Reisen durch die Wüsten bedient, und welche sehr theuer bezahlt werden. Sie halten viel besser auf Reisen durch die Wüsten aus, als die Pferde, und haben einen anhaltenderen Schritt als das Kamehl. Einige Steppenvölker halten den Esel für eines der schnellsten Thiere, welches auch das schnellste Pferd nicht einzuhohlen vermag.

In der Lebensart gleicht dieses Thier dem zahmen Esel, und liebt ein warmes Klima; es kommt auch nicht so weit im Norden fort als das Pferd; doch findet man ihn noch in Schweden, aber doch nicht weiter als bis zum 60 Grad hinauf.

Das Fleisch wird von den Kirgisen für eine Leckerei gehalten, und die Kalmuken und benachbarten Russen stellen dem wilden Esel aus dieser Ursache nach. In China wird Eselfleisch auf allen Märkten verkauft, und die Einwohner dieses Landes sollen es dem Kapaun und Fasan vorziehen.

Aus der Haut macht man sehr schönes Pergament, und in der Türkei vortreffliche Degen- und Messerscheiden, Uhrgehäuse ꝛc. Das Haar wird zum Ausstopfen und zur Düngung im feuchten Boden gebraucht.

Das Maulthier. (Mulus.)

Gleicht an äußerer Gestalt der nahen Verwandtschaft wegen dem Esel und dem Pferde. Es gibt zwei Bastarde, welche aus der Vermischung des Pferdes mit dem Esel entspringen. Einer derselben entsteht durch Paarung des männlichen Esels mit dem weiblichen Pferde, und heißt Maulthier.

Um gute Maulthiere zu erhalten, wähle man einen großen, starken und gesunden Eselhengst, der etwa das fünfte Jahr erreicht hat. Die Pferdstute muß ebenfalls stark und jung seyn. Beide Thiere dürfen sich noch nicht mit ihrem eigenen Geschlechte gepaart haben, sonst begehen sie sich nicht mit einander.

Man blendet die Stute durch Verbindung der Augen, und gibt ihr eine bequeme Stellung. Aber nicht immer gelingt die Begattung, wenn man auch viele Mühe und Sorgfalt anwendet.

Die Stute trägt das Eselfüllen etwas länger als das vom Pferde. Wenn es zur Welt kommt, ist es gleich munter und frisch auf den Beinen. Es saugt 6 bis 7 Monate, und entwöhnt sich alsdann von selbst. Der Wachsthum geht bei diesen Thieren viel schneller vor sich, als beim Pferdefüllen; doch an Größe erreicht es nie das Pferd, wohl aber an höherem Alter. Es fallen unter den Maulthieren männliche und weibliche. Um erstere zur Folgsamkeit zu bringen, und ihrer Unbändigkeit Einhalt zu thun, werden sie verschnitten.

Tab. 160. Der Maulesel. (Hinus.)

Entspringt aus der Vermischung eines männlichen Pferdes mit einer Eselin. Auch hier muß das weibliche Thier getäuscht werden, wenn es das männliche zulassen soll.

Der Maulesel ist gewöhnlich größer und schöner als das Maulthier, und wird daher auch höher geschätzt. Die Vorzüglichsten fallen in Spanien und Italien, und man bezahlt ein treffliches Stück mit etlichen hundert Thalern.

In Hinsicht auf die Zähne, deren sie 36 haben, gleichen sie dem Esel, diese sind aber den Pferdezähnen an Gestalt gleich, und zeigen so wie diese das Alter derselben an. Diese Thiere sind weit wenigeren Krankheiten unterworfen als das Pferd, und können 20 bis 30 Jahre gebraucht werden.

Der Geschlechtstrieb ist bei ihnen heftig, auch sollen sie sich mit Pferden und Eseln fortpflanzen können. Aber daß ein Maulthier oder ein Maulesel mit seines Gleichen Junge erzeugt hätte, davon hat man höchst seltene Beispiele.

In der Wahl der Nahrungsmittel sind sie nicht eitel, und ihr Futter besteht in einer Mischung von Pferde- und Eselskost. Sie saufen nur klares Wasser, und verlangen Reinlichkeit und warme Stallungen.

T. 161. **Das Zebra.** (Equus Zebra.)

Die Größe dieses Thieres beträgt bis zur Schulterhöhe 3 Fuß 4 Zoll; Kreuzhöhe 4 Fuß, die Länge von der Spitze der Schnauze bis zum After 6 Fuß 11 Zoll. Kopf und Ohren sind im Verhältniß länger als beim Pferde; der Hals kürzer und dicker; der Schwanz endigt mit einem langen Haarbüschel; am Halse ist durch eine Hautverlängerung eine Art kurze Wampe gebildet. Das Haar ist kurz, und bildet nur am Halse eine kurze Mähne. Die Grundfarbe des Haares ist weißgelblich; die Schnauze braunschwarz; die Linien, welche über die Nase laufen, sind rostbraun, ebenso diejenigen am Mundwinkel; diese sind schmal; die andern Streifen des Kopfes hingegen sind quer bis an einen, welcher um die Augen ein Kreuz bildet; die Ohren sind unregelmäßig, an ihrer untern Hälfte weiß und schwarz gerändert, an der obern Hälfte schwarz, die Spitze weiß, ihr Inneres grauweißlich. Ueber den Hals laufen acht schwarze Bänder, zwei über die Schulter, welche an den Vorderschenkeln aus einander laufen, um den Schenkelbändern Platz zu machen; diese bilden um den Schenkel Querringe. Ueber den Körper laufen zwölf Bänder, von denen die drei oder vier letzteren sich ob den Querbändern der Hinterschenkel vereinigen. Die Bänder auf dem Kreuze verkürzen sich, und bilden einen verlängerten Triangel, von welchem die Bänder an der Schwanzwurzel die Fortsetzung sind; vier Bänder breiter als die andern bezeichnen sehr deutlich den Umfang der Gefäßmuskeln. Alle vier Beine sind mit unregelmäßigen Querbändern geziert. Der Bauch ist zwischen den Schenkeln weiß. Ein Drittheil des Schwanzes ist weiß, die langen Haare am Ende desselben sind ganz schwarz. Die Mähne, über welche ebenfalls die Bänder laufen, ist weiß und schwarz gestreift.

Es werden Bastarde vom weiblichen Zebra und einem Eselhengste erzeugt. Diese sind, wenn der Esel grau war, mit schwarzen, sehr deutlichen Querbändern an der äußern Seite der Hinterschenkel, und andern schmalen undeutlichen am Kopfe und an den Seiten bezeichnet. Ueber die Schulter lauft, wie beim Esel, ein schwarzer Querstreif über den Längsstreif des Rückens.

Man findet das Zebra in einem großen Theil von Afrika, und in Abessynien lebt es in großen Herden.

Die Sinneswerkzeuge des Gesichts und Gehörs sind bei diesem Thiere sehr gut. Ihr Gang ist sicher, und ihr Lauf ungemein schnell. Die Herden der Zebras findet man fast immer in der Nähe der Straußherden; es scheint, ihr Instinkt treibt sie, sich zusammen zu halten, um desto sicherer zu seyn. Lauft die eine Art dieser Thiere davon, so lauft auch die andere, und es muß ein eigener Anblick seyn, eine große Straußenherde mit einer Herde Zebra laufen zu sehen. Pferde holen sie nicht ein, wenn sie nicht eine Sehne von dem Bogen abschneiden können, welchen diese Thiere meistens in ihrem Laufe beschreiben.

Ihre Nahrung besteht in den trockenen, dürren Kräutern, welche die Gegend ihres Aufenthaltes hervorbringt. Ihr Charakter ist mißtrauisch, wild und unbändig. Sie vertheidigen sich, wie die Pferde, durch Schlagen und Beißen, und selbst, wenn sie jung eingefangen werden, sind sie sehr schwer zu bändigen, und ihre Bezähmung erfordert viel Fleiß und Geduld. Doch ist es schon mehrmal den menschlichen Bemühungen gelungen, ein Zebra so abzurichten, um es zum Reiten gebrauchen zu können.

Barrow sah in Zellenham am Kap ein Paar Zebra's, welche so lange sie jung waren und ordentlich gewartet wurden, sich zahm zeigten, und sanft und gelehrig waren; allein durch späteres Plagen und durch erhaltene Schläge wurden sie außerordentlich böse und falsch. Ein englischer Dragoner bestand darauf, auf dem Weibchen reiten zu wollen; er setzte sich auf dasselbe, allein es schlug hinten aus, legte sich nieder und blieb liegen. Der Dragoner blieb aber sitzen; da wurde es wild, sprang mit ihm von einem hohen Flußufer hinunter in den Fluß, und warf ihn ins Wasser. Er hielt sich am Zügel fest, das Thier zog ihn zwar heraus, wendete sich dann aber ruhig gegen den Dragoner, und biß ihm ein Ohr ab.

Die Schönheit, Schnelligkeit und der sichere Schritt dieser Thiere würde wohl die Mühe lohnen, sie zum Gespanne abzurichten; allein die Wildheit, welche dem Zebra selbst durch Hunger, Durst und alle sonstigen Zwangsmittel nicht zu nehmen ist, macht es gänzlich unmöglich.

Man hat zwar viele Versuche gemacht, eine fruchtbare Begattung zwischen dem Zebra mit Pferd und Esel hervorzubringen, welche ihrer nahen Verwandtschaft wegen leicht möglich wäre; allein nur höchst selten zeigt die äußerst mühevolle Behandlung dieser Art einen belohnenden Erfolg.

Lord Clive brachte sie nur dadurch zwischen Esel und Zebra zu Stande, daß er den Esel Zebra artig bemalen ließ; welches wohl ein sonderbares Ansehen gemacht haben mag. Sie gelang aber in neueren Zeiten mehrmal ohne diese Kunstmalerei. Die Zebrastute trägt ein Jahr; aber die erhaltenen Jungen sind unfruchtbar, wie die Maulthiere.

Die Löwen und Hyänen stellen dem Zebra häufig nach, allein es vertheidiget sich mit seinen Füßen, und befreiet sich oft aus den Klauen der Würger, wenn es nicht von denselben im Sprunge erhascht wird.

Das Bergzebra. (Equus montanus.)

An Gestalt gleicht es dem Quagga. Der Körper ist an allen obern Theilen des Körpers isabellfarbig, an allen untern weiß. Die oberen Theile bis auf die Schenkel sind mit braunen oder schwarzen Querbändern bedeckt, welche dem Thiere ein schönes Ansehen geben. Die Ohren sind äußerlich weiß, an der Spitze schwarz. Die Schnauze ist ganz schwarz. An den Nasenlöchern entstehen 14 schwarze Binden, sieben gehen nach außen, und vereinigen sich auf der Nase mit gleicher Zahl, welche vom Schenkel herkommen, und so in einander stehende Rauten bilden; die andern laufen schief über die Backen, und vereinigen sich fast im rechten Winkel mit sieben oder acht Bändern, welche von den Kinnladen herkommen; eines derselben theilt sich, und schließt die Augen. Am Halse stehen abermals schwarze Bänder, und zwischen diesen laufen schmälere braune. Die Binden laufen über die nur kurze und steife Mähne weg, so daß auch diese weiß und schwarz, an ihrem Ursprung an der Stirne aber ganz schwarz ist. Die unterste Halsbinde theilt sich an ihrem untern Theil, und bildet eine gebrochene Ecke, welche drei oder vier andere Streifen umgeben; die zwei oder drei folgenden sind wie diese buchtig, sie laufen aber quer; die letzten vier oder fünf entstehen auf dem Kreuz, laufen schief, und endigen sich an den Seiten des Bauches; zwischen ihnen aber laufen noch schmälere, hellere, und eben so findet sich mitten der ganzen Länge des Bauches nach ein schwarzer Streifen von der Brust bis zum After. Der Schweif ist ganz weiß, welcher bis auf das langhaarige Ende nur kurz behaart ist.

Die Haare, welche den Körper bedecken, sind kurz, und um die Mähne verlängert.

Der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen ist unbedeutend, nur hat das Männchen zwei Bänder mehr auf den Schenkeln, und die braunen Zwischenränder sind weniger kennbar.

Die Länge von der Schnauze bis zum Schwanz ist 4 Fuß 8 Zoll; die Höhe 3 Fuß 4 Zoll; der Schwanz 15 Zoll. Der Kopf ist nicht so groß als beim Zebra. Ein besonderes Unterschiedsmerkmal ist die Vertheilung der Streifen.

Ihre Nahrung besteht ebenfalls in trockenen Kräutern. Bei vieler Sorgfalt könnte es jedoch eher als das Zebra zu einem Hausthiere gemacht werden. Es kennt seinen Wärter und läßt sich von ihm liebkosen. Es lebt in den Gebirgen des südlichen Afrika's. Es ist flüchtig und scheu, und soll nie auf die Ebenen kommen.

Das Quagga. (Equus Quagga).

Es ist größer und stärker als das Zebra, hat einen kürzeren Kopf und kürzere Ohren als das Zebra, und nicht so viele Streifen auf dem Felle. Am Kopfe, am Halse, an dem oberen Theile des Leibes und an den Schenkeln ist das Haar hellbraun; das hellbraune wird blasser und grauröthlich auf der Mitte der Schenkel, der untere Theil des Körpers, der Bauch, die Beine und das Ende des Schweifes ist schön weiß; die Mähne schwarz, die Ohren hellroth und die Stirn weißlicht. Ueber die Stirne, Schläfe und Nase laufen schmale, engstehende Bänder; ähnliche, aber weit aus einander stehende Querbänder laufen über die Backen, und bilden zwischen Aug und Mund Dreiecke. Der Kreis um den Mund ist ganz braun, Oberlippenwand graulich. Ueber den Hals laufen zehn hellgraue Bänder, über die Schulter vier graue, immer kürzer werdende Bänder. Die Rückenlinie ist braunschwarz, und ihr zur Seite lauft eine schmale, grauröthliche parallel bis zum Schwanze. Die Stute hat dieselbe Zeichnung; nur ist ihre Farbe weniger lebhaft. Hierin also gleicht dieses Thier dem Zebra; doch scheinen Alter und Geschlecht einige Verschiedenheit hervorzubringen; daher findet man auch verschieden gezeichnete Quagga's.

Die Schulterhöhe beträgt 3 Fuß 9 Zoll, die Kreuzhöhe 4 Fuß. Das Vaterland des Quagga ist Afrika, besonders in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung. Es ist so wild wie das Zebra, und lebt in Herden von hundert und noch mehr Stücken, aber immer vom Zebra getrennt, jedoch in der Nähe der Straußenherden. Am Kap fangen ihn die Kolonisten ein, bändigen ihn, und nicht selten sieht man ihn vor einen Wagen gespannt.

Sparrmann sah einen Quagga, welcher nebst mehreren Pferden zum Ziehen gebraucht wurde. Er glaubt, daß dieses Thier auch zum Reiten abgerichtet werden könne. Zu Swellendam fand man einen Quagga, der als Füllen gefangen und auferzogen war; dieser schien nicht im geringsten wild; er kam von selbst zu den Menschen, und ließ sich von ihnen liebkosen.

Der Oberste Gordon, der im Lande der Hottentotten reiset, stieß einmal auf eine Menge dieser Thiere. Er ritt mit seinem Pferde unter sie, sie zerstreuten sich, und ein Füllen blieb zurück, welches, als es sich von seiner Gesellschaft verlassen sah, dem Pferde Gordon's nachlief.

Dieses Thier ist eben so schnell, stark, muthig und im wilden Zustande so tückisch und bissig als das Zebra.

Jenes, welches man in Paris zeigte, war aber sehr wild. Es ließ sich zwar streicheln; allein oft wurde es sehr unwillig, fing an zu schlagen, fiel auf die Knie, und biß in alles, was es erfassen konnte, mit großer Wuth. Sein Geschrei war Oo! Oo! wohl zwanzigmal wiederholt, besonders wenn es Pferde sah. Seinen Namen soll es auch von seinem Geschrei erhalten haben, welches im wilden Zustande fast wie Qua! Qua! klingt.

Als Nahrung scheint diesem Thiere die Natur nur dürre und trockene Kräuter, welche die trockenen Gegenden Afrikas hervorbringen, angewiesen zu haben; daher frißt es nur frische in gezähmtem Zustande.

Als Vertheidigungsmittel hat das Quagga Füße und Zähne, und weiß selbst den Löwen und Hyänen großen Schaden zuzufügen, daher selbe es auch selten angreifen.

Das Fleisch von diesem Thiere wird von den Hottentotten sehr geliebt Den Kolonisten scheint es nicht zu behagen, weil es ihnen unschmackhaft und wenig nährend vorkommt.

Der Halbesel oder Dschiggetai. (Equus hemionius.)

Ist ein Mittelgeschöpf von Pferd und Esel; aber allerdings eine besondere Gattung und kein Maulthier. Die Hauptfarbe ist isabell. Vorderhals, Bauch, Inneres der Schenkel und Hinterbacken weißlich. Die kurze straubige Mähne, Rückenbeine und Schwanz sind schwärzlich. Die Nasengegend schwärzlich, dann die nächst anstoßende Gegend weißlich; der übrige Theil röthlich gelb. Der Kopf scheint etwas schwerfällig, der Hals dünn und lang, die Ohren groß und lang; daher auch der Name Langohr; die Brust breit; der Rücken ist gerade und eckig; der Schweif gleicht dem Kuhschwanze; die Hufe sind klein und fast so wie beim Esel; die Haare im Winter sehr lang bis zu 6 Zoll, im Sommer kurz. Dem Ansehen nach gleicht es dem Maulthiere; der Schwanz endigt sich unterm großen Haarbüschel.

Die Schulterhöhe beträgt 3 Fuß 9 Zoll; Kreuzhöhe 4 Fuß 3 Zoll. Im Laufe trägt der Dschiggetai den Kopf sehr hoch, und steckt die Nase ganz in die Luft. Er übertrifft an Schnelligkeit alle Vorstellung, und keinem Pferde ist es jemals gelungen, dieses Thier einzuholen. Es ist daher unmöglich, ein Thier lebendig zu erjagen. Man kann es also nicht anders erhaschen, als ihm im Hinterhalte versteckt beizukommen, und hier hält es schwer, unbemerkt zu bleiben.

Sie leben in zahlreichen Herden an den weiten und öden Steppen von Daurien und der Mongolei zwischen den Flüssen Onon und Argun, in der Wüste Gobibis an den Grenzen von Thibet und Indien, welche immer umher ziehen. Diese Herden bestehen aus einem alten Hengste und fünf bis zwanzig Stuten und Füllen; oft sieht man aber nur fünf bis sechs beisammen.

Die jungen aus der Herde vertriebenen Hengste folgen derselben so lange nach, bis sie einige junge Stuten an sich gezogen haben, und selbst eine Familie bilden können. Diese Thiere haben einen ausnehmend feinen Geruch, und wittern ihren Feind, wenn er nicht unter dem Winde steht. Auch Gehör und Gesicht sind vortrefflich. Die Hengste beißen und schlagen sich gegenseitig, besonders zur Brunstzeit. Ein Hengst geht immer der Herde voraus, und sieht sich um. Die Mongolen lauern ihnen bei Bächen, Pfützen und Salzlacken auf, besonders bei regnigtem und stürmischem Wetter, wo ihre Sinne weniger scharf sind. Die Hengste sind sehr eifersüchtig, halten ihre Stuten immer beisammen, und treiben die jungen Hengste, welche sich zu fühlen anfangen, aus der Herde. Wenn sie etwas Ungewöhnliches von Ferne sehen oder wittern, so sprengt der Hengst voraus, und sucht sich dem Gegenstande durch Umschweife zu nähern, und kommt dem auf der Erde liegenden und lauernden Jäger hierbei oft so nahe, daß er erschossen wird, wo dann die Herde sich

zerstreut, und so leichter geschossen oder gefangen werden kann. Merkt aber der Hengst die Gefahr, so sprengt er zurück, und treibt die Herde zur schnellsten Flucht.

Die mit guten, trockenen und nahrhaften Kräutern bewachsene Gegend suchen sie am häufigsten. Trinken sollen sie nur wenig, und kommen sehr selten zum Wasser, welches aber auch in jenen Gegenden oft nur in großen Entfernungen gefunden wird.

Die Dschiggetai's zu zähmen und abzurichten, ist troß den vielen Bemühungen, welche sich die Mongolen, die treffliche und gleichsam geborne Reiter sind, gegeben haben, noch nie gelungen. Selbst wenn ein Füllen noch so jung gefangen wird, kann man ihm seine Wildheit nicht benehmen.

Pallas erzählt ein Beispiel von einem Kosacken, welcher ein Füllen mehrere Jahre lang erzog und fütterte. Es blieb wild, und tödtete sich selbst durch gewaltsame Sprünge. Die Brunstzeit fällt in die Mitte des Monats August, und die Stute wirft im Frühjahre ein Füllen, welches bis zum dritten Jahre bei der Herde bleibt.

Die Tungusen und Mongolen halten das Fleisch dieser Thiere für den besten Braten, und aus ihren Fellen verfertigen sie Stiefel. Aus dieser Ursache stellen sie dem Halbesel auch häufig nach.

Neunte Ordnung der Säugethiere.

Wiederkauende Säugethiere. (Ruminantia Pecora.)

Bei den wiederkauenden Thieren kommt außer der ganz eigenen Einrichtung des Gebisses, indem ihre Backenzähne, deren es immer sechs auf jeder Seite hat, mit Querfurchen ausgeschnitten, und an der äußern und innern Seite wellenförmig erhöht sind, noch ein vierfacher Magen hinzu, dessen innerer Bau und Mechanismus überaus merkwürdig ist. Das zum ersten Male geschluckte halbrohe Futter gelangt in den ersten großen Magen, den Pansen, Wanst (rumen); von da wird eine Abtheilung dieses Futters vermittelst des zweiten Magens, der Haube, Mütze, (reticula) wieder in den Mund hinauf getrieben, allsdort wieder gekaut, und gleich aus dem Schlund in den dritten Magen, den Psalter- oder Blättermagen (omasus) geleitet, und endlich dem vierten Magen, Lab, Rute, Lottmagen (abomasus) zur völligen Verdauung übergeben.

An den Füßen befinden sich immer zwei Zehen, welche mit einer Hornscheide bedeckt sind. Diese Hornscheiden liegen an einander, und sind, wo sie an einanderstehen, platt, und gleichen einem zerschnittenen Hufe; diese Thiere werden daher auch Thiere mit gespaltenem Hufe genannt. Hinter diesen Hufen stehen zuweilen zwei kleine Spornen oder Afterhufe, welche aber den Boden nicht berühren. Der Mittelfuß wird nur aus zwei langen Knochen gebildet, welche miteinander verwachsen nur einen darstellen, welcher die Röhre genannt wird.

Diese Thiere sind die einzigen, welche den Menschen am nützlichsten und wichtigsten sind; und schon seit den ältesten Zeiten sind sie als Hausthiere aufgenommen worden. Das Fleisch ist von allen eßbar, und ist für den Menschen das vorzüglichste und nahrhafteste. Einigen Völkern ist nur dieses zu essen erlaubt. Viele bilden sie zu Last- und Zugthieren, andern nützen sie überdieß durch Balg, Milch, Fleisch, Leder und Hörner, und sie sind auch nur die einzigen Thiere, welche wahre Hörner tragen, aus welchen so viele Kunstsachen verfertiget werden; jedoch fehlen die Hörner bei vielen Arten den weiblichen Thieren, und bei dem Kamehl und Bisamthier fehlen sie beiden Geschlechtern.

Sie sind über den ganzen Erdball zerstreut, und fehlen nur wenigen Inseln ursprünglich, und in Neuholland war keine einzige Art von diesen Thieren anzutreffen.

1. Gattung.

T. 162. Das Kamehl. (Camelus.)

Unter dieser Benennung werden zwei verschiedene Thierarten verstanden, wovon die eine zwei Buckel hat, Trampelthier (Camelus bactrianus), die andere mit einem Buckel, Dromedar (Camelus dromedarius) heißt. Beide gehören zu Einer Gattung, denn sie paaren sich mit einander, und zeugen fruchtbare Junge.

Sie haben $\frac{2}{6}$ Vorderzähne, die obern gleichen indessen eher den Eckzähnen, und sind wohl als solche zu betrachten. Backenzähne haben sie $\frac{5-5}{5-5}$, in allen also 36 Zähne. Der Kopf ist lang, die Nase gebogen; die Oberlippen stark gespalten, und jeder Lappen kann sich einzeln bewegen. Die Augen sind groß und vorspringend; die Ohren klein; der Hals lang und gekrümmt. Die Beine sehr lang und dünn, die Füße nicht ganz ge-

spalten, sondern fast bis zur Spitze durch eine bindende Sohle vereinigt, und die Zehen endigen zwei kurze Hornscheiden.

Auf dem Rücken befindet sich ein oder zwei Fetthöcker. An der Brust und den Vorderschenkeln stehen starke Schwielen. Der Schwanz ist mittelmäßig.

Der Charakter dieser Thiere ist sanft und gelehrig. Das Aeußere des Thieres scheint Trägheit zu verrathen, welches jedoch diesem am wenigsten eigen ist. Ihre Nahrung besteht aus trockenen, harten und stacheligen Kräutern, deren sie nur wenig bedürfen. Sie trinken eine große Menge Wasser, welches in einem zelligen Nebenmagen sich sammelt, und ihnen eine Zeitlang das Trinken entbehrlich macht. Das Weibchen wirft nur ein Junges, welches mit den Brust- und Beinschwielen geboren wird.

Das ursprüngliche Vaterland des Kamehls scheint Arabien zu seyn, von wo aus es sich in dem ganzen Orient und in dem nördlichen und mittleren Afrika verbreitet hat. Als eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Hausthiere werden sie in erstaunlicher Menge erzogen; wild findet man sie selten mehr.

T. 162. **Das Kamehl mit zwei Höckern.** (Camelus bactrianus.)

Seine Höhe beträgt sechs bis sieben Fuß; die Länge zehn Fuß. Es hat zwei Fetthöcker, wovon der eine auf dem Wiederrüst, der andere auf dem hintern Theile des Rückens sitzt. Der Kopf ist klein, der lange Hals gebogen, das Kreuz mager; die Beine hoch. Die Nasenlöcher aufgeworfen und spaltförmig, die Schnauze dünn; die obere Lippe tief gespalten. Die Höcker auf dem Rücken scheinen sie am meisten zu verunstalten. Diese bestehen aus einer drüsigten Substanz, derjenigen ähnlich, worin die Milch der weiblichen Thiere enthalten ist. Sie bilden gleichsam einen Sattel. Das Haar ist wollig, sehr dicht; es besteht aus weicher Wolle, mit einzeln gröberen längeren Haaren vermischt. Die Farbe im Allgemeinen ist braun, an der Nase und Lippe graulich; an den Seiten des Halses rostbraun; der Schwanz an der Spitze schwarz. Der ganze Körperbau und die Eigenschaften, welche dieses Thier auszeichnen, scheinen es zum Dienste des Menschen geschaffen zu haben. Und die vorzüglichsten von ihnen, welche besonders zum Transport der Kaufmannswaren gebraucht werden, kommen aus Turkestan oder der alten Landschaft Bactriana, aus Thibet, aus der Tartarei und aus Persien. Man hat Versuche gemacht, diese Thiere auch in die Antillen und auf das feste Land von Amerika einzuführen; allein es ist nicht gelungen, sie dort zu erhalten. Dagegen gedeihen sie in Toskana sehr gut, und vermehren sich ungemein.

Die innere Einrichtung des Kamehles ist zwar wie bei den übrigen wiederkauenden Thieren; jedoch haben sie nebst ihrem vierfachen Magen ein eigenes Behältniß zur Aufbewahrung des Wassers. Wird nun ein Kamehl getränkt, so füllt es diesen Sack, der eine ungeheure Menge Wasser fassen kann, auf einmal an, und nachher läßt es von Zeit zu Zeit eine Portion davon, so wie es das Bedürfniß fordert, durch Zusammenziehung gewisser Muskeln in den Magen oder selbst in den Schlund hinaufsteigen, um seinen Durst zu löschen. Mit dem Wasser in dem Behältnisse mischen sich auch keine anderen Säfte; es verliert nichts von seinem klaren Ansehen, und nimmt wenig Nebengeschmack an. Reisende, welche oft auf den langen Reisen durch wasserlose Wüsten an Wasser Mangel leiden, nehmen ihre Zuflucht zu dem Vorrathe des Wassers, welches das Kamehl in dem Sacke aufbewahrt hat. Auf einer Reise, wo die Kamehle schon zehn Tage kein Wasser hatten bekommen können, fand man einst in einem, welches aus Noth geschlachtet wurde, doch noch drei Maß trinkbares Wasser. Zu einer besondern Eigenschaft dieser Thiere gehört noch, daß sie oft eine Stunde weit eine Quelle wittern; sie eilen darauf zu, verdoppeln dann ihre Schritte, und gehen gerade darauf los, welches auch die Treiber geschehen lassen, wenn sie gleich dadurch von dem Wege ihrer Bestimmung abweichen.

In einem großen Theil des Orients, in der Türkei und in Persien werden die Kamehle zum Lasttragen und zum Reiten gebraucht; nur äußerst selten spannt man sie vor den Wagen. Der Araber durchstreift mit seinem Kamehle in einem Tage einen Strich Landes von 30 bis 40 Stunden. Von den Morgenländern wird dieses Thier mit einem Namen bezeichnet, den es auch wirklich verdient; sie heißen es Landschiff, weil es auf dem Lande eben die Dienste im Kleinen thut, wie das Schiff im Großen auf dem Wasser. Ihre große Nüchternheit und ihre geringen Bedürfnisse machen sie zu dem unentbehrlichsten und nützlichsten Thiere zur Reise; denn eben so unmöglich wäre es, die großen öden Sandmeere, aus welchen die Wüsten bestehen, ohne Kamehle durchreisen zu können, als die unermeßlichen Flächen des Meeres ohne Schiffe zu befahren. Soll dieses Thier beladen werden, so legt es sich auf den Zuruf des Führers nieder, und bleibt so lange in dieser Lage, bis man ihm befiehlt, wieder aufzustehen. Hat man ihm zu viel aufgeladen, so steht es entweder gar nicht auf, oder es geht nicht von der Stelle; eben so wenig läßt es sich durch Gewalt nöthigen, mehrere Tagreisen zu machen, als es gewohnt ist. Bei wenigen trockenen Blättern, einigen stachlichten und dürren Kräutern stillen sie ihren Hunger, und können eine Last von 12 bis 1500 Pfund tragen, durcheilen damit die glühenden Sandwüsten, und bedürfen bei der strengsten Hitze nur alle zehn bis zwölf Tage Wasser. Abends nimmt man ihnen die Last ab, und laßt sie frei

umhergehen, um Futter zu suchen. Nachdem sie kaum zwei Stunden geweidet haben, begeben sie sich zur Ruhe, welche ihnen höchstens 5 bis 6 Stunden gegönnet ist, und dann wandern sie mit ihrer Last weiter. Eine solche Reise dauert oft viele hundert Meilen, ohne auch nur einen einzigen Tag inzwischen auszuruhen. Durch Schläge lassen sie sich, wie schon gesagt, zur ungewöhnlichen Anstrengung nicht zwingen; das, wodurch sie noch am meisten aufgemuntert werden, ist der Ton der sanften Flöte, und die Araber gewöhnen sie dadurch von Jugend auf an taktmäßiges Marschiren.

Aber alle eben erwähnten Eigenschaften sind nur jenen Kamehlen eigen, welche von der frühesten Jugend an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt werden. Auch werden sie zuweilen launig, böse, unregierbar, beißen und schlagen auf eine furchtbare Art, so daß oft wirklich durch sie Menschen getödtet werden. Angethane Beleidigungen vergessen sie nicht leicht, und suchen sich lange nachher an ihren Beleidigern furchtbar zu rächen. Jedoch betreffen die schlimmen Eigenschaften meist nur die Männchen, welche zur Zeit der Brunst wirklich unlenkbar und gefährlich werden, da die langen Eckzähne ihren Biß sehr furchtbar machen.

Die vielen Dienste, welche es den Bewohnern des Orients leistet, machen es diesen so werth, daß sie es als ein Geschenk des Himmels, und als ein heiliges Thier ansehen. Sie machen auch den Hauptreichthum der Araber aus, die sich ihrer zum Reiten und Lasttragen bedienen. Die Reisen durch die Wüsten werden in zahlreichen Gesellschaften, welche man Karavanen nennt, gemacht, bei welchen sich oft viele tausend Kamehle befinden.

Dem Araber der Wüste gewährt ihre Milch fast die alleinige Nahrung, bei welcher diese nüchternen Menschen oft ein sehr hohes Alter erreichen. Die Milch ist zwar stark, aber nahrhaft und wohlschmeckend; sie wird selten allein getrunken, sondern immer mit einem Drittheile Wasser gemischt.

Das Fleisch, besonders das der Weibchen und jüngeren Thiere ist vortrefflich. Der Buckel gilt für eine Leckerei; einige vergleichen den Geschmack desselben mit einem fetten Kuheuter. Aus der Haut der Kamehle wird ein schönes Leder gegärbt, und aus der Wolle spinnt man Garn, und verarbeitet sie zu vielen Zeugen. Aus dem Urin bereitet man Salmiak. Der Kamehlmist gibt ein sehr gutes Brennmaterial, wenn er getrocknet ist.

Die ganze Gattung scheint von den frühesten Zeiten schon gezähmt und von den Menschen benützt worden zu seyn. Wilde Kamehle werden fast nirgends angetroffen; zwar streifen solche in der großen Tartarei und Thibet nach Pallas Bericht herum, und sind von besonderer Größe und Stärke; aber es ist höchst wahrscheinlich, daß es nur verwilderte Thiere sind.

Die Brunstzeit dauert fast vier Monate; während dieser Zeit frißt das Männchen beinahe gar nichts, daher magert es ab, und verliert seine Höcker, und zwar so, daß nur eine Hautfalte übrig bleibt. Die Drüsen hinter dem Kopfe sondern jene Schmiere in großer Menge ab, und diese verbreitet einen unangenehmen Geruch. Das Weibchen trägt ein ganzes Jahr, und wirft dann ein Junges, welches es beinahe zwei Jahre säugt.

Die Männchen werden während der langen Brunstzeit, wie schon gesagt, fast unlenksam; deßwegen werden die meisten verschnitten, und man läßt nur so viele ganz, als zur Fortpflanzung nöthig sind.

Nach der Brunstzeit tritt die Mauser ein, welche so schnell erfolgt, daß fast alles Haar auf einmal ausfällt; und die Haut ganz nackt wird; nach zwei Monaten ist jedoch das Haar wieder gewachsen.

Der gewöhnliche Gang der Kamehle ist ein weites Traben, wobei sie den Kopf ganz in die Höhe halten, und den Schweif steif und wagrecht emporgehoben tragen. Gewöhnlich treibt sie der Araber durch eine Art von Gesang an, und selbst durch die schnellsten Pferde sind sie nicht einzuholen. Der ganze Bau des Kamehles ist nur für die Ebenen geschaffen; in gebirgigen Gegenden taugen sie nichts. Diese Thiere werden selten krank, und können bis ins vierzigste Jahr benützt werden.

T. 163. **Das Dromedar.** (Camelus Dromedarius.)

Es unterscheidet sich von dem Trampelthier, daß es nur einen Höcker auf dem Rücken, und zwar in der Mitte desselben, eine dünne Schnautze, einen weniger hohen Scheitel und einen verhältnißmäßig kürzeren Hals hat. Auch verliert sich der Höcker nicht wie beim Kamehl. Das mittelmäßig lange Haar ist fein, wollig, und auf dem Höcker, an der Wanne und oben an den Schenkeln häufiger als an den übrigen Theilen des Körpers. Die meist graue, fast weiße Farbe wird im Alter grauröthlich, manches Mal weißbraun oder schwarz.

Die Höhe des Dromedars beträgt bis an den Wiederrüst 4 Fuß 8 Zoll; die Länge von der Schnautze bis zum After 7 Fuß 6 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß $4\frac{1}{2}$ Zoll.

Der Aufenthalt des Dromedars ist Arabien und ganz Nordafrika, von Egypten bis nach Mauritanien, Abyssinien, Persien, Indien und die südliche Tartarei.

Für diese Thiere paßt der Name: „Schiff der Wüste“ noch mehr, als für das zweihöckerige Kamehl; denn sie sind es, welche die dürren, afrikanischen Sandwüsten, welche von allen Pflanzen entblößt sind, und wo der Wassermangel überaus groß ist, mit ihren Lasten durchziehen, an Stärke und Geschwindigkeit die Kamehle übertreffen, und auf den langen Reisen, wo es ihnen an frischem Futter mangelt, mit etwas Gerste, Bohnen oder Datteln, oder mit Kugeln von Weizenmehl, welche ihnen als Futter gegeben werden, zufrieden sind.

Ihrer Größe und Stärke nach gibt es mehrere Varietäten, welche entweder zum Lasttragen oder Reiten abgerichtet werden.

Diese Thiere lieben den Gesang und die Musik, welche auch die sichersten Mittel sind, sie schnell zu machen.

Jede Verwundung des Höckers muß sorgfältig vermieden werden, weil diese Wunden bei der brennenden Hitze leicht bösartige und gefährliche Krankheiten nach sich ziehen.

Das Männchen wird so wie das Kamehlmännchen in der Brunstzeit wild und unlenkbar, beißt und schlägt fürchterlich um sich; um aber dieses zu verhüthen, werden die meisten verschnitten, weil sie zum Tragen und Reiten brauchbarer werden.

Die Brunstzeit fällt in den Monat Mai. Die Tragezeit ist ein Jahr, und das Saugen der Jungen währet eben so lange. Das Weibchen wirft immer nur ein Junges, welches erst im fünften oder sechsten Jahre ganz erwachsen ist, und oft über fünfzig Jahre alt wird.

Den Dromedaren, welche zum Reiten gebraucht werden, legt man einen Sattel auf, welcher in der Mitte hohl, und an den beiden Bogen ein Stück rundes, wagrecht gestelltes Holz hat, welches man bei dem Reiten mit der Hand anfaßt, um sich daran fest halten zu können. Und die Reisegeräthe sind nichts als lange Beutel, in welche man Lebensmittel für Menschen und Kamehle packt, ein Schlauch mit Wasser für den Reisenden, und ein lederner Gurt in der Hand, um das Thier zu peitschen. Diese Art zu reisen ist für denjenigen, welcher es nicht gewohnt ist, sehr beschwerlich und ermüdend. Die Lenden werden durch die starken und schnellen Erschütterungen wie zerbrochen; die Hände schwellen auf und schmerzen, und die Schnelligkeit des Laufes hemmt fast den Athem.

Aus einer Erzählung von Samini soll ein Beduinen-Araber die Reise von Kairo in Egypten bis Mekka, welcher Weg 200 deutsche Meilen beträgt, auf einem Dromedar in fünf Tagen zurückgelegt haben.

Das Wasser in den Magenzellen bleibt darin 12 bis 14 Tage frisch und unverdorben, und Bruce sah im Magen eines Dromedars, welches nach 14 Tagen geschlachtet wurde, vier Maß Wasser, welches einen guten Geschmack hatte und gar nicht übel roch.

Das Fleisch dieser Thiere wird von den Arabern sehr geliebt. Aus der Milch, welche sehr nahrhaft ist, bereiten sie Butter und Käse.

2. Gattung.

Das Schafkamehl. (Auchenia.)

Die Zähne sind vollkommen wie beim Kamehl gebildet. Es hat z Vorderzähne, $\frac{1-1}{0-0}$ Eckzähne, und Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$. Die Augen sind groß und spitzig. An den Füßen hat es zwei Zehen, an welchen die Nägel klein und krumm sind; an der Ferse eine Schwiele, welche den Boden berührt. Der Schwanz ist kurz.

T. 164. Das Lama. (Auchenia Lama.)

Das Lama hat nicht das dumme und träge Ansehen des Kamehls; es ist munter, und hat einen lebhaften Blick. Der Kopf ist nicht so schwer wie beim Kamehle, und ihr Gang ist viel lebhafter.

Es hat einen langen Kopf; die Nase leicht gewölbt, und bildet mit der Stirne eine Linie; die obere Lippe steht über die Nase vor, und ist tief gespalten. Die Augen rund und vorspringend, die Ohren beweglich, oft zurückgelegt, wenig spitzig und halb so lang als der Kopf; der Hals dünn und wenig gebogen, der Rücken gerade. Die Haare, welche den Kopf, die Beine und den untern Theil des Halses bedecken, sind kürzer als am Rücken. Die Farbe ist veränderlich und besonders bei den gezähmten; im Allgemeinen jedoch kastanienbraun; auf dem Kopfe und an den Schenkeln weiß, entweder in großen oder kleinen Flecken.

Die Länge dieses Thieres beträgt von der Schnautze bis zum After 4 Fuß 7 Zoll, des Schwanzes 9 Zoll; Kreuzhöhe 2 Fuß 7 Zoll; Wiederrüst 2 Fuß 5 Zoll.

Die Lama's leben in Herden von zwei bis dreihundert Stücken in den Gebirgen von Peru wild. Gegen die Kälte dieser hohen Gegenden sind sie durch ihr dichtes Haar hinlänglich geschützt. Auf der Weide stellen sie Wachen aus, und sobald eines nur die mindeste Gefahr zu merken glaubt, so warnt es die übrigen durch ein lautes Blöcken; alle ergreifen dann die Flucht, und laufen so lange, bis sie glauben, außer Gefahr zu seyn; dann stehen sie still, und sehen den Feind neugierig an. Ihr Lauf ist so schnell, daß ein Hund sie nicht einzuholen vermag. In Südamerika wurden diese Thiere seit sehr langer Zeit gezähmt. Man braucht sie zum Lasttragen, und sie können eine Last von etwa 100 Pfund tragen. Sein Gang ist dabei langsam und gesetzt, und keine Mittel ändern ihren Gang. Diese Thiere muß man mit vieler Güte behandeln, denn sonst werden sie störisch, legen sich nieder, und lassen sich eher todt schlagen, bevor sie weiter gingen. Durch Liebkosungen und gute Behandlung gehen sie mit ihrer Last über die steilsten Klippen und Felsenwege sehr sicher, und legen täglich einen Weg von 4 bis 5 Meilen zurück. Im Zorne spritzt es seinen Speichel mehrere Schritte weit aus.

Seine Nahrung besteht in dürren und trockenen Kräutern; Wasser trinken sie nur wenig.

Ihre Stimme ist eine Art von Wiehern.

Das Fleisch des Lama's ist gut, und den wilden wird häufig des Felles wegen nachgestellt, welches zwar einen üblen Geruch hat, aber eine Wolle wie die feinste Seide gibt, welche zu vielen feinen Zeugen verwendet wird.

3. Gattung.

T. 164. Das ächte Bisamthier. (Moschus moschiferus.)

In der Bildung des Körpers kommt es mit dem Rehe am meisten überein. Seine Gestalt ist eben so niedlich als schlank. Es hat die Größe eines halbjährigen Rehes, und ist ausgewachsen 2 Fuß 10 Zoll lang.

Der Kopf ist zierlich, das Maul kegelförmig, die Stirne etwas gewölbt und rundlich, die Nase gerade, die Augen groß.

Beim Männchen sitzen zu beiden Seiten des Maules zwei Warzen, die mit kurzen weißen Haaren besetzt sind.

Dem Weibchen fehlen diese Warzen. Im Unterkiefer stehen 8 Vorderzähne, im Oberkiefer keine; die Eckzähne am Männchen bloß in der Oberkinnlade, sind lang, zusammengedrückt, etwas nach hinten gebogen, und stehen weit aus dem Munde vor. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Die Augen sind graubraun, die Thränensäcke fehlen gänzlich. Die Ohren sind jenen der Rehe ähnlich. Das Haar ist mehrfach gefärbt, besonders braun, falb und weißlich; die letztere Farbe bildet die Wurzel, die andern die Spitze. Stirn, Nase und äußere Ohren schwarz röthlich, grau gemischt, Augengegend falb gelblich; Schultern, Beine und Füße braunschwarz; Schenkel und Hinterbeine etwas heller; auf der Stirne einen weißen Fleck. Der Schwanz ist sehr kurz, kegelförmig, stumpf und weich, beim Männchen fast kahl, und von einer schmierigen, stark riechenden Materie feucht. Die Beine sind dünn, die hinteren viel länger als die vorderen. Jeder Fuß ist mit vier Klauen versehen.

Das Vaterland des Bisamthieres ist Asien, besonders findet es sich in den chinesischen Provinzen Chinsi, Sutschuen und Junnar, in Thibet, Tunkin, Pegu, im Königreiche Aracan, in der chinesischen Tartarei und in einigen Theilen der russischen Tartarei. Oftmals streift es in den ungeheuren Waldungen bis an die Tunguska, ja selbst bis Mangasea, nahe am Polarzirkel. Gegen Westen erstreckt sich seine Heimat bis Kaschimir; gegen Osten findet man es an dem Indigirka und Amur bis an das Meer.

Steile Klippen und die kalten Thäler der hohen Schneegebirge, die Tannenwälder auf denselben sind ihr liebster Aufenthalt.

Die Lebensart gleicht jener der Gemse; ihr Lauf ist außerordentlich schnell, und im Springen, Klettern über die steilsten Felsen kommen sie der Gemse gleich, übertreffen sie aber an Leichtigkeit des Körpers und an Schönheit des Baues. Sie sind äußerst scheu, wild und furchtsam, und verlassen alle von Menschen bewohnten Gegenden; wagen, wenn sie gejagt werden, die gefährlichsten Sprünge über Felsenklüfte, fliegen vogelschnell die steilsten Anhöhen hinunter, laufen mit einer solchen Leichtigkeit über die Eisfelder und Schneeflächen, daß man fast keine Spur bemerket, hüpft mit Behendigkeit über dichte Dornengesträuche hinweg, ohne hängen zu bleiben, und verliert sich dem Menschen plötzlich aus den Augen.

Sie streifen meist einzeln herum, und sammeln sich nur im Herbst in Rudeln; sie scheinen des Nachts zu wandern, daher man sie auch selten antrifft. Ihr Geruch und Gehör soll sehr fein seyn, das Gesicht schlecht.

Der Bisam, welcher nur von den Männchen genommen wird, findet sich in einem stark hervorragenden Beutel, welcher vor der Oeffnung der männlichen Geschlechtstheile liegt, und bildet eine rückwärts abhängige Er

habenheit. Er hat eine doppelte Oeffnung, eine hinten und die andere vorne. Der Bisambeutel ist unvollkommen eyförmig, in vielfaches Zellengewebe ringsum eingewickelt, und unter der Haut mit einer Schichte lockern Fleisches bedeckt. In diesem Beutel findet sich jene stark riechende, bröckelige Materie, welche man Bisam nennt, und welcher zur Begattungszeit am heftigsten riechen soll; er soll dazu dienen, die in der weiten Wüste herumstreifenden Weibchen desto sicherer dem Männchen zuzuführen.

Der Bisam wird als ein belebendes, krampfstillendes Mittel in mehreren Krankheiten gebraucht. Er ist aber nicht von allen Thieren von derselben Güte. Der thibetische und tunkinische Bisam wird für den besten gehalten.

Die Freiheit liebt das Bisamthier so sehr, daß es jung gefangen oft vor Hunger und heftiger Bewegung in seinem Gefängnisse umkommt; doch läßt es sich, wiewohl mit vieler Mühe auferziehen.

Im Jahre 1772 ward ein Bisamthier aus Asien nach Frankreich gebracht. Es war drei Jahre unter Weges, und lebte noch drei Jahre in der Gefangenschaft. Es roch im Sommer stark nach Bisam, besonders bei warmer Witterung, war zahm, aber furchtsam. Fremde ließ es nie nahe kommen, hatte einen Gang wie ein Hase, war leicht auf den Füßen, machte gern Sprünge, und sprang oft mit den Füßen an eine Mauer, so daß es davon wieder abprellte.

Die Kostbarkeit des Produktes würde es wünschenswerth machen, dieses Thier auf unsern Alpen einheimisch zu machen, und es wäre keinem Zweifel unterworfen, daß das Bisamthier da nicht leicht fortkommen würde, wo es einen, dem Klima seines Vaterlandes durchaus entsprechenden Aufenthaltsort und angemessene Nahrung finden würde.

Die Nahrung besteht in Alpenpflanzen, Baumflechten, zarten Wurzelfasern und Knospen.

Die Brunstzeit fällt zu Anfang des Novembers und Dezembers. In diesen Monaten sind die Bisamthiere am fettesten. Sie versammeln sich alsdann haufenweise, die Männchen kämpfen mit einander, und viele verwickeln sich um diese Zeit in die Schlingen, welche ihnen von den Menschen gelegt werden.

Das Fleisch der Männchen schmeckt um diese Zeit bockartig, aber nicht nach Bisam, wohl aber im Sommer. Im Mai soll das Weibchen meist zwei Kälber werfen, welche dann gelb, grau, röthlich aussehen, und mit reihenweise gestellten Punkten gezeichnet sind. Das Fleisch der Jungen ist sehr zart und schmackhaft, dasjenige der Alten riecht nach Bisam. Die Häute werden zu Pelzwerk und Leder verarbeitet.

4. Gattung.

Der Hirsch. (Cervus.)

Bei allen diesen Arten befinden sich auf dem Kopfe der Männchen Knochenauswüchse eigener Art, welche Geweihe heißen. Diese Geweihe fallen alljährig ab, dann aber erzeugen sie sich von Neuem, welche sich mit einer Haut umkleiden, und schnell wachsen. Diese Thiere haben 8 Vorderzähne; unten keine Eckzähne, oder in den oberen Kinnladen allein vorhanden; Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$.

Der Körper ist schlank, der Hals lang und dünn, die Schenkel dünn aber dennoch muskulös. Der Kopf ist lang. Die Schnauze endigt fast immer mit einem Maule. Die Augen groß; die Pupille ist quer verlängert; bei den meisten findet man Thränenhöhlen. Die Ohren sind groß, einfach und spitzig.

Das Haar ist grob und brüchig. Die jungen Thiere sind fast bei allen Arten gefleckt; und ganz verschieden von den alten. Man nennt dieß eine Livree tragen. Auf falbem Grunde stehen regelmäßige Reihen weißlicher Flecken, welche bei einigen Arten immer gleich bleiben. Man findet diese Thiere unter allen Breiten, selbst über den Polarkreis hinaus. Nur Afrika und Neuholland hat keine Hirsche.

T. 170. Der Elennhirsch. (Cervus alces.)

Der Elennhirsch kommt an Größe einem Pferde ziemlich nahe. Seine Geweihe bilden eine breite, mit vielen Enden versehene Schaufel, 2 Fuß lang, und oben einen Fuß breit; die größten wiegen 70 bis 80 Pfund. Dem Weibchen mangeln die Geweihe. Die Schnauze ist aufgeblasen und knorpelig. Der Kopf ist lang, die Oberlippe ist groß, fast viereckig, und hängt weit über die Unterlippe herüber; die Nase ist meist gerade, die Nasenlöcher seitwärts, vorn weiter offen als hinten; die Thränenhöhlen groß; die Augen sehr klein, und nahe an der Basis der Geweihe stehend; die Ohren lang und schlapp, der Schwanz sehr kurz.

Die Kehle hat einen Auswuchs, woran ein Büschel Haare hängt. Die Beine sind sehr hoch, die vorderen höher als die hinteren. Auf dem Nacken findet sich eine Mähne von hellbrauner Farbe. Das Haar sehr grob und brüchig, von brauner Farbe, weiß überlaufen, wie bereift; doch bei den meisten Hirscharten

nach der Jahreszeit verschieden. Die Haut ist so stark, daß sie kaum von einer Muskettenkugel durchdrungen wird.

Das schöne, edle Ansehen eines Hirsches mangelt zwar dem Elennhirsch, aber sein Körper ist doch wohl proportionirt. Die Länge von der Schnauze bis zum After ist 7 Fuß 10 Zoll; die Schulterhöhe beinahe 6 Fuß; die Länge des Schwanzes 1½ Zoll. Das Gewicht eines alten Hirsches ist zwischen 6 bis 7 Zentner.

Dieses Thier hat einen schaukelnden Gang oder Trott; es mangelt ihm das leichte und schnelle Hüpfen eines Hirsches, legt aber doch in einem Tage wohl 50 Meilen zurück, ohne sich zu ermüden. Auch ist es bei seinem schwerfälligen Gange im Stande, Zäune von 5 Fuß Höhe zu überspringen. Mit dem Rennthiere hat es die sonderbare Eigenschaft gemein, daß seine Füße im Laufe, ja auch schon bei schnellen Schritten, klappern. Als Vertheidigungsmittel gegen Feinde gebraucht es die Vorderfüße, in welchen es eine unglaubliche Stärke hat. Ein Schlag mit denselben tödtet einen Menschen auf der Stelle. Der Wolf, wenn er dieses Thier einzeln überfällt, zieht meistens das Kürzere. Meistens geht es mit dem Geweih auf den Feind los, oder versetzt ihm gleich mit den Vorderfußen einen Schlag, daß er zu Boden stürzt. Ist er noch nicht todt, so tritt und trampelt ihn das Thier vollends zu Tode.

Der Elennhirsch findet sich im Norden aller drei Welttheile. Ueber den Polarkreis hinaus geht es nicht. Besonders lebt es in Norwegen, Schweden, Rußland und ganz Sibirien; in Preußen, Polen, Curland, Finnland, Liefland u. s. w. In ältern Zeiten fand man das Elenn auch in Deutschland, jetzt aber, seitdem man dieses Land so angebaut, und von großen Waldungen entblößt hat, ging es weiter nach Norden hinauf.

Sie leben in den finstersten und dichtesten Waldungen, doch meistens nur wo sie sumpfigen Boden haben, und es nie am Wasser mangelt. Sie halten sich in Truppen zusammen, welche aus 15 bis 20 Stücken bestehen. Die Brunstzeit, welche in den Monat September oder October fällt, trennt diese Rudel. Das Weibchen wirft im April oder Mai in abgelegenen Dickichten 2 Junge, welche aber erst nach 2 Wochen der Mutter folgen können. Um diese Zeit sind die Böcke sehr wild, kämpfen miteinander, und haben dabei ein fürchterliches Ansehen. Gefährlich ist es, ihnen um diese Zeit in den Weg zu kommen. Schießt ein Jäger auf ein Elenn, und verwundet es nicht tödtlich, so ist er, wenn ihm nicht ein naher Baum Schutz liefert, um von Neuen laden zu können, verloren; denn das gereizte Thier geht wüthend auf ihn los, schlägt ihn mit den Vorderfüßen zu Boden, und tritt ihn so lange, bis alle Knochen zermalmt sind.

Die Sinne sind nicht alle sehr fein; am besten ist das Gehör, weniger das Gesicht, und am wenigsten der Geruch.

Sehen sie einen Menschen auf sich zukommen, so ergreifen sie die Flucht, und laufen so lange, bis sie außer Gefahr sind. Oft fallen diese Thiere plötzlich nieder, ohne verwundet zu werden; dieß hat die Sage veranlaßt, daß das Elenn öfters von der Fallsucht geplagt werde.

Seine Nahrung besteht, wie es scheint, weniger in Gras, als in Laub, Knospen und jungen Zweigen, in den Baumrinden und im Moos. Dennoch fressen sie Gras, Getreide, Erbsen und Lein. Im Winter erhebt es sich auf die Hinterbeine, und schält die Rinde von den Bäumen so weit ab, als es selbe erreichen kann. Jedoch scheint es, daß ihm die Rinde wenig Nahrung gibt, weil sie im Winter sehr mager sind. Ueberdieß liebt es die Heidearten (Ericae), die Dotterblume (Caltha palustris) besonders.

Außer dem Menschen stellen den Elennhirschen noch andere Feinde nach, vor welchen es furchtsam und scheu flieht, obgleich es stark genug wäre, sie zu überwältigen. Die Wölfe greifen sie meist in Gesellschaft an, und dennoch verlieren viele dabei ihr Leben. Ein gefährlicher und furchtbarer Feind dieser Thiere ist der Vielfraß. Dieser lauert den Thieren von den Bäumen auf, unter welche sie zu kommen pflegen, springt ihnen auf den Hals, schlägt seine Klauen fest ein, kratzt ihnen die Augen aus, und beißt ihnen tiefe Wunden. Hierdurch und durch das Rennen gegen die Thiere ermatten sie sich bald, und werden ihren Mördern zur Beute. Auf ähnliche Weise verfährt der Luchs.

Das Abwerfen des Geweihes geschieht bei starken Thieren am Ende des Dezembers und im Jäner, bei schwächeren erst im Monat Februar und März, bei Spießen im Mai.

Die Benützung des Ellenns ist mannigfaltig. Deßwegen stellt man zum Theil große Klopfjagden an, um sie zu fangen. Das Fleisch ist schmackhaft und gesund, wenn es nicht von gar alten Thieren ist. Maul, Zunge und Ohren werden für Leckerbissen gehalten, und noch mehr das Mark. Oft werden sie mit Pferden gejagt, welche es jedoch nur im Winter einholen, da sie im Schnee nicht gut fortkommen. Auch werden sie in Gräben gefangen, welche mit Querstangen belegt, und mit Reisig und Moos sorgfältig bedeckt werden.

Fällt ein Elenn in eine Grube, worin etwa schon ein Thier gefangen ist, so zermalmt es dieses vor Wuth mit den Füßen.

Jung gefangen und bei Milch aufgezogen lassen sie sich zähmen. In Preußen hatte Jemand eines auf diese Art zahm gemacht, welches mit dem übrigen Hausvieh auf die Weide ging, und Abends von selbst zurückkam. Aus den Knochen werden allerlei schöne Drechslerarbeiten verfertiget. Sie sind weißer und schöner als Elfenbein, und werden nie gelb. Die starke Haut wird zu Kollets verarbeitet.

T. 165. **Der Rennhirsch oder das Rennthier.** (Cervus Tarandus.)

Die Geweihe sind länger als beim Hirsche, und haben mehrere Aeste; die Stangen sind lang, dünn, zusammengedrückt, die Enden breit und gezackt; man findet sie bei beiden Geschlechtern, und sind für diese Thiere eine gute Gabe des Himmels; denn ohne diese müßten die Rennthiere im Winter umkommen. Mit dem Geweihe schippen sie den mehrere Fuß hohen Schnee von der Erde weg, um darunter ihre Nahrung zu suchen. Ferner wachsen bei andern Thieren des Hirschgeschlechtes, wenn selbe verschnitten werden, die Geweihe nicht wieder, oder wenn sie dieselben während der Verschneidung hatten, so fallen sie nicht ab. Bei den Rennthieren macht aber die Verschneidung keinen Unterschied. Sie wechseln zur bestimmten Zeit die Geweihe, welche jedoch etwas kleiner sind, als die der Unverschnittenen.

Das Rennthier hat beinahe die Höhe eines Dammhirsches, nämlich 3 bis 4 Fuß; die Länge beträgt 5 Fuß 7 Zoll von der Schnauze bis zum After, die des Schwanzes 3 Zoll. Die wilden Rennthiere sind viel größer als die zahmen; die russischen größer als die schwedischen.

Der Kopf ist stark, mittelmäßig lang; die Schnauze ist ziemlich spitzig; die Nasenlöcher schief, eyförmig; Thränenhöhlen, große Ohren. Die Geweihe stehen mit der Krone etwas nach hinten, biegen sich aber wieder vorwärts, und endigen mit einer breiten, gezackten Schaufel, die aber an der Stange nicht weit hinabreicht; unter ihr stehen mehrere einander genäherte und verbundene Enden, so daß die Stange handförmig zertheilt erscheint. Die Farbe der Geweihe ist gelblich braun. Sie sind dichter und schwerer als am Edelhirsch. Das Kinn ist vorne abgerundet, unten etwas verflächt und mit Haaren bewachsen. Der Hals ist nicht so lang als am Hirsch, stark und seitwärts zusammengedrückt; an dem untern Theile desselben hängen bis an die Brust lange Haare herab. Der Leib ist gestreckt; zwischen den Schultern ist eine kleine Erhöhung, welche von Anhäufung von Fett herrührt; hinter diesen senkt sich der Rücken allmählig abwärts. Der Schwanz ist kurz und stark behaart. Die Beine niedrig, die Läufe schmal, und die Röhren dünner als beim Edelhirsch; die Hufe groß und breit. Alles dieses gibt dem Rennthiere ein plumpes und unangenehmes Ansehen. Die Farbe ist dunkel schiefergrau; am Bauche dunkler als am Kopf, Nacken und Keuler. Die Haare sind im Sommer dünner, kürzer, mehr an den Leib angedrückt, als im Winter. Uebrigens ist die Farbe sehr verschieden; die wilden Rennthiere sind graugelblich; die sibirischen im Sommer dunkel mäusefarbig, im Winter weißlich grau; die grönländischen sind schwarzbraun, weiß und ganz gefleckt.

Im zahmen Zustande hat jedes Männchen etwa 5 bis 6 Weibchen. Sie leben in Herden beisammen, und vertheidigen sich gemeinschaftlich gegen ihre Feinde. Die zahmen Weibchen läßt man auch hinaus in den Wald, damit sie sich mit stärkeren wilden Rennthieren begatten, und treibt sie hernach wieder ein. Die jungen männlichen Rennthiere sind nicht gut zu regieren, daher werden sie nach zurückgelegtem ersten Jahre verschnitten.

Diese Thiere sind für die kalten Länder ganz geschaffen, und man findet sie in Grönland, im nördlichen Norwegen, in schwedisch und russisch Lappland, in den nördlichen Provinzen Schwedens, in Jütland, Helsingland, Herjedalen und Finnland. In Rußland findet man sie durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka längs dem Eismeere. In nördlichen Gegenden Amerikas findet man sie ebenfalls. Sehr merkwürdig ist es, daß das Rennthier in Island weder zahm noch wild vorkommt.

Die Rennthiere machen den einzigen Reichthum der Lappen, Samojeden, Tungusen, Koräken, Ostiaken und Tschuktschen aus. Der reiche Lappe unterhält Herden von 4 bis 500 Stück Rennthieren, die Armen halten wenigstens 10 bis 12. Man sieht oft gemeinschaftliche Herden von 20 bis 50,000 Stücken. Es sind die einzigen Thiere aus der großen Gattung der Hirsche, welche Hausthiere geworden sind, jedoch nur in der alten Welt.

Auch in der Freiheit leben diese Thiere in großen Herden. Auf Kamtschatka sieht man oft mehr als tausende beisammen, welche die kahlen Moosfelder dergestalt bedecken, daß sie von weitem wegen des starken Geweihes wie ein Buschwerk aussehen.

Im Sommer läßt man sie aber sämmtlich mit Zeichen versehen in den Wäldern ihrer Nahrung nachgehen, welche aus allerlei Kräutern, Blättern und Moosen besteht. Allein es ist merkwürdig, daß sie dabei nicht fett werden. Sie genießen fast alle Pflanzen, welche in ihrem Aufenthaltsorte wachsen. Sie gehen auch begierig

auf Schwämme; selbst der giftige Fliegenschwamm wird von ihnen gefressen. Sie werden dadurch so betäubt, daß sie niederfallen; doch schadet er ihnen weiter nicht wieder. Tödtet man sie in diesem Zustande, so werden alle, die von dem Fleische genießen, ebenfalls berauscht. Der Urin enthält die concentrirte Kraft des Giftes. Die Rennthiere ihrerseits lieben den Urin der Menschen, sie sollen dadurch besonders zahm, und ihrem Herrn zugethan werden. Die Koräken führen daher eigene Gefäße mit sich, in welche sie harnen, und ihren daran gewohnten Rennthieren eine kleine Portion austheilen.

In dieser Freiheit wandern sie mehrere Meilen weit umher. Von Zeit zu Zeit muß nachgesehen werden, daß sie sich nicht gar zu weit verlaufen, und sich mit den wilden Rennthieren entfernen, welches sie gern zu thun pflegen. Sollen sie gemolken werden, so werden sie in die Ställe oder bloß in Horden getrieben, welche ihnen auch zum Schutz gegen die Wölfe dienen. Wenn sie im Winter bei Tage auf der Weide sind, so werden mehrere fest gebunden, damit sie in dieser Jahreszeit sich nicht zu weit entfernen. Hierzu soll ihnen auch das Knacken, welches man bei jeder kleinen Bewegung der Füße weit hört, dienen, um sich wieder zusammen zu finden. Dieses Geräusch tönt, als ob man Nüsse zerdrücken, oder Steinchen an einander schlagen würde, und entsteht theils von dem Anschlagen der Afterklauen an die Hufe, theils aber im Laufen von dem Anschlagen der Klauen an einander.

In den nordischen Gegenden, wo sich die Bewohner mit der Rennthierzucht beschäftigen, gibt es weit mehr zahme als wilde, welche aber stärker und größer sind als die zahmen. In Grönland jedoch sind fast alle wild, und die Grönländer beschäftigen sich über den ganzen Sommer mit der Rennthierjagd.

Die Brunstzeit des Rennhirsches fällt in das Ende Septembers und dauert den October durch bis zum Ende Novembers. Die Rennkuh trägt 30 bis 32 Wochen, und wirft im Mai oder Juni selten zwei Kälber, welche nicht fleckig wie die übrigen Hirschkälber, sondern einfärbig braun und auf dem Rücken dunkler sind, später aber schwarzgrau werden. Das Kalb folgt der Mutter schon nach fünf Tagen; diese liebt es sehr, und sucht es grunzend auf, wenn es von ihr abgekommen ist. Im fünften Monat ist das Kalb schon fortpflanzungsfähig. Zu dieser Zeit streiten die Hirsche oft mit einander, und gehen zuweilen selbst auf Menschen los.

Die Kühe haben überflüßig Milch, und werden ordenttich gemolken.

Das Alter soll sich auf 14 bis 16 Jahre erstrecken. Im Alter fallen ihnen die Zähne aus, so daß sie sich nicht mehr ernähren können.

Dieses nützliche Thier ist vielen Unfällen unterworfen, welche verursachen, daß eine Vermehrung, die sonst ungeheuer seyn würde, eingeschränkt wird. Die Feinde des Rennthieres sind der Wolf, Luchs, Bär und Vielfraß. Der erste ist der gefährlichste; jedoch richtet er, wenn die Rennthiere nicht einzeln zerstreut sind, wenig aus. Sind sie beisammen, so vertheidigen sie sich gemeinschaftlich mit Geweihe und Läufen, und vertreiben auf diese Art oft ihre Feinde. Der Luchs verfolgt das Rennthier nicht, und greift es nicht mit Gewalt an, sondern überfällt es mit List. Er klettert nämlich auf einen Baum, und lauert daselbst, bis ein Rennthier unter demselben vorbei geht. Er stürzt dann herab, schlägt seine Klauen fest in den Rücken des Rennthieres, reißt mit seinen scharfen Zähnen demselben den Nacken auf, frißt das Gehirn, und saugt das Blut aus. Auf ähnliche Art verfährt der Vielfraß.

Als eigentlicher Feind dieser Thiere kann auch die Rennthierbremse angesehen werden. Sie ist größer als eine Wespe, und von Natur dazu bestimmt, ihr Ey in die Haut des Rennthieres zu legen. Dieses Thier kennt ihren Feind, und sucht, wenn es das Gesumse desselben hört, mit größter Schnelligkeit zu entfliehen, und zwar immer gegen den Wind, weil sie wissen, daß sich die Fliege dagegen nicht halten kann. Die Bremse verfolgt es unablässig, und schwebt ihm stets über dem Rücken, und oft so lange, daß sie ermattet wie todt niedersinkt, sich aber bald wieder erholt, und demselben von Neuem nachfliegt, bis es die Gelegenheit wahrnimmt, ein Ey auf die Haut fallen zu lassen. Die Made, welche bald aus diesem Ey entsteht, frißt sich in die Haut des Rennthieres ein, und nährt sich zwischen Fell und Fleisch zur unbeschreiblichen Qual des Thieres 9 oder 10 Monate; dann frißt sie sich wieder durch die Haut, fällt zur Erde, und verwandelt sich daselbst in eine Puppe, aus welcher hernach eine neue Bremse hervorgeht. An dem Orte, wo eine solche Larve wohnt, entsteht eine Beule oder Geschwulst, welche dem Thiere äußerst schmerzhaft ist. Viele Rennthiere bekommen dabei die Abzehrung, und man rechnet, daß von den zahmen der dritte Theil stirbt. Eine zweite Art von Bremsen leget ihre Eyer in die Nasenlöcher der Rennthiere, und verursachen ihnen nicht geringeren Schmerzen. Außerdem erfrieren viele junge Rennthiere in den Schneegebirgen, wo sie von den Bremsen weniger geplagt werden, und die Lappen selbst im Sommer mit ihren Rennthieren dahin fliehen. Tausende sterben oft vor Hunger, wenn man ihnen auf keine Weise Futter verschaffen kann; besonders zu solcher Zeit, wo die Erde mit einer Eisrinde belegt ist.

Auch sind die zahmen Rennthiere mehreren Krankheiten unterworfen, und eine ihnen eigene Seuche rafft oft ganze Herden weg.

Die Benützung des Rennthieres ist kaum zu beschreiben, und die Bewohner der nördlichen Gegenden könnten ohne dasselbe nicht leben. Als Zugthier und zum Tragen ist es sehr gut zu gebrauchen; sein schneller Lauf macht das Reisen von einer weiten Entfernung zur anderen in den so wenig bewohnten Gegenden Lapplands und Sibirien sehr leicht. Im zweiten Jahre werden sie zum Fahren eingewohnt. Man braucht dazu sehr leichte Schlitten, vor welche immer nur ein Hirsch gespannt wird, auf welchem nur ein Mensch Platz hat. Die Tungusen brauchen die Renne zum Reiten.

Die fette Milch wird durch bloßes Schütteln zu Butter gemacht, und ist eine vortreffliche Nahrung.

Die Haut dienet zur Verfertigung der Kleider. Zum Nähen bedienet man sich der gedörrten Sehnen. Aus den Fellen der Füße werden besonders von den Koräken, welche die Benützung des Rennthieres auf's Höchste getrieben haben, Stiefeln zusammengenäht. Die Zellen, Wohnungen und Betten werden aus Rennthierfellen gemacht.

Das Fleisch des Rennthieres ist die gewöhnliche Speise der nördlichen Bewohner. Das Blut wird mit gewissen Wurzeln gekocht, und als eine delikate Suppe gegessen. Blut, Fett und Unrath gibt eine Magenwurst, die sie mit großem Appetit verzehren, eben so die Eingeweide der jungen Rennthiere. Der allergrößte Leckerbissen der Koräken ist das rohe, gefrorne Mark der Knochen. Sie glauben daher, daß solches nur Könige und Fürsten essen. Aus den Knochen verfertiget man Nadeln, Messer, Löffel u. dgl. Aus den Hufen werden Trink- und andere Geschirre gemacht. Auch die Geweihe werden zu vielen Geräthschaften gebraucht, und die jungen, keimenden, noch weichen Stumpfe werden gegessen, oder zu Leim benutzt.

T. 166. **Der Edelhirsch.** (Cervus elaphus.)

Er zeichnet sich durch sein ästiges, rückwärts gekrümmtes und ganz rundes Geweih aus. Beim erwachsenen Männchen von mittlerem Alter hat das Geweih 10 bis 12 Enden, wovon 6 oben eine schöne Krone bilden. Dem Weibchen fehlen die Geweihe und Eckzähne. Thränenhöhlen. Der erhabene, nach dem Rücken hingebogene Hals gibt dem Hirschen ein stolzes, edles Ansehen. Sein Gang ist gravitätisch, und sein Lauf leicht. Die Beine sind lang, doch wohl proportionirt. Der Schwanz 10 bis 12 Zoll lang. Die Farbe ist im Sommer braungelb, mit einer über den Rücken laufenden, schwärzlichen Längslinie, an deren Seiten eine Reihe blaßfalber Flecken sich befinden; im Winter ist der Pelz einfärbig graubraun. Das Haar ist von zweierlei Art. Das Wollhaar ist ziemlich lang und gekräuselt, aber nicht dicht stehend und etwas hart; die längeren Seidenhaare sind nur mit einem kurzen Stielchen befestigt, in der Mitte dicker und sehr glänzend. Alte Thiere sind dunkler als junge.

Die Hirschkuh ist kleiner, ihr Hals ist nicht so erhaben, und der ganze Körper nicht so wohl proportionirt. Eine Seltenheit ist es, wenn die Kühe Geweihe haben.

Das Hirschkalb hat bis zum sechsten Monat keine Geweihe, ist braunfalb, die Hinterbacken sind heller; die oberen Theile des Körpers aber sind mit runden, weißen, in Längsstreifen stehenden Flecken bedeckt.

Es gibt auch ganz weiße Hirsche.

Die Größe und Schwere des Hirsches richtet sich nach der Weide. Gewöhlich wiegt ein ausgewachsener 4 Zentner. Der Hirsch trägt nach dem Alter verschiedene Geweihe. Nach dem ersten Jahre hat er nur zwei Stangen ohne Enden, und heißt ein Spießer. Nach dem zweiten Jahre hat er zwei Gabeln mit einem Ende, und heißt daher ein Gabler. Nach dem dritten Jahre bekommt er schon 6 bis 8 Enden, und heißt ein angehender Hirsch.

Auch die Theile des Geweihes haben ihre eigenen Namen in der Jägersprache. Der knöcherne Wulst am Kopfe, auf welchem die Geweihe sitzen, heißt der Rosenstock; die Wulst am unteren Theile der Stange, womit das Geweihe auf dem Knochen fest sitzt, heißt die Rose; die krausen Knöpfchen an der Rose und der Stange heißen Perlen, die nächsten Zacken an den Augen heißen die Eissprössel, und die obersten Enden die Krone. Man bestimmt die Zahl der Enden dadurch, daß man sie an einer Stange zählt, und dann verdoppelt; es geschieht aber nicht selten, daß eine Stange mehr Enden hat, als die andere; dann wird immer die am meisten Enden habende gezählt, und so sagt man ein Zwölfender, ein Sechszehnender u. s. w. Im Jahre 1696 wurde von Friedrich I., König von Preußen, ein Hirsch geschossen, welcher ein Geweih von 66 Enden hatte. Beispiele von 20, 24 bis 26 Enden gehören zu den Seltenheiten, und sind höchstens nur da anzutreffen, wo eingeschlossene und gehegte Jagden sind, und die Thiere vor vielen Verfolgungen geschützt werden.

Merkwürdig ist das Abwerfen der Geweihe, welches sich beim Hirsche nach dem Alter richtet. Die alten Hirsche werfen es in den letzten Tagen des Februars, die Zehnender im März, die minder Jagdbaren im April, die schlechten im Anfange des Mai's, und die Spießer zu Ende desselben ab. Die Trennung der Hörner vom

Kopfe geschieht zum Theile ganz ohne Anwendung der äußeren Gewalt. Da, wo sie ansitzen, entsteht eine Wulst vom Fleische, welche gleichsam in die Höhe quillt, und das Geweih abstößt. Nach etwa 5 Tagen zeigt sich eine knorplichte Erhöhung, die mit einer rauhen, bastartigen Haut überzogen ist, und die schon nach 14 Tagen die Länge von einem halben Fuß hat. Dieß ist die Grundlage zu dem neuen Geweih. Es wächst allmählig fort, und hat binnen 10 bis 14 Wochen ihren Wachsthum vollendet. So lange der Wachsthum nicht vollendet ist, trägt der Hirsch den Kopf niedrig, um das Geweih nicht zu beschädigen, da es leicht blutet und sehr empfindlich ist. Das Auswachsen heißt in der Jägersprache verecken. Bei alten Hirschen geschieht es gegen Ende Julius, bei jungen erst gegen Ende Augusts. Der Bast trocknet nun aus, seine Gefäße schließen sich; und der Hirsch fegt mit den Geweihen an den Bäumen, wodurch der Bast sich abschält. Anfangs ist das Geweihe weiß, dann aber wird es braun.

Bis in's achte Jahr kann man das Alter der Hirsche an dem Geweihe erkennen. Aber nach Verlauf dieser Zeit geben die vielästigen Geweihe, welche zufällige Umstände vermehren oder vermindern können, keine verläßliche Kunde mehr.

In den Thränenhöhlen erzeugen sich die sogenannten Hirschthränen. Sie bestehen aus einer mit feinen Härchen gemischten Materie, welche anfänglich weich ist, wie Harz und Wachs; dann wird sie härter wie Horn oder Stein. Im Anfang riecht sie widrig, zuletzt wird sie wohlriechend. Diese Masse wird oft so groß, daß sie den Hirsch im Sehen hindert; dann sucht er sie an Bäumen und Gesträuchen auszureiben. Dieser Hirschthräne hat man ehemals große Wunderkraft zugeschrieben; jetzt aber ist der Wahn gänzlich verschwunden. Wozu es dem Thiere dient, ist unbekannt.

Die Verbreitung des Hirsches erstreckt sich über ganz Europa, Asien und Nordafrika; doch geht er nicht über den arctischen Kreis hinaus. In einigen Ländern, wie z. B. in der Schweiz ist diese Art ganz ausgerottet. Auch in England ist er nur in Thiergärten anzutreffen; in Kamtschatka und im nördlichen Sibirien findet er sich auch nicht.

Der eigentliche Aufenthalt des Hirsches ist in den dichtesten Wäldern und dichtesten Gebüschen, wo er auch sein Nachtlager hält. Er lebt gern gesellig, und soll die Musik so lieben, daß er dadurch herbeigelockt und zum Stehen gebracht wird. Er ist scheu und furchtsam. Seinem Feinde sucht er durch die Schnelligkeit seiner Füße zu entkommen. Gelingt ihm dieses nicht, so vertheidiget er sich im Nothfall durch seine bewaffnete Stirn. Den Menschen flieht er nicht immer. Neugierig bleibt er oft stehen, und blickt den Menschen an, wenn er auf ihn stößt, und ist außer der Brunstzeit ein sanftes Thier, welches friedlich mit seines Gleichen in Truppen und Rudeln lebt. Man findet drei verschiedene Gesellschaften. Die alten Hirsche von fünf Jahren machen eine, die Hirschkühe mit ihren Kälbern die andere, und die jungen Hirsche von 3 bis 4 Jahren machen die dritte Gesellschaft aus.

Zur Begattungszeit, welche am Ende des Augusts, oder zu Anfange des Septembers eintritt, und 5 bis 6 Wochen dauert, trennt sich die Rudel. Der Hirschbock zeigt dabei ein melancholisches Wesen, senkt den Kopf zur Erde, und geht wie ein Spürhund umher, immer gegen den Wind, bis er ein Weibchen gefunden hat. Er erhebt ein widriges, brüllendes Geschrei wie die Kühe, nur heller und lauter, so daß man es weit hört. Meistens suchen sie die Plätze auf, wo sie im vorhergehenden Jahre Kühe angetroffen haben.

Während der Brunstzeit hat der Hirsch seine gewöhnliche Sanftmuth und Furchtsamkeit gänzlich verloren; er wird ein zorniges, wüthendes Thier. Treffen zwei starke Hirsche sich einander bei der Kuh, so entstehen fürchterliche Kämpfe; sie schlagen sich mit ihren Geweihen so heftig gegen einander, daß man das Klappern weit umher hört, als wenn starke Stangen zerbrochen würden. Die ganze Kraft, welche sie im Kopfe und Halse haben, wird angewendet, um den Gegner zu besiegen; und nicht selten bleibt einer todt auf dem Platze. Die Hirschkuh sieht aber ruhig zu, und überläßt sich dann dem Sieger. Zuweilen benützt ein jüngerer Hirsch, der sich sonst nicht sehen lassen dürfte, die Zeit, wenn die anderen streiten und wüthen, und begattet sich mit der Kuh. Solchen erhitzten Hirschen zu begegnen, ist auch für den Menschen gefährlich. Nach der Begattung stürzt sich der Hirsch in einen Bach oder Fluß, um sich abzukühlen.

Geruch und Gehör sind sehr fein. Er ist sehr wachsam, und lernt bald den Jäger auf viele hundert Schritte von dem Holzhauer und Wanderer unterscheiden, welche letztere, wenn er sie bemerkt, er ruhig betrachtet, ohne sich zu flüchten. Durch die flüchtigsten Sprünge, wozu sein ganzer Körperbau gerichtet ist, sucht er sich in den Gefahren zu retten, und in einem Augenblicke verschwindet er durch die dichtesten Gebüsche. Weder Flüsse, noch Teiche halten seinen Lauf auf, er setzt leicht durch's Wasser, und schwimmt ungeachtet seiner schlanken Füße sehr gut.

Die Nahrung der Hirsche besteht bloß in Vegetabilien. Sie nähren sich von Gras, vielerlei Kräutern, Rüben, Knospen von vielen Bäumen, und die männlichen gehen zur Brunstzeit, wo sie zwar wenig

fressen, auf die Rüben- oder Erbsenäcker. Besonders lieben diese Thiere die junge Saat, und die verschiedenen Kohlarten, und richten nicht selten auf den bebauten Feldern des Landmannes oder in Gemüsegärten großen Schaden an. Nähert sich ihnen während dem Fraße eine Gefahr, so geben diejenigen, welche sie am ersten bemerken, durch das Stampfen der Vorderfüße ein Warnungszeichen, und alle ergreifen dann die Flucht. Im Winter, wenn sie nicht gefüttert werden, behelfen sie sich kümmerlich mit Heidekraut, Flechten und Moos, verdorrtem Grase, mit jungen Zweigen von Espen, Fichten und Weiden. Oft scharren sie die Nahrung mit den Vorderfüßen aus dem Schnee hervor, und oft treibt sie der Hunger troß aller Furchtsamkeit nahe an die Dörfer. Im Sommer trinken sie viel klares Wasser. Besonders angenehm müssen ihnen die aus Ameisenhaufen aufsteigenden Dünste seyn, weil sie, wenn sie einen solchen antreffen, den daraus steigenden Duft mit vollen Zügen einathmen.

Die Tragezeit der Hirschkuh ist 40 Wochen. Sie lebt bis einige Tage vor der Geburtszeit mit anderen gesellschaftlich; dann aber begibt sie sich in's dichteste Gebüsch, und gebiert auf zusammengescharrtem Laub oder Moos im Mai oder Juni ein, selten zwei, noch seltener drei Kälber; für welches die Mutter große Sorgfalt trägt, es vor Gefahren schützt, und den Jäger bei eigener Gefahr von dem Orte abzulenken sucht, wo sie ihr Junges verborgen hat. Das Junge saugt so lange, bis die Mutter wieder trächtig wird, und bleibt drei Jahre in ihrer Gesellschaft.

Der Edelhirsch ist mancherlei Krankheiten unterworfen, durch welche viele weggerafft werden; dahin gehören die Abzehrung, die Ruhr, die Verhaltung des Urins und auch Seuchen, von welchen sie befallen werden.

In seiner Haut nistet sich die Ochsenbremse (cestrus bovis) ein, legt ihre Eyer, woraus sogenannte Engerlinge entstehen, welche ihm große, schmerzhafte Beule verursachen. Die Nasenbremse (cestrus nasalis) aber legt ihre Eyer in die Nase, im Juli werden dann diese Larven unter heftigem Nießen des Hirsches ausgeworfen, und verwandeln sich in der Erde. Auch die Hirschlaus (hippobasca cervi) ist für den Hirsch ein peinigendes Uebel.

Im Magen des Hirsches findet sich zuweilen eine steinartige Kugel, welche man Hirschbezoar nennt, welcher große medicinische Kräfte zugeschrieben wurden.

Das Fleisch der Hirsche ist nach dem Geschlechte, Alter und der Jahreszeit sehr verschieden, jedoch immer eine beliebte Speise. Das Leder wird zu Beinkleidern, Handschuhen, Decken u. s. w. verwendet; die Haare werden zum Ausstopfen benützt. Aus dem Geweihe werden mannigfaltige Drechslerarbeiten verfertiget, und in Apotheken braucht man es zu Hirschhornspiritus, Hirschhornliquor, Hirschhornöhl u. s. w. Der Hirschtalg gibt gute Lichter, heilt die wundgelegenen Stellen der Kranken, und bewahrt die Füße, wenn man sie auf Reisen damit bestreicht, vor dem Durchreiben im Gehen. Selbst dem Koth wurden wunderbare Heilkräfte zugeschrieben.

Der Hirsch erreicht ein Alter von ungefähr 30 Jahren.

T. 167. **Der Damhirsch.** (Cervus Dama.)

Das Geweihe unterscheidet ihn wesentlich von dem Edelhirsch. Es ist dünn und platt, dehnt sich mehr in die Breite aus, und endigt sich in eine lange, breite und zackigte Schaufel, ist aber wie beim edlen Hirsche rückwärts gebogen.

Der Damhirsch ist kleiner als der Edelhirsch; seine Höhe beträgt 3 Fuß, und sein Gewicht gegen 3 Zentner. Gestalt, Wuchs und Lebensart haben beide ziemlich gemein. Das Geweih wirft der Damhirsch nach Verschiedenheit des Alters bald früher, bald später ab, und zwar vom April bis zum Juni. Die Farbe ist sehr verschieden. Es gibt braunrothe, braune, graue, falbe, schwärzliche und weiß gefleckte, weißliche und ganz weiße.

Der Damhirsch ist leicht, schnell und besitzt ebenfalls eine bewunderungswürdige Elasticität in seinen Füßen. Er ist ein überaus zierliches Geschöpf, und übertrifft an Sanftmuth den Edelhirsch. Er ist leicht zahm zu machen.

Die Brunstzeit fällt in den Oktober, und man hört das Geschrei des Damhirsches, welches wenig von dem Geschrei des Rothhirsches verschieden ist. Die Tragezeit ist 8 Monathe, und im Juni bringt das Weibchen ein, auch zwei sehende Junge zur Welt, welches von der Mutter so lange gesäugt wird, bis selbe wieder trächtig ist. Das Junge heißt in dem ersten halben Jahre, wie das des Edelhirsches, Hirschkalb, so wie das weibliche Wildkalb. Sie führen den Nahmen Spießer, wenn nach dem ersten Jahre die Spieße hervorkommen. Nach dem zweiten Jahre sind sie im Stande, ihr Geschlecht fortzupflanzen. Nach zurückgelegtem fünften Jahre setzt es breite Schaufeln an dem Geweihe an, und heißt dann ein Schaufelhirsch.

Das Vaterland des Damhirsches ist in den gemäßigten Zonen der alten Welt. Er findet sich auch in dem nördlichen Asien bis nach Persien und dem nördlichen China.

Der Aufenthalt dieser Thiere ist mehrentheils in den hohen Tannenwäldern. Am liebsten wählen sie erhabene Orte und mit Thälern abwechselnde Anhöhen, welche mit dichtem kurzen Grase bewachsen sind. Vom März bis zum August suchen sie das Dickicht.

Die Nahrung besteht wie beim Edelhirsch in mancherlei Kräutern, Gras, Knospen, jungen Rinden von Bäumen und Zweigen. Die Saat lieben sie ebenfalls sehr.

Das Fleisch ist zarter als beim Edelhirsch. Aus den Häuten wird feines Leder gearbeitet. Unschlitt und Geweihe u. s. w. werden zu vielfältigen Dingen verwendet.

Das Lebensziel dieser Thiere erstreckt sich beiläufig auf 20 Jahre.

T. 171. **Das Reh.** (*Cervus capreolus.*)

Die Geweihe des Männchens sind klein, walzenförmig, ästig und runzelig. Die Stangen machen einen sehr stumpfen Winkel mit der Stirne, sind zu unterst fast parallel, dann aber auswärts gebogen; eine Zacke ist vorwärts gerichtet, ziemlich lang, an der Mitte der Stange stehend; eine zweite höher und hinterwärts stehend. Das Weibchen hat keine Geweihe. Die Thränenhöhlen mangeln. Der Kopf ist kurz, vorne dünn, und die Schnauze abgestumpft. Die Nase kahl, und bildet ein Maul. Die Nasenlöcher sind halbmondförmig, unten erweitert. Das Männchen hat keine Eckzähne. Die Ohren lang. Der Schwanz von außen nicht sichtbar. Der Hals ist länger als der Kopf. Die Beine hoch und schlank, die hinteren höher als die vorderen. Die Klauen schwarz. Das Reh ist in ganz Europa, die nördlichsten Länder ausgenommen, verbreitet. In der Schweiz ist es die einzige Hirschart, und wird an einigen Orten gehegt, und auch deßwegen in einigen Orten gar nicht selten.

Auch findet man das Reh in dem gemäßigten Asien.

Die Rehe lieben erhabene, trockene Gegenden, Vorberge und luftige Höhen. Lichte Hölzer, junge Schläge und Vorhölzer, besonders wo sie Felder in der Nähe haben, sind ihr liebster Aufenthalt. Im Winter aber begeben sie sich bei strenger Kälte in niedrige, dichte Laub- und Nadelhölzer, wo sie mehr Schutz haben. Sumpfige, niedrige Gegenden vermeiden sie.

Die Farbe der Haare ist im Winter und Sommer sehr verschieden. Im Winter haben sie lange, grobe, fast brüchige Haare, am oberen Theil des Körpers röthlich grau. Hals und Gurgel weißlich. Der obere Theil des Kopfes und das Aeußere der Ohren braun, die Ohren inwendig weiß; an jeder Seite der schwarzen Oberlippe steht ein weißer Fleck; Kinn weiß. Das Sommerhaar ist viel kürzer, weicher, rothbraun, in's gelbliche ziehend und gelblich getüpfelt.

Die Geiß (Rehgeiß) hat einen schmäleren Kopf, längeren und dünneren Hals und schlankeren Leib; sie trägt den Hals immer niedrig. Zuweilen gibt es auch schwarze Rehe.

Junge Kälber tragen eine Livree, und sind auf rostrothem Grunde weiß gefleckt.

Das Reh ist ein freundliches, lebhaftes, munteres, schnelles und listiges Thier Sie leben Familienweise beisammen, gewöhnlich Vater und Mutter mit ihren einjährigen Jungen. Der Bock vertheidiget seine Familie. Die Thiere sind sehr anhänglich an einander. Gemeinschaftlich gehen sie mit einander auf die Weide, gemeinschaftlich sorgen sie für ihre Jungen; nur wenn der Bock weggeschossen wird, so gesellt sich die Geiß zu einem andern Bock. Die einzelnen Glieder einer Familie folgen sich immer treu. Nur zur Brunstzeit treibt der Bock die Jungen fort, welche dann für sich wieder eine Familie bilden.

Diese Thiere sind ein wahres Bild der Aufmerksamkeit und Vorsicht. Der Kopf wird immer in die Höhe gehalten, und die Nase nach dem Winde gerichtet, um den allfälligen Feind zu wittern. Die Flüchtigkeit ihres Laufes und ihre außerordentlichen Sprünge setzen selbst den oft in Erstaunen, der des Anblicks gewohnt ist. Ihre Nase zeigt ihnen Menschen und Hunde auf 300 Schritte an, wenn sie mit dem Winde gegen sie kommen. Wenn man im Holze unvermuthet auf sie stößt, stutzen sie einen Augenblick, dann sind sie aber auch mit einem Sprunge fort, und der Bock fängt an, ein kurzes Bellen von sich zu geben, welches die Jäger schmälen nennen. Dieser Ton schallt weit, und wird dreimal wiederholt; man hört ihn vornehmlich in der Brunstzeit, wenn ihnen etwas Verdächtiges aufstößt.

Wenn die Rehe jung gefangen werden, sind sie sehr leicht zahm zu machen, und laufen den Menschen wie die Hunde nach; sie folgen auf den Ruf, und nehmen das Futter aus der Hand. Nur bei Männchen muß man in der Brunstzeit behutsam seyn, weil sie mit ihren Geweihen gewaltig stoßen und stark verwunden können. Man bindet ihnen zuweilen mit Leder die Augen zu, damit sie nicht vorwärts sehen können. Wie sehr man von diesen Thieren verletzt werden kann, mag folgendes Beispiel zeigen. Ein

Spießer gerieth mit einem anderen Bocke in Kampf, und stieß ihm seinen Spieß gerade über dem rechten Auge in die Stirnhöhle, welche er durchdrang, und bis nahe an den Gaumen und die Zunge kam, dann aber abbrach und stecken blieb. Der Gestoßene heilte mit dem Spieße im Kopfe, und wurde im folgenden Herbste geschossen. Wird das Reh, wenn es nicht mehr entfliehen kann, angegriffen, so vertheidigt es sich mit seinem Geweihe auf das Tapferste.

Die Nahrung dieser Thiere besteht vorzüglich in Brombeerblättern, Ginster, Heidekraut, grünen Haselnußschalen und Weidenlaub. Im Frühjahre fressen sie die Knospen und aufbrechenden Sprößlinge, die Kätzchen der Haselstaude, Pappeln und Weiden. Durch diese Nahrung sollen sie oft berauscht werden, und nicht wissen, was sie thun, und zuweilen auf diese Art unter die Viehherden und in die Dörfer gerathen. Sie besuchen auch gern die Haferfelder. Die Bohnenblätter sollen ihnen so angenehm seyn, daß sie darüber jede Gefahr vergessen.

Beim Ausgehen zum Geäße tritt der Bock immer zuerst aus dem Holz, und kundschaftet die Gegend aus; die Rikke folgt ihm. Werden sie aber verjagt, so geht sie voran, und der Bock folgt, um sie erst in Sicherheit zu wissen.

Zum Getränke lieben sie helles Wasser, welches sie gern bei Quellen aufsuchen. Fällt aber starker Thau, so begnügen sie sich damit.

Die Brunstzeit fällt gewöhnlich in die Monate December und Jäner. Die Tragezeit dauert 20 bis 21 Wochen. Die Geburt fällt in das Ende Aprils oder Anfangs Mai. Gewöhnlich werden zwei Junge geworfen, meist verschiedenen Geschlechtes; selten nur eines, noch seltener drei. Die Mutter verbirgt sich dann zur Satzzeit in die dichtesten Gebüsche. Nach zehn Tagen laufen die Jungen schon hinter der Mutter her, und werden dem Vater zugeführt, wo dann beide Aeltern gemeinschaftlich sie beschützen. Das junge Böckchen bekommt noch vor Ende des ersten Lebensjahres sein Geweihe, welches dann im November des zweiten Jahres abfällt, und durch ein stärkeres mit Enden ersetzt wird. In drei Monaten ist das neue Gehörn vollkommen wieder ersetzt, welches nach und nach bis auf zehn bis zwölf Enden wächst.

Die Feinde des Rehes sind die Wölfe, Luchse und Hunde. Die Viehbremsen sind auch den Rehen, wie den Rennthieren und Hirschen schädliche Feinde, und verursachen ihnen Beule und Geschwüre. Bei tiefem Schnee kommen viele Rehe um. Man jagt diese Thiere mit Hunden. Das Wildpret ist zwar nicht fett, aber von angenehmen Geschmack, besonders von jungen Rehen. Die Haut der Böcke wird gegärbt und dient zu Decken, Stühlen, Polstern und Satteldecken; auch werden Beinkleider, Handschuhe u. s. w. daraus verfertiget. Die Haare dienen zur Fütterung der Polster. Aus den Geweihen macht man Messerstiele, Messerschalen, Pfeifenröhre und verschiedene schöne Drechslerwaren.

Das Alter des Rehes erstreckt sich auf 15 bis 16 Jahre.

5. Gattung.

T. 175. Die Girafe. (Camelopardalis Girafa.)

In gewisser Hinsicht gleicht es dem Pferde; sein außerordentlich langer Hals aber und sein Betragen geben ihm viele Aehnlichkeit mit dem Kamehle; Schnauze und Nase ähnelt dem der Elennthiere. Die Oberlippe länger als die untere, und nicht gespaltet. Der Knochenhöcker auf der Stirn im Durchmesser beinahe zwei Zoll hoch. Die Hörner sind gerade, kurz, leicht, konisch und fast parallel nach hinten gerichtet, mit einer Haut von schwarzen, kurzen Haaren bedeckt, und an ihrer Spitze mit einem Büschel langer Haare geendigt. Der lange Hals hat hinten eine Mähne, welche bei den alten vom Kopfe bis zum Wiederrüst, bei jüngeren bis auf die Mitte des Rückens lauft. Der hohe Wiederrüst wird durch die ungemein langen Dornfortsätze der Rückenwirbel unterstützt; der Schwanz dünn, zwei Fuß lang, und an seiner Spitze mit platten, sehr starken und ebenfalls zwei Fuß langen Haaren geziert, welche eine Quaste bilden. Das Haar, welches den Körper bedeckt, ist kurz und anliegend, und die schönen, fast regelmäßig geordneten Flecken des Felles gleichen den Flecken eines Panthers. Die Grundfarbe ist schmutzig weiß, die Flecken braun oder rostfarb.

Die Höhe des Vorderleibes, welche aber mit seinem übrigen Körper in gar keinem Verhältnisse steht, übertrifft alle anderen bekannten Thiere, und beträgt vom Hufe bis zu den Hörnern 18 bis 19 Fuß. Die Weibchen sind jedoch kleiner als die Männchen; die Farbe ist aber bei dem Weibchen heller. Die Länge des Leibes beträgt 6 Fuß, 7 bis 8 Zoll von der Brust bis zum After. Der Rücken des Thieres ist abhängig. Die Länge der Hörner beträgt 2 Fuß 4 Zoll; Höhe des Wiederrüst 9 Fuß, des Kreuzes 8 Fuß. Die Länge der Ohren 9 Zoll.

Die Girafe bewohnt meistens die Ebenen vom inneren Afrika gegen den 28°, südlicher Breite. Man findet sie weder an der Ostseite Afrika's, noch an der Westküste. Nach Norden geht sie bis Abyssinien

und Dongola, von woher sie wahrscheinlich nach Rom gebracht wurde, und Cäsar soll sie zuerst in dem Circus aufgeführt haben. Zu Geßner's Zeiten war eine in Constantinopel, und vor Kurzem sah man eine in Paris, welche der Vicekönig von Egypten dem Könige von Frankreich zum Geschenke übersandte; eine zweite kam nach London, eine dritte nach Wien.

Die Girafe geht meistens in Truppen zu zwei bis zehn Stücken, ist scheu und vorsichtig, und daher schwer zu bekommen.

Die sonderbare Gestalt dieses Thieres hat zu verschiedenen Meinungen Anlaß gegeben. Man glaubte, daß dieses Thier beim Gehen allemal den Vorder- und Hinterfuß der einen Seite zugleich aufhebe, und daher einen hinkenden und wackelnden Gang habe; allein die Naturforscher neuerer Zeit, und besonders Vaillant hat diesen Irrthum gänzlich widersprochen. Er sagt auch, daß ihr Lauf ein starker Trott sei; jedoch bezeugen viele Andere das Gegentheil, und sagen, es gehe theils gewöhnlichen Schritt, theils Galopp. Ungeachtet seines sonderbaren Körperbaues und abhängigen Leibes wegen kommt es gut fort, und man hat ein schnelles Pferd nöthig, wenn man es einholen will. Auch sagt man, diese Thiere können nicht anders weiden, als daß sie auf die Knie fallen; allein ihr langer Hals macht es ihnen leicht möglich, ganz aufrecht stehend, wie andere Thiere zu weiden.

Die Nahrung der Girafe sind vorzüglich Baumblätter und Gras; besonders lieben sie die Baumblätter von Schootenpflanzen, von Mimosen und Akazien.

Das Fleisch der Girafe gleicht dem Kalbfleische, und besonders das der Jungen soll vortrefflich schmecken, und soll nach Dr. Lichtenstein's Erzählung an Wohlgeschmack alle Wildarten Afrikas übertreffen. Die Hottentotten finden besonders das Mark der Knochen schmackhaft, welches weiß und von fester Consistenz ist. Von der Haut macht man Schuhe und Wasserschläuche, und die langen Haare des Schwanzes dienen ihnen, um damit ihre eisernen und kupfernen Armringe zu binden. Die meisten werden mit vergifteten Pfeilen erlegt.

Die Girafe soll 12 Monate trächtig seyn, und dann ein Junges werfen.

Wenn der Nutzen dieses schönen, großen und starken Thieres größer wäre, würde es sich wohl der Mühe lohnen, es zahm zu machen, welches leicht geschehen könnte, wenn es jung gefangen würde. Aeltere gewöhnen sich schwer an den Menschen, und werden beim Fange oft so beschädigt, daß sie bald umkommen. Sie verschmähen auch alle Nahrung, welche man ihnen reicht.

Die in Paris befindliche Girafe zeigte nie Neigung zum Entfliehen, auch in Afrika nicht, wohl aber machte sie oft muntere Sprünge wie ein Füllen. Sie war etwa drei Jahre alt, und trank nichts als Milch, täglich etwa 16 Maß, und verlangte reine Gefäße. Die übrige Nahrung bestand in einer Mischung von Mais und Gerste; den Mais liebte sie jedoch besonders. Heu kaute sie nur wenig, verschluckte es aber selten; auch Brot, Bohnen, Aepfel waren ihr angenehm. Sie kaute wenig wieder, und häufiger des Nachts als bei Tage. Das Gras achtete sie gar nicht, eben so wenig Salz.

Das Thier ist, wenn es steht, fast fortwährend in Bewegung. Es kauert sich meist wie das Kamehl auf beide Knie, zuweilen auch wie die Ochsen, ein Knie gebogen, das andere gestreckt; allein es legt sich selten, und nie am Tage, nieder. Es ist an allen seinen Theilen sehr reinlich, und seine kurzen und feinen Haare sind überall geordnet.

Die Schnauze kann die Girafe nur mit Schwierigkeit auf die Fläche des Bodens bringen, wobei sie die Beine seitwärts auseinander stellt, und die Schulter wie aus ihrer Stelle tritt; sie kann den Hals nicht leicht gegen die Vorderbeine biegen, denn er macht bei der Biegung einen vollkommenen Zirkel. Die Zunge ist diesem Thiere das, was den Menschen die Hände sind. Nicht mit den Lippen faßt sie die Blätter und Zweige der Bäume, sondern mit der Zunge führt sie dieselben mit großer Gewandheit zum Munde. Bald ist das Ende der Zunge hakenförmig gebogen, bald spiralförmig um das Ende der Zweige gewunden, welche auf diese Weise zwischen die Ende der Kinnladen gezogen werden.

Der Schritt dieser Thiere ist lebhaft, der Gang leicht, aber nicht angenehm für das Auge, weil der Körper stets in einer schwankenden Bewegung ist.

6. Gattung.

Zu dieser Gattung der wiederkauenden Thiere gehören diejenigen, welche hohle Hörner oder Horn-Scheiden haben, sich auf Knochenzapfen an der Stirn erheben, und ohne Löcher und Höhlungen sind. Die Hornscheiden sind niemals ästig, an ihrer Oberfläche meist platt, gerunzelt oder geringelt, aber nie mit Perlen besetzt wie bei Hirschen. Auch werfen sie die Hörner nie ab, und fehlen dem Weibchen nicht immer.

Diese Gattungen sind zwar bestimmt, doch gehen sie durch einzelne Arten in einander über, und nähern sich.

Antiloppen und Gazellen. (Antilope.)

Von diesen Thieren tragen beide Geschlechter oder nur das männliche Hörner, welche aus einem Knochenfortsatz des Stirnbeines entstehen. Die Knochenzapfen sind selten mit einer Höhle versehen, rund, verschiedenartig gewunden und mit einer Hornscheide bedeckt, welche eben so gespaltet, und oft mit Querringen geziert ist. Die Hornscheiden, welche man Hörner nennt, sind mit der Haut des Kopfes verbunden, und bleiben das ganze Leben durch.

Die Gazellen haben mit den Ziegen viele Aehnlichkeit, daher sie auch schon in alten Zeiten mit diesen Thieren verwechselt wurden. Die größeren Thiere pflegt man gewöhnlich Antiloppen, die kleineren aber Gazellen zu nennen. In arabischer Sprache bedeutet Gazelle verschiedene Thiere überhaupt.

An Gestalt und Wuchs stehen diese Thiere zwischen den Ziegen und Hirschen in der Mitte, und haben sowohl mit diesen als mit jenen vieles gemein.

Die Körpergestalt ist meist schlank wie beim Hirsche; die Beine fein; der Schwanz kurz oder mittelmäßig. Einige tragen an den Knien Haarbüschel oder Bürsten. Einige haben eine Nacken- oder Halsmähne, andere eine Wamme.

Die Augen sind meist weit offen; die Nase mehr oder weniger gerade, und die meisten haben ein Maul. Viele haben Vertiefungen unter den Augen, welche einen besonderen Saft absondern. Die Ohren sind groß, beweglich; die Zunge weich.

Die Farbe dieser Thiere ist verschieden, aber immer lebhaft und angenehm. Der Pelz ist kurz.

Die Schönheit des Körpers, Gelenkigkeit der Glieder, Behendigkeit und Schnelligkeit sind Eigenschaften, welche diese Thiere besonders auszeichnen. Die meisten, nur die Gemse ausgenommen, bewohnen Asien und Afrika. Sie leben oft in unzähligen Herden beisammen, ziehen in Afrika umher, und nähren sich von verschiedenen Pflanzen. Ueberhaupt scheinen diese Thiere von der Natur in unbewohnte Wüsten oder unzugängliche Gebirge gewiesen worden zu seyn, wo sie von den sparsamen Kräutern, welche sie in jenen Gegenden dem kargen Boden abnöthiget, sich nähren.

Es sind gutmüthige, friedliche und furchtsame Thiere, welche den Menschen so manchen Nutzen gewähren.

Ihr Fleisch ist schmackhaft und ähnelt dem Rindfleische. Das der Jungen wird besonders geliebt. Aus den Fellen werden Kleidungsstücke und Säcke gemacht. Die Horner werden zur Verfertigung von Galanteriewaaren verwendet.

Sie lassen sich leicht zähmen, und sind dann sanft und schüchtern. Ihre Stimme gleicht jener der Hirschen, jedoch hört man sie selten.

T. 172. Die Gemse. (Antilope rupicapra.)

An Gestalt und Größe gleicht die Gemse der Hausziege. Die Hörner sind schwarz, kurz, platt, gerade aufstehend, mit starker, hakenförmiger Biegung nach hinten. Ihre Länge beträgt 9 Zoll. Mit zunehmendem Alter vergrößern sie sich, und bekommen jährlich um einen Ring mehr; die Haken bleiben aber immer platt. Der Kopf gleicht dem eines Ziegenbockes; sie haben am Kinne keinen Bart. Die Ohren sind lang und schmal; die Zunge platt; die Pupille des Auges bildet ein längliches Viereck.

Eine besondere Eigenheit der Gemse ist die Oeffnung, die sich an der Stirne vor den Hörnern in der Haut befindet, und zu einer trockenen Höhle führt. Die Oberlippe ist wenig gespalten. Der Schwanz ist kurz; die Klauen hohl, ziemlich lang und spitzig. Der Pelz ist von zweierlei Art. Die Wollhaare sind sehr dicht, die langen Haare trocken und brüchig. Die Hauptfarbe ist rothbraun, vor der Stirn und am Unterleibe schmutzig weiß; unter dem Halse ein breiter Streif ganz weiß, der Schwanz schwarz. Sie verändert die Farbe mit den Jahreszeiten. Im Frühlinge ist sie weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbste dunkelbraun, und im Winter ganz schwarz. Man sieht auch weiße Gemsen, aber gefleckte höchst selten.

Die Jungen sind bei der Geburt braungelb; untere Kinnlade weiß, Hinterbacken weiß, und über den Rücken lauft ein schwarzer Streif.

Die Weibchen sind kleiner als die Männchen, zarter gebaut, und haben dünnere Hörner.

Die Gemse lebt in den steilsten Alpen, welche an die Regionen des ewigen Schnee's gränzen. Mit Leichtigkeit hüpfen sie über Klippen und Felsenspitzen auf den höchsten Bergen der Schweiz, Savoien und Tyrol, wo sie in Truppen von fünf bis vierzig Stücken leben. Sie lieben nur eine reine Bergluft, und können die Luft in

Niederungen nicht ertragen. Die Wärme scheint ihnen nicht zuträglich, denn sie fliehen dieselbe, und ziehen sich im Sommer immer nach Schatten, und nach Oertern, wo der Schnee und das Eis nicht aufthauet. Sie sind äußerst scheu und furchtsam, und suchen immer unzugängliche Orte auf, wo sie sich von Menschen und Raubthieren am sichersten glauben. Man findet sie daher meistens an sehr jähen, mit Felsen eingeschlossenen, Grasplätzen. Des Morgens, vor Tages Anbruch, wagen sie sich wohl etwas tiefer herab; allein so wie der Tag kommt, steigen sie wieder in die Höhen, in wilde schattige Thäler, und ruhen daselbst den ganzen Tag über aus, wiederkauen, und legen sich gern auf und neben den Schnee. Sobald der Abend einbricht, gehen sie wieder auf die Weide, und begeben sich zum Schlafen in abgelegene Felsenklüfte und Höhlen. Dieß ist ihr Aufenthalt in den Sommermonaten. Im Winter ziehen sie sich in die dichtesten Wälder am Fuße der Gebirge, und wählen immer sonnige Plätze. Im Frühjahre treibt sie der Mangel an Nahrung trotz ihrer Furchtsamkeit in die von Menschen bewohnten Thäler herab. Ihrer spitzigen Klauen wegen sinken sie immer in den Schnee, doch springen sie schnell hinweg. Das hinterste Thier setzt nämlich über den Rücken der vordern, kommt auf diese Weise bald eine weite Strecke über das Schneefeld weg, und wird der Anführer. Ihm folgt das nächste auf eben diese Weise, und so kommen sie bald über das beschwerliche Schneefeld, auf welchem sie sonst sehr ermüdet würden.

Es sind überaus friedliche Thiere, und die Natur hat sie ganz ihrer Bestimmung gemäß gebildet. Diese Alpenbewohner haben ein vorzügliches Gesicht, ein außerordentlich feines Gehör, und durch ihren Geruch wittern sie ihren Feind mehrere hundert Schritte weit. Die größte Stärke ist in den Hinterbeinen, durch welche ihr ganzer Körper eine unbeschreibliche Schnellkraft erhält. Wenn sie einen Menschen in der Nähe erblicken, so springen sie über dreißig Fuß hohe Abhänge hinunter, ohne Schaden zu nehmen. Sie setzen über tiefe Abgründe. Von Welden hat den Sprung einer Gemse gemessen, und ihn 21 Pariser Fuß weit gefunden. Sie springt leichter Berg auf als Berg ab, und setzt mit außerordentlicher Behutsamkeit die Vorderfüße, in denen sie eine große Gelenkigkeit besitzt, auf, damit sie keine Steine losmache. Auf Ebenen ist ihr Gang schleppend und ungeschickt, da ihr ganzer Bau für die Gebirge eingerichtet ist; auch können die Gemsen nicht laufen, nur springen.

So gerne die Gemsen in Gesellschaft leben, so trifft man doch alte Böcke meist einsam an, und nie wird man sie bei den Herden sehen. Diese trennen sich aber im Wintermonat ohnehin für kurze Zeit, da nun die Brunstzeit beginnt, welche bis December dauert. Man trifft in dieser Zeit gewöhnlich einen Bock mit ein oder zwei Ziegen beisammen an. Zu dieser Zeit gibt es unter den Böcken oft heftige Kämpfe, wobei nicht selten starke Verwundungen geschehen. Die Böcke, deren Hörner oben nach außen von einander stehen, suchen bei diesem Kampfe von, oben nach unten hauend, den Gegner zu verwunden. Auch sind um diese Zeit die Gemsen am fettesten. Der Schwächere flieht gewöhnlich, und wird hart verfolgt. In der Gefahr geht die Gemse muthig auf ihren Feind los, wenn sie keinen anderen Ausweg mehr hat, besonders auf die Hunde. So lange sie fliehen kann, flieht sie. Sie scheuet jedoch die Gletscher zu betreten, weil sie auf denselben nicht leicht fortkommt.

Die Nahrung der Gemsen besteht im Sommer im Grase und allerlei Alpengewächsen, welche nahe am Schnee wachsen. Eine besondere Lieblingsnahrung für sie sind die jungen Triebe der Nadelbäume, Wachholder, Tannen und Fichten. Im Winter leben sie von Laub, dürrem Grase und dem Moos, welches dem Rennthiere zur Nahrung dienet, und welches auch auf unseren Alpen angetroffen wird. Sie kommen im Winter nahe an die Häuser, sogar in tiefe Thäler herab, besonders im Frühjahre, wenn hier junges Gras hervorkommt, und in dem Gebirge noch Alles mit Schnee bedeckt ist. Sie lieben auch das Salz wie alle Wiederkauer. Statt Wasser lecken sie häufig Schnee. Sie weiden selten anders als des Morgens und Abends, und sind dabei beständig auf der Hut. Sie durchschauen von Zeit zu Zeit die ganze Gegend, besehen und beriechen jeden Gegenstand, der ihnen fremd ist, und wachen beständig, ob sich ihnen eine Gefahr nahet. Dieß thun alle in der Gesellschaft, und nicht nur einige, welche, während die Herde weidet, Wache halten sollen. Bemerkt eine Gemse irgend eine Gefahr, so gibt es durch Pfeifen ein Warnungszeichen, und stampft mit den Füßen. Hierauf entfernen sie sich alle mit Blitzesschnelle, und fliehen über die steilsten Anhöhen und Klippen.

Die Gemse wirft, nachdem sie 20 bis 22 Wochen trächtig gewesen ist, ein, selten zwei Junge, und sucht für dieselben einen Ort, meistens unter einem Felsenabhange, wo sie von Wind und Regen geschützt sind. Sie bereitet sich kein weiches Lager. Die Jungen saugen 6 Monate, und die Mutter sorgt mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit für dieselben. Sie lehrt sie Felsen besteigen, warnt sie vor Gefahr, und ruft sie mit meckender Stimme, wenn sie einen Feind wahrnimmt. Sie führt ihre Jungen an solche Orte, welche sie leicht überspringen können, und macht ihnen den Sprung vor, den dieselben nicht früher wagen.

Die Gemse hat viele Feinde, und selbst ihr Aufenthalt ist ihnen sehr gefährlich. Durch Schneelauwinen kann eine ganze Herde umkommen, so wie durch herabrollende Steine und Felsenstücke. Obgleich diese Thiere

die erwähnten Gefahren leicht merken, und sich durch schnelle Flucht zu retten suchen, so werden sie doch bisweilen davon überrascht, in Abgründe geschleudert und bedeckt. Unter den Thieren sind der Luchs, der Bär und der Wolf, welche ihnen gefährlich werden können; allein diese Raubthiere der Alpen greifen lieber zahmes, weniger flüchtiges Vieh an, und nur selten werden Gemsen zu ihrem Raube, am seltensten dem langsamen Bären. Einer der gefährlichsten Feinde dieser Thiere ist der Adler und der Lämmergeier. Diese erspähen in den hohen Lüften die ruhig weidenden Gemsen, tragen die Jungen in den Klauen davon, und suchen die Alten mit ihren kräftigen Flügeln tödtlich zu verwunden, oder stoßen sie in den Abgrund, wo sie ihre sichere Beute werden. Aber der allergefährlichste Feind ist der Mensch, der unabläßlich dieses Thier verfolgt, und keine Gefahren scheuet, ja selbst mit eigener Lebensgefahr die steilsten Felsen erklettert, um eines dieser Thiere habhaft zu werden. Der Gemsenjäger muß einen freien Kopf, ein gutes Gesicht, und sichere Füße haben, damit er über die steilsten Klippen, neben den schrecklichsten Abgründen, und über die überhängendsten Abhange gehen könne, ohne zu schwindeln. Er muß sich gewöhnen, über Eisfelder und Gletscher zu gehen, über Eisspalten wegzusetzen, Sturm, Hunger und Kälte zu ertragen; er muß eine gute Brust haben, um leicht bergan steigen und die reine Atmosphäre aushalten zu können. Vor allen aber muß er mit seiner Büchse gut umzugehen wissen. Mitten in der Nacht verläßt der Gemsenjäger seine Wohnung; oft geht er schon gegen Abend aus, gönnt sich irgendwo in einer Alpenhütte einige Stunden Ruhe, und sucht noch vor Tagesanbruch den Aufenthalt der Gemsen zu übersteigen. Seine Rüstung besteht in einer leichten Kleidung und stark genagelten Schuhen, woran er Fußeisen schnallen kann. Er ist mit einem langen, starken, unten mit Eisen beschlagenem Alpstocke, mit einer guten Flinte, mit Pulver und Kugeln, und meist auch mit einem Fernrohre versehen. In seiner Jagdtasche trägt er einen Mundvorrath', etwas Brot und Käse', und ein Fläschchen Wein oder Branntwein.

So besteigt er die Spitzen der Berge, durchspäht mit scharfem Auge die höheren Gebirgsregionen, und beobachtet genau mit einem Haar, welches er in die Luft hält, die Richtung des Windes, damit die Gemsen ihn nicht wittern. Er sucht den Weideplätzen der Gemsen nahe zu kommen, und verbirgt sich hinter einen Felsen, bis sie ihm selbst in den Schuß kommen. Sobald er die Hörner der Gemse unterscheiden kann, schießt er. Zuweilen sucht er ihnen, auf dem Bauche kriechend, gegen den Wind näher zu kommen. Da die Gemse ein sehr zähes Leben hat, und auch bei den stärksten Verwundungen sehr oft entkommt, so muß der Jäger gut zielen, und Brust oder Kopf zu treffen suchen; denn selbst mit drei Beinen lauft sie so schnell davon als die übrigen. Angeschossene Gemsen stürzen oft über eine Felsenwand hinunter, und zerschmettern sich so, daß sie ganz unbrauchbar werden, wenn man sie auch bekommt. Am gefährlichsten ist es, wenn die Thiere auf flache und steile Felsenmassen flüchten, und der Jäger nachsteigen will; da versteigt er sich oft so, daß er weder vor- noch rückwärts kommen kann, und sich glücklich schätzen muß, wenn er nach stundenlangen Versuchen sich wieder gerettet sieht. Hat der Jäger eine oder zwei Gemsen erlegt, so geht die Mühe erst vom Neuen an; denn dann muß er bedacht seyn, die Beute in wegsame Gegenden zu tragen. Er weidet das Thier aus, bindet die Füße zusammen, und hängt dieselben über die Stirn, so daß der Körper auf dem Rücken und Nacken des Jägers aufliegt; der Kopf wird so wie die Flinte an die Füße der Gemse gehängt. So beladen steigt er, an den Alpstock sich lehnend, behutsam seiner friedlichen Wohnung zu.

Das Fleisch, wenn es nicht von zu alten Thieren ist, ist vortrefflich. Die Haut wird gegerbt, und zu Beinkleidern, Kollets und dergleichen verwendet. Wegen der Dichtigkeit braucht man die Haut zur Reinigung des Quecksilbers. Die Milch und der Talg wird so wie von der Ziege benützt. Aus den Hörnern verfertiget man allerlei Drechslerarbeiten. Die Gemsekugeln, welche sich in dem Magen dieser Thiere bilden, und welche man deuschen Bezoar nennt, wurden ehemals für Arzeneimittel gehalten. Eine ganze Gemse wird mit drei bis vier großen Thalern, je nach der Größe oder Häufigkeit bezahlt.

Jung eingefangen, lassen sich die Gemsen leicht zahm machen, sind aber dann nicht so munter wie die wilden; man muß sie aber sehr jung erhalten, und an den Ziegen saugen lassen. Bey sorgfältiger Wartung werden sie so zahm wie jedes Hausthier, folgen ihrem Herrn wie die Hunde, kommen auf den Ruf, und springen an ihrem Wohlthäter auf; auch vertragen sie sich sehr gut mit den Hunden, mit welchen sie sogar ihr Lager theilen. Zu ihrem Aufenthalt fordern sie einen Ort, wo sie sich immer bewegen können; dieß geschieht vorzüglich auch gern des Nachts. Warme Ställe sind ihnen jedoch zuwider. Sie setzen oft über Mauern, wenn sie in Höfen gehalten werden, welche 14 Fuß hoch sind, ohne Schaden zu nehmen. In der Gefangenschaft fressen sie gerne Brot, frisches Gras, Heu und Gemüse. Frisches Wasser ist ihnen unentbehrlich.

7. Gattung.

Ziege. (Capra.)

Diese Thiere haben in der untern Kinnlade 8 Vorderzähne von gleicher Größe, und berühren sich an den Rändern; in der obern fehlen sie gänzlich; sie haben auch keine Eckzähne; Backenzähne haben sie oben und unten sechs.

Die Hörner sind hohl, zusammengedrückt und nach hinten gerichtet; seitwärts platt, mit Reifen umgeben. Beide Geschlechter tragen die Hörner das ganze Leben durch. Die Nasengegend flach, bey einigen vertieft. Die Ohren sind spitzig, gerade, und sehr beweglich. Der Körper und die Beine stark, der Schwanz kurz uud meist in die Höhe stehend.

Diese Thiere lieben eine erhabene, gebirgige Gegend, klettern leicht, und leben gemeinschaftlich in Herden. Sie sind lebhaft, haben feines Gesicht, Gehör und Geruch.

Diese Arten finden sich nur in der alten Welt.

T. 173. Der Steinbock. (Capra Ibex.)

Er unterscheidet sich von den andern Gattungen durch die halbmondförmig gekrümmten Hörner, die oben knotig, von Farbe schwärzlich sind, und bei alten von 2 Fuß 7 und 8 Zoll Länge haben. Das Gewicht beider mit den Knochenzapfen beträgt 10 bis 16 Pfund. Die Hörner der Weibchen oder Steingeißen sind viel kleiner, kaum einen halben Fuß lang, weniger knotig, und von Farbe bräunlich. Der Hals ist dick und stark, der Kopf nicht groß, besonders im Verhältniß zu den ungeheuren Hörnern, welche den Steinbock nöthigen, den Kopf hoch zu tragen. Die Ohren sind klein, und stehen tief an den Seiten des Hinterkopfes. Die Beine sind etwas dick, plump und stark; die Hufe stark, unten scharf und rauh, und besonders zum Anhalten auf harten Körpern geschickt. Der Schwanz ist kurz, und steht wie bey den Ziegen aufwärts. Die Farbe ist nach den Jahreszeiten verschieden, und wechselt vom Braunen bis ins Rothgraue und Aschgraue ab. Im Sommer ist das Haar viel kürzer als im Winter, und an den meisten Theilen weißgrau, indem unter den grauröthlichen Haaren viele weiße gemischt sind; an andern Stellen hat die röthlich-graue Farbe die Oberhand. Die Farbe der Haare am Kopfe ist im Ganzen gelblich-grau.

Junge Steinböcke haben am ganzen Leibe ziemlich steife und grobe Haare, die eine graue, wenig ins Röthliche ziehende Farbe haben; der Bauch und die inwendigen Seiten der Beine sind weiß.

Die Länge von der Nasenspitze bis zum Schwanze ist 4 Fuß 6 Zoll; des Schwanzes 6 Zoll.

Der Steinbock ist äußerst scheu und flüchtig, und obgleich sein Körper schwerfällig scheint, so lauft er doch mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit auf den gefährlichsten Klippen herum, und springt in gewaltigen Sätzen gleichsam fliegend von einem Abhange zum andern, ohne sich den geringsten Schaden zu thun. Er stürzt von den steilsten Felsenwänden hinab, hält aber jedesmal die Hörner vor, welche so stark sind, daß sie die heftigsten Stöße leicht ertragen. Er ist unter allen Thieren der geschickteste Springer.

Ehemals lebte der Steinbock in dem schweizerischen, tyrolerischen und savoi'schen Gebirge; allein seit dem vorigen Jahrhundert ist er aus diesen Bergen beinahe ganz verschwunden, und nur die Gebirge zwischen dem Rosa und Montblank sind die einzigen, wo er sich noch aufhält. Im Salzburgischen hielten sich diese Thiere am längsten, doch wurden sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz ausgerottet, so daß der Steinbockgarten im Schlosse zu Hellbrunn mehrere Jahre leer stand, bis endlich der Erzbischof Andreas vier Stücke, wahrscheinlich aus Wallis, erkaufte, welche sich daselbst bis zum Einfalle der Franzosen bis etwa auf 12 Stück vermehrt hatten, damals aber alle niedergeschossen wurden.

Die wilden Steinböcke kommen selten in die Ebenen herab, außer es treibt sie Gefahr, welche ihnen meist die Schneelavinen darbieten, in die Niederungen. Sie können keine Hitze ertragen, und halten sich im Sommer lieber auf der Nordseite der Felen auf; im Winter nur ziehen sie auf die Westseite.

In seiner Lebensart hat der Steinbock viel mit der Gemse gemein. Seine Stimme ist ein ähnliches Pfeifen der Gemse. Seine Nahrung besteht in mancherlei Alpenpflanzen, welche allen wiederkauenden Thieren angenehm sind. Im Winter nähren sie sich von Knospen der Zwergweiden, Birken, Erlen, Alpenrosen und verschiedener Moose. Salz lecken sie außerordentlich gern, daher sieht man sie häufig an salpeterhaltigem Gestein, welches mürbe und zerfallen ist.

Die Brunstzeit fällt im Januar. Da kämpfen die Steinböcke mit ihren gewaltigen Hörnern um die Weibchen, welche sich dem Sieger übergeben. Sie stoßen wie die Ziegenböcke so oft auf einander los, daß sie auf den Hinterbeinen stehen, und den Stoß seitwärts richten.

Die Ziege ist fünf Monate trächtig, und wirft meist in den letzten Wochen des Juni oder Anfangs Juli ein, selten zwei Junge von der Größe einer Katze, welches gleich mit der Mutter läuft, und sich nach einigen Stunden schon in den Felsen verbergen kann. Die Mutter sorgt mit vieler Sorgfalt für das Junge, hält sich, so lange sie es säugt, mit ihm am Tage in Felsenhöhlen verborgen, ruft es durch eine Art Mäckern, und leitet es.

Findet man die Steinböcke jung, so lassen sie sich leicht zahm machen. Sie behalten ihre natürliche Lebhaftigkeit und Munterkeit bei, ohne davon zu laufen, weiden mit den Ziegen und kommen zurück; auch begatten sie sich mit der Hausziege. Wenn sie aber alt werden, verlieren sie ihre Zahmheit, und werden oft böse.

Die Steinböcke in Bern waren Anfangs sehr zahm, und folgten dem Rufe ihres Führers, ließen sich von ihm berühren, und fraßen jedem aus der Hand; allein dieß änderte sich mit dem Alter ganz. Der Bastardsteinbock in Bern zeigte bald seine Stärke, nicht bloß durch Sprünge, sondern durch Stoßen. Er besuchte einst den Professor auf dem astronomischen Observatorium, und riß ihm den Rockärmel auf; er stieß die Personen, welche sich ihm näherten, über den Haufen, und trieb allerlei Possen, so daß man ihn auf der Schanze, wo er bisher war, nicht länger halten konnte. Man setzte ihn auf einen Berg bey Unterseen; er wurde auch da gefährlich, und hätte einen Sennen beinahe umgebracht, wenn man ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Er wurde nun auf die Griesel gesetzt, wo er noch hauset, und zuweilen die Reisenden neckt. Den Hund auf dem Spital, eine große Dogge, welcher ihm schmeicheln wollte, warf er mit seinen Hörnern über den Kopf. Die Steinziege aber blieb immer sanft und folgsam. Die unlenkbare Natur der Männchen bewies sich also bei diesem Bastardbock, von welchem bereits zahlreiche Nachkommen vorhanden sind.

Das Fleisch des Steinbocks wird gegessen; es soll aber zähe und schwer zu verdauen seyn. Große Steinböcke wiegen ausgeweidet 180 bis 200 Pfund. Das Fell läßt sich gut bearbeiten und ist sehr geschmeidig. Aus den Hörnern werden verschiedene Geräthe verfertiget.

Die Steinbocksjagd ist noch weit gefährlicher als die Gemsenjagd. Der Jäger muß sich gefaßt machen, wegen der Seltenheit seines Gewildes 8 bis 14 Tage, Tag und Nacht, fern von allen menschlichen Wohnungen, unter freyem Himmel im Hochgebirge zu verbleiben, wenn ihm das Glück zu Theil werden soll, einen Steinbock zu erhaschen. Denn der Steinbock springt, wie schon gesagt, über Abgründe, und hängt sich mit seinen Hörnern an den steilsten Klippen an, wo den Menschen der Zugang unmöglich ist; oder rennt wohl, wenn er keinen andern Ausweg findet, mit großer Gewalt auf den Jäger zu, und stoßt ihn, falls er nicht ausweichen kann, in den Abgrund.

T. 174. Die Hausziege. (Capra hircus.)

Die männliche Ziege oder der Bock ist an den Hörnern kennlich; denn sie sind groß, oft mehrere Fuß lang, an den Seiten zusammengedrückt, gerunzelt, meistentheils in einem großen Bogen rückwärts gekrümmt, aber auch oft anderwärtig gebogen und gewunden. Die Weibchen haben nicht immer Hörner. Der Körper der Ziege ist mager, und die Knochen sehr deutlich vorstehend, die Schnauze gerade oder etwas vertieft; die Augen sind groß und lebhaft; die Ohren gerade, tutenförmig und beweglich. Das Haar, welches den Körper bedeckt, ist fein. Die Farbe ist wie bei allen Hausthieren verschieden, weiß, falb, braun, schwarz und gefleckt. Die meisten Böcke und Ziegen haben einen Bart; viele haben auch vorn am Halse zwei Hautverlängerungen, die wie Zöpfchen herunter hängen und Glöckchen heißen. Der Hals ist lang, die Beine stark; der Schwanz kurz, aufwärts stehend, und nur oben behaart.

Die Ziege ist über den ganzen Erdboden verbreitet, und überall als ein nützliches Hausthier aufgenommen, welches vielleicht sich schon beim Entstehen der Menschheit an denselben geschlossen, und sehr bald gezähmt wurde. Die Ziege zeigt zwar einen großen Hang zur Freiheit; aber bald kehrt es wieder zu den menschlichen Wohnungen zurück, und gedeiht unter Pflege und Wartung der Menschen weit besser, als wenn man ihr die Freiheit ließe. Sie liebt die bergigen Gegenden, und bleibt im Sommer auf den Alpen im Freien, wird aber dadurch nie wild oder menschenscheu, im Gegentheile zutraulicher und anhänglicher als die Stallziege. Sobald der Wanderer einen Alpenweg betritt, und ihn die in den Felsen zerstreuten Ziegen erblicken, so kommen sie in flüchtigen Sätzen auf ihn zu, schmiegen sich an ihn, und begleiten ihn mehrere Stunden weit bis auf die Gletscher, so daß man oft Mühe hat, sie wieder los zu werden.

Wenn sie von einem andern Thiere verfolgt werden, so eilen sie dem Menschen zu, und suchen Schutz. Ueberhaupt scheint das Zutrauen zu dem Menschen ihnen von Natur zugethan zu seyn; doch flieht sie ihn auch bisweilen, wenn sie übel gelaunet ist.

Es gibt sehr verschiedene Varietäten, und von keiner kann man mit Gewißheit sagen, daß es die Stammrasse der Hausziege sei. Der Steinbock der europäischen Alpen, der sibirische Steinbock, der kaukasische Steinbock, die Bezoarziege und der nubische Steinbock haben so viele Aehnlichkeit mit der Hausziege, daß sie von

allen mit gleichem Rechte abstammen könnte. Die größte Aehnlichkeit jedoch hat sie mit der Bezoarziege, und diese wollen wir als Stammrasse gelten lassen.

Wild trifft man die Ziege fast nirgends mehr an, und man weiset derselben ihr Quartier gewöhnlich in Ställen neben größerem Viehe an.

Sie verlangen einen reinlichen Aufenthalt, der im Winter gegen Kälte möglich gesichert ist. Feuchtigkeit, Nässe und Unreinlichkeit ziehen ihnen viele Krankheiten zu. In Hinsicht ihres Futters lieben sie die Abwechslung, und sind außerordentlich leckerhaft. Alles, was nur genießbar scheint, suchen sie zu bekommen; selbst den Schierling, welcher dem Menschen tödtlich ist, verzehren sie in ziemlicher Menge, ohne daß er ihnen den mindesten Schaden bringt. Alle Arten vom Laube der Gartenblumen sind den Ziegen eine gedeihliche Nahrung. Die Blätter von Kirschbäumen und Akazien, die Schalen von getrockneten Bohnen, die Brombeeren u. s. w. sind für sie eine wahre Leckerei.

Die Ziege nützt dem Menschen durch Milch, Fleisch, Felle, Haare und Horn, und ist für arme Völker, welche von ihrem Feldbau keine Kühe erhalten können, ein wahres Geschenk, welches ihnen Alles bietet, um ihr Leben erhalten zu können.

Das Fleisch von jungen Ziegen ist fein und zart, und gibt eine delicate Speise. Den Talg gebrauchen die Gerber; er gibt aber auch gute Lichter, und wird in den Apotheken verschiedentlich benützt.

Die Ziegenmilch schätzt man höher als die Kuhmilch, und ist für Kranke ein heilsames Getränk. Werden die Ziegen nur mit gewissen Kräutern gefüttert, so erhält die Milch mancherlei Kräfte, die für gewisse Krankheiten ein wahres Heilmittel sind.

Ziegenmilch gibt auch gute Käse.

Aus dem Felle wird Corduan, Saffian und Pergament gearbeitet. Die Bocksfelle geben gute Handschuhe und Beinkleider. Die Haare werden zu Strümpfen, Hüten und auf manch andere Art verwendet.

T. 178. **Die Cachemir-Ziege.** (Capra hircus lanigera.)

Ihre Größe ist mittelmäßig, die Hörner sehr platt, spiralförmig gewunden, mit den Spitzen aus einander stehend; die Ohren breit und hängend; das Haar seidenartig, glänzend und sehr fein; das innere Haar wollig, sehr fein und meistens weiß von Farbe.

Diese Ziege stammt aus Cachemir, und ist wegen der Feinheit der Haare sehr berühmt, aus welchen die bekannten kostbaren Cachemir-Shawls bereitet werden. Im Jahre 1819 wurde sie durch Herrn Amadäus Faubert in Frankreich eingeführt. Diese Thiere sind in allen Theilen mit der eigentlichen thibetanischen Ziege sehr nahe verwandt, und man kann sie als Stammrasse der Cachemir-Ziege annehmen. Sie sind von dem persischen Fürsten Thomas Kuli Khan in Cabul-Candahar und in die große Barbarei eingeführt worden. Herr Faubert kaufte die in Frankreich eingeführten in den Steppen des Urals; es war zwar keine ganz reine Rasse, welche aber durch einen in Frankreich schon vorhandenen Bock hergestellt wurde. Wünschenswerth wäre es, wenn diese Ziegen häufiger in Deutschland eingeführt, und in den Alpengegenden erzogen würden; denn der Nutzen, welchen sie der Manufaktur geben, würde reichlich die Milch ersetzen, um welche sie weniger als die Hausziegen geben.

Die angorische Ziege. (Capra hircus angorensis.)

Von dieser Ziege findet man viele Varietäten, welche sehr weit über den Erdboden verbreitet sind, und die verschiedenen Himmelsstriche haben auch wohl die mannigfaltige Verschiedenheit unter diesen hervorgebracht. Unter allen Spielarten steht die angorische Ziege wegen der Länge und Feinheit ihrer Haare oben an. Ihr Stammland ist Kleinasien, in der Gegend der Stadt Angora.

Diese Ziege unterscheidet sich von der Hausziege durch längere Beine, einen kürzeren Leib, breitere Stirn und durch die schneckenförmig gewundenen und beinahe horizontal vom Kopfe abstehenden Hörner. Das Haar ist lang, fein, glänzend, seidenartig und krauslockigt. Bei den meisten ist die Farbe schwarz, bei einigen aschgrau, nur wenige sind weiß. Ueberhaupt steht die Wolle dieser Thiere der Seide wenig nach; das längste Haar ist zuweilen über einen Fuß lang; diese machen das Grundgewebe der Zeuge aus, welche man Camelots nennt. Wegen der Vortrefflichkeit des Haares haben es viele Europäer gewagt, trotz dem strengsten türkischen Verboth einige aus Kleinasien nach Europa zu bringen, und hier fortzupflanzen; es gelang beinahe in allen Gegenden, doch vernimmt man nicht, daß ein großer Vortheil zu erwarten sei; denn die Einfuhr des Kamehlhaares ist noch so, wie sie vor der Uebersiedlung der angorischen Ziege war.

Die Ziege von Juda. (Capra hircus reversa.)

Die Hörner sind weißlich, groß, sehr platt, vom Kopfe abstehend, und sich anderthalbmal um sich selber windend. Das Haar des Körpers ist lang, seidenartig und meist weiß; das Wollhaar sehr fein und weich; eine kleine Mähne lauft vom Hinterkopf bis zur Schwanzwurzel, aus längeren Haaren bestehend; die Beine niedrig, und die Höhe beträgt nur 1 Fuß 5 Zoll.

Diese Ziege stammt aus Afrika, im Königreiche Juda, und hat mit der Cachemir-Ziege viele Aehnlichkeit, ist aber kleiner und niedriger auf den Beinen.

Die Mamberziege. (Capra hircus mambrica.)

Von dem Berge Mamber in Syrien, ist bloß eine Abart von unserer zahmen, aber viel größer. Man trifft sie überall im ganzen Orient als ein sehr nützliches Hausthier an. Ihre Farbe ist weiß, und die ganze Gestalt und Lebensart gleichen unserer Hausziege. Das, wodurch sie sich von dieser am auffallendsten unterscheidet, sind die langen röthlichen, zu beiden Seiten schlapp herabhängenden, Ohren.

Die übrigen merkwürdigsten Varietäten der Hausziege sind noch: Die ungehörnte Ziege (Capra hircus acera), die Ziege von Thibet (Capra hircus Thibetana), die Ziege von Oberegypten (Capra hircus Thebaica), die Ziege von Nepaul (Capra hircus arietina), die Zwergziege (Capra hircus depressa), die Cossus-Ziege (Capra hircus Cossus), und die unbärtige Ziege (Capra hircus imberbis).

Unter allen Hausthieren scheint die Ziege in ihren Sitten am meisten der Urrasse, wenn sie von der Bezoarziege abstammt, gleich geblieben zu seyn. Das Auge ist lebhaft, der Gang munter. Die Form der Ziege ist um so schöner, je mehr sie in der Freiheit lebt, und ihre Weide in den Gebirgen hat. Die auf den Schweizer Alpen gehaltenen Ziegen haben oft eine solche Gewandtheit im Klettern wie die Gemsen, und sind ihnen selbst in der Farbe ähnlich.

In den meisten cultivirten Gegenden leidet man die Ziege nicht auf der Weide, weil sie da viel verderben. Sie benagen fast alle Gesträuche, und genießen die jungen Knospen und Triebe der Bäume, und sind daher den jungen Gärten und Waldungen sehr schädlich. Auch Weinlaub fressen sie gern, daher wurden sie in der alten Zeit dem Bacchus geopfert.

Wenn die Ziegen im Stalle unreinlich gehalten werden, so nimmt ihr Körper und ihre Milch einen unangenehmen Geruch und Geschmack an.

Die Brunstzeit fällt in die Monate October und November; dann mäckert die Ziege unaufhörlich. Die Böcke sind sehr muthig, und schlagen einander mit den Hörnern. Ein Bock kann zwar hundert Ziegen befruchten; gibt man ihm aber mehr als achtzig bei, so wird er zu früh entkräftet. Zu allen Zeiten, besonders aber zur Brunstzeit, geben die Böcke einen unausstehlichen Geruch von sich. Schon nach einem Jahre sind sie fähig, ihr Geschlecht fortzupflanzen. Die Ziege trägt etwas über fünf Monate, und wirft nur ein Junges, gegen welches sie zärtlich ist, und dasselbe fünf Wochen saugt. Die Jungen sind muntere Thiere, welche sehr possierliche Sprünge machen. Die Ziegen begatten sich auch mit der Gemse und dem Steinbock.

Der Nutzen, welchen uns diese verschaffen, ist sehr bedeutend.

Die gefährlichsten Feinde der Ziegen auf den Alpen sind der Bär, Wolf, Luchs, Adler und Lämmergeier, daher haben sie wenig Krankheiten. Die Raude und die Sucht sind ansteckende Krankheiten, wovon die Ziegen befallen werden. Auch die Drehkrankheit bekommen sie.

Das Schaf. (Ovis.)

Dieses Thier ward so wie die Ziege von den Menschen schon in den ältesten Zeiten gezähmt, es gewöhnte sich an jedes Klima, und schafft den Menschen unter allen Hausthieren den meisten Nutzen. So weit wir jetzt das Schaf kennen, könnte es ohne Menschenhilfe gar nicht bestehen. Muthlos und ohne Mittel, sich gegen Feinde vertheidigen zu können, würde es bald aufgerieben werden.

Man findet in den Gebirgen der alten Welt und in Nordamerika ein dem Schafe ähnliches Thier, welches Muflon oder wildes Schaf genannt wird, und welches auch für den Stammvater des Schafes gehalten wird.

Es hat unten 8 Vorderzähne, keine Eckzähne, und 6 Backenzähne. Die Vorderzähne bilden einen ganzen Bogen, und berühren sich alle am Rande.

Die Nase gebogen. Hörner dick, eckig, in die Quere gerunzelt, seitlich spiralförmig gewunden. Keine Thränenhöhlen. Kein Bart. Die Ohren sind mittelmäßig und spitzig. Die Beine dünn. Der Schwanz kurz und hängend.

Der afrikanische Muflon. (Ovis tragelaphus.)

Bewohnt die hohen Gebirge der Barbarei, und ist bis nach Egypten verbreitet, wo Herr Geoffroy Saint-Hilaire denselben entdeckte.

Er hat die Größe eines Schafes.

Die Hörner sind mittelmäßig, nicht spiralförmig gewunden, an ihrer obern Fläche breit, etwas länger als der Kopf. Das Haar nicht wollig, aber sehr weich; den Hals ziert eine lange Mähne, und ein Kreis sehr langer Haare bildet eine Art Schürze um die Knie.

Die Farbe ist am Körper rothbraun.

T. 178. **Der sardinische Muflon.** (Ovis Musimon.)

Die Hörner sehr stark, nach hinten gekrümmt, an der Spitze aber nach oben und vorn gebogen, an der Basis besonders gerunzelt, dick, graugelblich. Die Ohren mittelmäßig, gerade, spitzig und sehr beweglich. Der Körper stark, muskulös, mit abgerundeter Form, der Hals dick, die Beine stark, die Hufe kurz, graugelblich; der Schwanz sehr kurz und unten meistens gekrümmt, am obern Theile nackt. Die kurzen Haare grau, fein, dicht gekräuselt, durch die oberen Haare bedeckt, welche grob sind. Die Farbe ist meist rothfalb, an Kopf, Hals, Schulter, Rücken und an den äußeren Theilen schwarz gemischt. Die Winterhaare sind dunkler; das Haar unter dem Halse bildet eine Art Halsband oder Wamme, die Rückenlinie ist fast schwarz, besonders an den Schultern.

Das Weibchen hat viel kleinere, oder gar keine Hörner, und einen weniger dichten Pelz. Die jungen Thiere haben eine hellere Farbe. Die Hörner beim Männchen wachsen bald nach der Geburt, und sind am Ende des ersten Jahres schon 4 bis 6 Zoll lang.

Die Höhe beträgt 2 Fuß 6 Zoll, die Länge von der Nasenspitze bis zum Schwanze 3 Fuß 4 Zoll; die Hörner, wenn sie ausgewachsen sind, haben eine Länge von 1 Fuß 11 Zoll; der Schwanz $3\frac{1}{2}$ Zoll.

Der Muflon ist ein plumpes, wildes Thier, welches einsame Gegenden den fruchtbaren und niederen vorzieht, wo mehrere Feinde ihn verfolgen. Außer der Brunstzeit lebt die Herde friedlich beisammen, und folgt dem Anführer wie die Hausschafe dem Leithammel. Während der Brunstzeit streiten die Widder mit großer Wuth gegen die Nebenbuhler, und man findet wenig Thiere, welche so wenig nachgiebig sind, als die Muflonwidder; sie streiten bis zum Tode, und ihre Wuth vermehrt sich bei jedem Stoße.

Das Vaterland dieses Muflons ist auf den Gebirgen von Corsika, Sardinien, die europäische Türkei, Cypern, und wahrscheinlich auch auf den Gebirgen anderer griechischen Inseln. Er bewohnt die hohen Felsen, und fast unzugängliche Gebirgsgräthe der wärmeren Zone, lebt in Herden, welche bisweilen aus hundert Stücken bestehen, die von einem großen Widder angeführt werden.

Die Brunstzeit fällt im December und Jäner. Die Begattung geschieht wie bei den Schafen, und die Tragezeit dauert 5 Monate. Im April oder Mai wirft das Weibchen die Jungen, welche stark behaart sind, und sogleich mit der Mutter davon laufen, welche große Sorgfalt für sie trägt, und sie mit Muth vertheidigt. Schon mit Ende des ersten Jahres sind sie fortpflanzungsfähig, erreichen aber ihren vollen Wachsthum nicht vor dem dritten Jahre.

Gesicht, Geruch und Gehör scheinen sehr fein, aber außerdem sind die intellectuellen Fähigkeiten dieser Thiere sehr gering, und stehen auf der untersten Stufe der Säugethiere. Die Gefangenschaft scheint darauf nicht den geringsten Einfluß zu haben, und die furchtbarsten Raubthiere sind leichter zu zähmen, als das wilde Schaf.

Der Muflon geht entweder im Schritt oder im Galopp. Wenn man ihn mit dem sibirischen Argali vergleicht, so scheint er ein flüchtiges Thier zu seyn, und für die Gebirge geschaffen, wie die Gemse und der Steinbock.

Das Fleisch des Muflon, wenn es nicht von einem alten Widder kommt, soll sehr saftig und gut seyn. Das Fell wird als Decken, Leder u. s. w. benützt. Aus den Hörnern verfertiget man allerlei Hausgeräthe.

Die Jagd ist so beschwerlich und gefährlich wie die Gemsenjagd. In der Flucht machen diese Thiere viele Umschweife und Seitensprünge. Vor Hunde stellen sie sich, und setzen sich zur Wehre; laufen weiter, und stellen sich abermals. Bei dieser Gelegenheit werden sie oft geschossen.

Das zahme Schaf. (Ovis aries.)

Als Urrasse betrachtet man gewöhnlich den Argali oder den Muflon. In dem Zustande, worin wir es kennen, findet man es nirgends auf dem Erdboden; selbst zahm findet es sich nicht überall. Es behält bloß in den gemäßigten Gegenden von Europa und Asien die Gestalt und Wolle, die es bei uns hat. Die Hörner beim Männchen sind hohl, zusammengedrückt, einwärts gedreht, fast an den Seiten der Backen anliegend, an Zahl und Gestalt verschieden.

Wenn wir die Wildheit des Argali oder Muflon betrachten, so läßt sich allerdings Vieles gegen die Meinung sagen, daß das zahme Schaf von denselben abstamme. Aber wenn man die lange Reihe von Generationen in Betrachtung zieht, seit welchen das Schaf stets nur unter der Pflege des Menschen sein Gedeihen fand, so läßt sich wohl mit Gewißheit annehmen, daß aus dem unzähmbaren und boshaften Argali ein zahmes und gutmüthiges Thier geworden ist. Das Naturell des Widders ist auch in keinem so großen Contraste mit dem Argali. Es gibt Widder, welche ungescheut den Menschen anfallen. Besonders sind die spanischen Widder muthig, rennen dummdreist auf die Leute los, und sind durch starke Männer nicht zu bändigen. Sie stoßen sich gegen einander oft mit großer Kraft, und stellen sich gegen Hunde. Das weibliche Schaf oder der castrirte Widder dagegen zeigen jene Sanftheit und Schüchternheit, zugleich aber auch jene Unbeholfenheit und Dummheit, welche zum Sprichwort geworden ist, und da diese weiblichen oder castrirten Thiere immer die Mehrheit ausmachen, so werden auch die Widder mehr gezähmt. Freilich sah man viel eher Ziegen als Schafe verwildern, wenn sie den ganzen Sommer auf den Alpen herumlaufen, allein ihr Naturell ist ganz verschieden. Es lassen sich also eben so viele Gründe für, als gegen die Meinung der Abstammung des Schafes vom Argali oder Mouflon angeben und gänzliche Entscheidung ist nicht wohl möglich.

Die Varietäten des Schafes sind noch zahlreicher als die Varietäten der Ziege, wir wollen nur die ausgezeichnetsten hier anführen.

T. 181. a. Das gemeine Landschaf. (Ovis rustica.)

Diese Rasse wird am häufigsten in Deutschland und in der Schweiz angetroffen, und ist nach Beschaffenheit der Umstände, der Weide u. s. w. bald etwas größer, bald kleiner, und gehört zu den Rassen geringerer Größe. Die Wolle ist im Allgemeinen grob und schlecht. Die Farbe weiß, schwarz, rostbraun oder, doch seltner, gefleckt. Der Schwanz mittelmäßig; die Beine niedrig; die Hörner des Widders groß, schraubenförmig und auswärts gedreht. Eine Spielart hat einen bis zur Erde hängenden Schwanz.

b. Das flämmische oder holländische Schaf.

Hat eine lange feinere Wolle als das vorige; der Körper lang; die Beine hoch.

c. Das Bergamasker Schaf.

Diese Rasse ist sehr groß. Sie haben stark gewölbte Nasen, tragen den Kopf hoch; haben vom Unterleibe bis an die Brust eine Art Wamme. Die Ohren hängen wie gelähmt dem Kopfe nach herunter. Die Beine sind sehr hoch, die Wolle grob und das Fleisch schlecht. Die Farbe ist immer weiß. Sie stammen aus den Thälern von Bergamo und Brescia, und werden über Sommer fast alle auf die Bündtner Alpen getrieben, wo die Schäfer auch die Milch benützen und Käse daraus verfertigen.

d. Das englische Schaf. (Ovis anglica.)

Die Wolle lang und fein; keine Hörner am Widder; der Schwanz lang und hängend. Diese Rasse stammt vom ursprünglichen englischen Schaf und dem spanischen her, welche vorzüglich unter Heinrich VIII. und der Königin Elisabeth in England eingeführt wurden.

e. Das spanische Schaf. (Ovis hispanica.)

Die Größe mittelmäßig oder klein. Die Hörner groß, spiralförmig gewunden, und nur selten beim Widder fehlend, der Kopf breit, die Nase mittelmäßig gebogen. Bei dem Merinos-Schafe sind Stirn und Backen oft mit eben so langer Wolle bedeckt als am Kopfe, die Wolle an diesem ist sehr fein, dicht, sehr weich, elastisch, aber kürzer als an dem gemeinen Schafe, in Locken gedreht, und sehr fett, oder voll vom sogenannten Schweiß, immer schmutzig weiß oder gelblich vom Staube, der sich in diese fettige Wolle setzt; nur an den Beinen und an einem Theile des Kopfes kurz. Der Schwanz mittelmäßig.

Diese Rasse, welche über ganz Spanien verbreitet ist, stammt ursprünglich aus der Barbarei. Wird äußerst selten in Ställe gesperrt, und die Herden derselben bedecken im Sommer die Gebirge von Leon und Asturien, und im Winter die Ebenen von Neu = Castilien und Estremadura. Gegenwärtig sind sie fast in allen Ländern Europa's verbreitet, behalten alle Eigenschaften der edlen Rasse, und gedeihen sehr gut.

f. **Das langbeinige Schaf.** (Ovis longipes.)

Der Körper ist mit schlaffen Haaren bedeckt, welche am Halse eine starke Mähne, und auf den Schultern einen Haarwirbel bilden; zuweilen bilden die Haare am Vorderhals eine Wamme; der Schwanz ist sehr hängend und lang. Die Nase sehr stark gebogen, die Ohren hängend; die Beine sehr lang. Die Hörner meist mittelmäßig mit einer Krümmung um den Kopf und um die Ohren. Am Halse bemerkt man Glöckchen, wie bei den Ziegen. Die Farbe ist sehr verschieden, weiß, braun, schwarz oder gefleckt.

Diese Rasse ist die größte, vorzüglich in Hinsicht der Länge der Beine, und nähert sich in der Form am meisten dem Mouflon, besonders auch durch den Mangel der Wolle. Das Vaterland dieser Rasse ist Afrika, besonders in Guinea, aber auch in der Barbarei.

g. **Das breitschwänzige Schaf.** (Ovis laticaudata.)

Diese Rasse wird auch noch meistens die arabische genannt, obgleich Arabien nicht ausschließend ihr Vaterland ist, denn es findet sich noch in andern Gegenden des Orients und in Afrika.

Die Größe dieses Thieres gleicht dem gemeinen Schafe; die Nase gebogen, die Ohren mittelmäßig hängend, aber sehr beweglich; die Wolle grob und lang, in dichten Locken herabhängend; die Hörner dick, nach hinten gerichtet, und dann sich nach unten auswärts biegend; an manchen Thieren fehlen sie ganz, an andern sind ihrer vier. Der Schwanz ist hängend, breit, nackt, fleischfarb, in eine Fettmasse gehüllt, in der Mitte mit einer Furche, oft 35, sogar bis 40 Pfund schwer, und seine Breite steigt oft über 1 Fuß. An der Wurzel ist der Schwanz schmal, unten breit. Diese Thiere werden in Herden von mehreren Tausenden gehalten. In Orenburg werden oft in einem Sommer 150000 bis 200000 Stücke solcher Schafe von den Kirgisen erhandelt und um des Talgs willen geschlachtet. Die Zahl derer, welche die Russen von den Kalmucken erhandeln, belauft sich noch viel höher.

Das Fleisch von den breitschwänzigen Schafen ist gut zu essen. Das sogenannte Fett aus dem Schwanze gleicht dem Marke an Geschmack, und wird wie Butter gegessen, mit welcher es auch mehr Aehnlichkeit als mit dem Fette hat.

h. **Das langschwänzige Schaf.** (Ovis longicaudata.)

Ist eine bloße Abart von dem gemeinen Schafe, und unterscheidet sich an Gestalt und Größe von demselben. Der Schwanz ist so lang, daß er auf der Erde schleppt. Er ist von oben bis unten mit Wolle bewachsen, welche an der Spitze einen Quast bildet. Die Wolle ist fein und kleinlockigt, daher braucht man die Felle zu Pelzen. Wird der Schwanz zu lang, so daß er durch das Schleppen auf der Erde verdorben würde, so legt man die Spitze desselben auf einen kleinen Schlitten oder Wagen, um die Quaste rein zu erhalten.

Im südlichen Rußland, in Astrakan, wo sich dieses Schaf findet, umwindet man den Leib desselben mit einem Tuche, begießt dieses täglich mit warmem Wasser, um die Wolle zu kräuseln. Ein Fell dieser Art wird sehr theuer bezahlt. In der Levante hat dieses Schaf die schönste und feinste Wolle, die wie gewässert aussieht.

i. **Das wallachische Schaf.** (Ovis strepsiceros.)

Beide Geschlechter tragen Hörner, welche sehr lang sind, beim Männchen stehen sie perpendicular in die Höhe, sind spiralförmig gewunden, und einander fast parallel, die Hörner des Weibchen sind von einander abstehend, und wie um ihre Axe gewunden. Die Wolle ist dicht, gewellt, grob und wird mit dem Felle zu Pelzen gebraucht. Der Schwanz ist lang mit sehr dichter Wolle; die ist die des gemeinen Schafes.

Diese Rasse findet sich in Ungarn, Siebenbürgen, in Creta und in der Wallachei.

k. **Das isländische Schaf.** (Ovis polycerata.)

Diese Schafe, von welchen ein Theil halbwild ist, findet man besonders in Island und den Faroerinseln und in Norwegen; sind klein; haben die Hörner unregelmäßig, groß, in der Zahl von zwei bis zu sechs, nicht spiralförmig, sondern einfach gebogen und nach hinten gerichtet, bald nach oben, bald seitwärts. Das Haar ist von verschiedener Art, das äußere allein sichtbar, unter diesem grobe Wolle, und auf der Haut ein feiner, weicher

Flaum. Kopf, Schwanz und Beine sind mit kurzen Haaren bedeckt. Die Farbe im Allgemeinen braunröthlich; Unterhals und Brust schwärzlich, der Schwanz schwarz.

So nützlich die Schafzucht sowohl für den einzelnen Landwirth als im Allgemeinen ist, so kann sie doch nur im Großen gedeihen, und zwar nur in einem Lande, wo viel unangebautes Land ist, und große Weiden bestehen. England, das wenig bevölkerte Spanien, Ungarn, Kroatien, die Wallachei, die kirgisischen und kalmuckischen Steppen, Afrika, die ungeheueren Ebenen von Südamerika; auch Deutschland, besonders Sachsen und Böhmen sind Gegenden, wo die Schafzucht mit einem hohen Grad der Aufmerksamkeit betrieben wird. Sollen die Schafe gedeihen, so müssen sie eine gesunde und trockne Weide haben. Und da es von dem Argali abstammt, so sind Gebirge seine wahre Heimat. Die Stallfütterung gewähret wenig Vortheil, weil die Wolle dadurch verdorben, und das Fleisch einen unangenehmen Geschmack annimmt. Man läßt daher die Schafe so lange im Freien, treibt sie auf Brach- und Stoppelfelder, bis der Winter es nöthig macht, sie in Schutz zu bringen. Das Schaf genießt alle Pflanzen, welche dem Rindvieh gedeihlich sind, besonders aber lieben sie die verschiedenen Kleearten, Kastanien sind für sie eine gute Nahrung wenn sie einmal daran gewöhnt sind, nur muß man ihnen dieselben mit anderem Futter vermischen. Salzpflanzen sind ihnen sehr angenehm, daher die Schafzucht in den Steppen sehr gut gedeihet. Saure Kräuter oder Sumpfpflanzen sind ihnen sehr schädlich, und die meisten Schafkrankheiten entstehen von sumpfigen Weiden.

Die Schafe sind die schwächsten, geduldigsten und dümmsten Hausthiere, und von den Menschen am meisten abhängig. Sie folgen blind dem Leithammel nach. Bei Gewittern, besonders Donner, Blitz und Platzregen drängen sie sich dicht zusammen, stecken den Kopf zur Erde, und lassen sich nicht von der Stelle bringen. Nicht selten werden solche Herden vom Blitze getroffen, und viele erschlagen. Ein kleines Hündchen jagt oft eine ganze Herde in die Flucht. Auch gegen seine Jungen ist das Schaf unempfindlich, es bekümmert sich wenig um sie, läßt sich dieselben ohne Widerstand nehmen, und frißt selbst neben der Schlachtbank ruhig.

Selbst der Begattungstrieb weckt seine Fähigkeiten nicht sehr, die Widder stoßen zwar gegen einander, aber das Schaf ist dabei ganz ruhig. Jedoch kennt die Mutter ihr Lamm, und dieses findet unter der ganzen Herde seine Mutter, wahrscheinlich nach der Stimme.

Die Begattungszeit ist vom November bis April, und ein Widder kann in wenig Tagen 60 bis 70 Schafe befruchten. Das Weibchen tragt 22 Wochen, wo sie dann meistens ein, selten zwei Junge wirft, worunter häufig Mißgeburten fallen. Nach kaum zurückgelegtem ersten Jahre ist der Widder fortpflanzungsfähig.

Das Schaf ist vielen Krankheiten unterworfen, welche meistens von ungesunder Weide, schlechtem Wasser, dumpfigen Ställen: von widriger Witterung und schlechtem Winterfutter entstehen. Besonders wird das Innere der Schafe oft von Eingeweidewürmern besucht. Der Leberregelwurm zerstört die ganze Leber und zieht meistens die Wassersucht nach sich. Die Drehkrankheit ist meistens ein ererbtes Uebel, und hat seine nächste Ursache von einer bald größeren bald kleineren, mit Wasser angefüllten, Blase in einer der beiden Stirnhohlen, welche der Wohnsitz eines Wurmes ist. Diese Krankheit ist selten heilbar.

Ueberdieß sind die Schafpocken eine sehr ansteckende Krankheit, und raffen oft ganze Herden weg. Der Durchfall entsteht von Ueberfüllung auf moosigen Weiden; die Wassersucht, Lungen- und Leberfäulniß von nasser Weide. Das Blutharnen, der Zungenkrebs, die Kolik, Ruhr, die Maulsucht, die Egelschnecken, die Krätze sind andere mehr oder minder gefährliche Krankheiten.

Der Nutzen, welchen das Schaf gewährt, ist Jedermann bekannt, sein größter Werth beruht zwar auf der Wolle, aber auch alle übrigen Theile sind für den Menschen verwendbar. Aus der Haut wird Leder gegerbt, das Fett dient zu Lichtern, Seife und andern mannigfaltigen Zwecken. Aus den Därmen werden Saiten gemacht. Die Knochen werden zu Leim verwendet, und der Koth ist ein vortreffliches Düngungsmittel.

9. Gattung.

Der Ochs. (Bos.)

In der untern Kinnlade befinden sich 8 Vorderzähne, welche regelmäßig geordnet, und vorne breit sind; keine Eckzähne, Backenzähne auf jeder Seite 6; es stehen also im ganzen Maule 32 Zähne.

Der Körper ist groß und stark, die Beine dick; der Kopf kurz und breit; lange haarige Ohren, starke und mittelmäßig lange Hörner, ein breites flaches Maul, weitgeöffnete Nasenlöcher, einen starken dicken Hals, an dessen unterem Theile eine Wamme oder schlappe Haut hängt, der Schwanz ist lang, stark behaart.

Sie leben in Herden, in Wäldern und Ebenen, vertheidigen sich muthig gegen alle Raubthiere mit ihren starken Hörnern. Sie fanden sich nur in der alten Welt und in Nordamerika.

Der Bisamochs. (Bos moschatus.)

Hat die Größe einer Hirschkuh, und Aehnlichkeit mit dem Schafe, weßwegen er auch zu einer eigenen Gattung (Schafochs, Ovibos) erhoben wurde.

Seine Hörner, welche sehr lang sind, und von der Wurzel 2 Fuß im Umfange haben, krümmen sich nach unten und vorwärts, und legen sich an die Seiten des Kopfes an, dann erheben sie sich schnell nach oben und hinten mit ihrer Spitze; die Ohren kurz und weit nach hinten stehend mit dichtem, weichen Haar besetzt, die Augen klein, weit aus einander, und weit von der Schnauze entfernt im Umfange des ersten Hornbogens stehend. Die Beine kurz und stark, der Schwanz kurz. Die Farbe der Haare ist eigentlich braunroth, bei manchen schwärzlich. Die Haare gleichen der Wolle, und sind so lang, daß sie fast bis an die Erde reichen. Die Mähne bedeckt die Wurzel der Hörner, und scheitelt sich zu beiden Seiten.

Die Hörner sollen oft 60 Pfund wiegen.

Das Vaterland dieses Ochsen ist Nordamerika, in den vereinigten Staaten zwischen dem Churcill und dem Seekälberfluß an der Westküste der Hudsonsbai bis zum Eismeere. In die waldigen Thäler kommt er selten herab, sondern er liebt mehr die felsigen, öden Gegenden, wo er mit großer Geschicklichkeit von einem Felsen zum anderen steigt. Man findet oft Herden von 20 bis 30 Stücke beisammen. Die Eingebornen schießen eine Menge davon, und bringen viel Fleisch zum Verkauf an die Engländer. Allein dieses hält man des heftigen Moschusgeruches wegen für ungesund. Zu manchen Zeiten riecht das Fleisch so stark, daß es nicht genossen werden kann, besonders hat das Herz einen unausstehlich widrigen Moschusgeruch.

Der Bison. (Bos Bison.)

Die Hörner sind klein und rund, an den Seiten des Kopfes weit von einander abstehend, zuerst nach außen, dann nach oben gerichtet. Der Körper ist plump; der Kopf kurz und dick; die Augen klein; der Widerrüst ist sehr hoch und stark, das Hintergestell dagegen sehr schlank und schwach, der Schwanz kurz. Das Haar am Halse, an den Schultern und an der Kehle ist sehr lang und hängt wie eine breite Decke über die Oberschenkel und Vorderbeine, an den übrigen Theilen des Körpers ist es sehr dicht, kurz und anliegend. Die Haare am Schwanze sind kurz, am Ende desselben aber befindet sich eine Quaste von langen Haaren. Die Farbe ist im Allgemeinen dunkel, am Kopf schwarz, an den Schultern kastanienbraun, am Rücken, Seiten, Bauch und am ganzen Hintertheile des Körpers dunkelbraun. Das Klima bringt das Haar in vielen veränderten Gestalten.

An Größe gleicht er dem Auerochs der alten Welt.

Die Weibchen haben einen weniger plumpen Körper, sind nicht so groß wie die Männchen, haben einen schlankeren Kopf, dünneren Hals und dünnere Beine. Die Jungen sind bei der Geburt nicht größer als ein gemeines Kalb; am ganzen Körper einfärbig, rothbraun glänzend, am vordern Theile des Halses bis zwischen die Vorderbeine und Schwanzquaste schwarz; das Innere der Schenkel weißlich, das Haar kraus, an der Stelle, wo die Hörner zum Vorschein kommen, sind keine Haare.

Der Bison bewohnt die großen Wiesen im Westen des Missisippi, wo man sie in unzähligen Herden antrifft.

Diese Thiere sind wild und unbändig, und ihre Zähmung gelang bis jetzt noch nicht vollkommen. In der Gefangenschaft pflanzen sie sich fort, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in fortgesetzten Generationen die Art völlig gezähmt werden könnte.

Die Indianer betrieben die Jagd dieser Thiere zu ihrem Vergnügen. Der Jäger zielt nach den Schultern, damit sie gleich niederstürzen, weil jede Verwundung sie dem Jäger gefährlich macht. Auch muß man ihnen immer gegen den Wind entgegen kommen, sonst begeben sie sich auf die schnellste Flucht. Da diese Thiere das Feuer sehr fürchten, so wurde häufig das Gras der Savannen, wo dieselben weideten, angezündet, sie ziehen sich zurück und drängen sich zusammen, wo sie dann ohne Gefahr getödtet werden. Allein seit eine größere Civilisation in diesen Gegenden herrscht, hat diese Art zu jagen aufgehört, weil dadurch leicht furchtbare Waldbrände ganze Distrikte verwüsten könnten.

Das Fleisch dieser Thiere wird von Einigen wohlschmeckender gefunden, als das von unserem zahmen Rindvieh. Andere hingegen halten es für schlechter.

Das Alter und Geschlecht wird ohne Zweifel einen großen Unterschied hervorbringen.

Ueberdieß gewährt der Bison dem Menschen noch manchen Nutzen durch seine Hörner, woraus schöne Kunstsachen verfertiget, durch seine Haut, welche die Indianer zu Schildern und vortrefflichem Leder verwenden, und die Haare und Wolle, woraus Tuch, Handschuhe, Strümpfe u. s. w. gemacht werden. Auch der Talg nützt auf mancherlei Weise, und ein fetter Stier gibt oft über 150 Pfund.

Nebst dem Menschen sind noch Wölfe und Bären die Feinde dieses Thieres.

T. 186. Der europäische Auerochs. (Bos Urus.)

Wahrscheinlich der Stammvater des zahmen Rindviehes, das größte und stärkste europäische Thier. Seine Höhe beträgt 6 Fuß; die Länge von der Schnauze bis zum After 10 Fuß; die Länge des Schwanzes mit der Quaste 3 Fuß. Die Kuh ist bedeutend kleiner.

Die Hörner sind kurz, dick, rund, sichelförmig und von schwarzer Farbe. Der Hals kurz und stark, Schultern, Genick und Brust sind mit langen, krausen Haaren bedeckt. Bei der Kuh ist das Haar am vordern Theile weniger lang, der Kopf kleiner, und mit braunschwarzen Haaren bedeckt, welche jedoch heller als beim Stiere sind. Der Kopf und die Stirne mancher Stiere ist so breit, daß zwischen den Hörnern drei Männer von mittlerer Statur sitzen können, wovon König Sigmund von Pohlen eine Probe anstellen ließ. Markgraf Georg Friedrich von Preußen soll im Jahre 1595 bei Friedrichsburg einen Auer geschossen haben, der über 7 Fuß Höhe hatte. In dem Kopf, Brust und Halse muß er eine außerordentliche Kraft haben, weil er mit Leichtigkeit Pferde überwerfen kann.

Der Auerochs ist ein furchtbares, grimmiges Thier. Große Wälder, jedoch wahrscheinlich mehr am Rande derselben, als im Innern, wo er die nöthige Nahrung finden kann, sind sein Aufenthalt. Von seiner Lebensart weiß man nur, daß sein Naturell wild und unbändig ist, daß er im Streite mit andern wilden Thieren den Sieg davon trägt. Ob er in Gesellschaft mit den Kühen lebt, ist ebenfalls unbekannt, aber wahrscheinlich ist es, daß kleine Gesellschaften mit einander gehen. Selbst jung eingefangen, ist es noch selten gelungen sie vollkommen zahm zu machen. Die Haare an Kopf und Brust haben einen starken Moschusgeruch, der selbst den Knochen anhängen und viele Jahre bleiben soll. Seine Stimme ist kein Brüllen, sondern ein Grunzen.

Die Nahrung des Auerochsen soll die des zahmen Rindviehes seyn, nebstdem aber auch Baumrinden. Ehemahls wurde er in Deutschland, in Thüringen und auf dem Harzwalde angetroffen. Jetzt findet man ihn noch in den polnischen Wäldern und in Sibirien wild.

Der Nutzen und Schaden dieses Thieres ist bei der Seltenheit desselben unbedeutend. Der Schaden möchte wohl größer als der Nutzen seyn, wenn es viele geben würde. Das Fleisch kann gegessen werden. Die Haut, welche von außerordentlicher Dicke ist, dient vortrefflich zu Kollets. Aus den Hörnern wurden Trinkgefäße und andere Kunstsachen verfertiget.

T. 184. Der Hausochse. (Bos Taurus.)

Von diesem gibt es zahlreiche Varietäten, welche in Ansehung der Größe, der Länge des Körpers, der Höhe der Beine und der Form der Hörner von einander verschieden sind. Auf diese Änderungen hat das Futter, die Behandlung und das Klima den bedeutendsten Einfluß.

Die Hörner des zahmen Ochsen sind mittelmäßig, rund, platt, seitlich gebogen und mit der Spitze nach vorwärts gerichtet. Das Maul breit und dick; die Augen groß; die Ohren tief stehend, horizontal. Das Haar am ganzen Körper gleich lang. Am Halse eine lange, hängende Wamme. Die Zitzen am Euter paarweise. Die Farbe sehr verschieden, von Weiß bis ins Falbe, Braune, Schwarze übergehend, oder gefleckt, zuweilen auch gestreift.

Einige ausländische Rassen bekommen einen Fetthöcker oder Buckel auf dem Wiederrüst, der ihnen ein ganz eigenes Ansehen gibt, so daß man eine eigene Gattung daraus machte, welche Zebu heißt. Sie haben die Gewohnheiten unserer Ochsen, nur sind sie munterer in ihren Bewegungen. Sie werden zum Reiten gebraucht. Ihre Stimme ist eine Art Grunzen.

Die größte Rasse hat die Größe des stärksten europäischen Rindviehes; der Höcker auf dem Wiederrüst wiegt oft mehr als 50 Pfund. Ihr Vaterland ist Indien.

Die Rassen des gemeinen Ochsen sind, wie schon gesagt, so verschieden als die Länder, worin sie erzogen werden.

Wir bemerken davon nur die vornehmsten:

Das dänische und jütländische Rindvieh ist dickleibig, hat kurze Füße und wenig gebogene Hörner. Die Farbe ist theils schwarz und weiß, theils roth und weiß.

Das friesländische hat meist rothes Haar, niedrige Füße und einen langen, breiten, dicken Leib. Gemästete wiegen 1200 Pfund, und die Kuh gibt zu manchen Zeiten täglich 20 bis 24 Maß Milch.

Das schweizerische ist ungemein verschieden, aber im Allgemeinen gehört es zu dem schönsten. Die größten und bestgestalteten Kühe sind aus dem Simmenthal und aus der Landschaft Saanen und Freiburg. Sie sind von großem Wuchs, im Durchschnitte fünf bis sechs Zentner schwer, von rother oder schwarzbrauner Farbe, mit verschieden geformten Hörnern. Die Kühe geben selbst bei wenigem und schlechtem Futter viel Milch.

Die polnischen und ungarischen Rassen haben lange Beine, sehr weit aus einander stehende Hörner. Ihre Farbe ist meistens blaufalb oder weißlich. Gemästete Ochsen dieser Art erlangen oft ein Gewicht von 900 Pfund.

Die englischen Viehrassen sind erst durch die Kreuzungen so verbessert worden. Ausgezeichnete Ochsen kommen von Suffolk, Herfordshire und Wiltshier. Die Hörner dieser Ochsen haben oft eine Länge von 5 Fuß; und das Gewicht des Fleisches von einem gemästeteten Ochsen steigt bis 3500 Pfund.

Die Ochsen in Schottland haben keine Hörner, sind ganz weiß von Farbe, und leben dort halb wild.

Die spanischen Ochsen, besonders die Andalusier, sind sehr schön und die Stiere sehr stark, sie sind äußerst wild, und werden mit Vorsatz wild erhalten, damit sie in den berühmten Stiergefechten, welche die Spanier leidenschaftlich lieben, desto glänzender auftreten können.

Die Nutzbarkeit des Rindviehes ist sehr groß, und dieses ist die Ursache, daß man es fast nirgends ganz wild, und in Gegenden antrifft, wo es sonst nie war. Amerika hatte vor der Entdeckung kein Rindvieh; die Spanier und Portugiesen brachten es dahin, es vermehrte sich in den unermeßlichen Ebenen, die unter dem Namen der Lannos und Pampas bekannt sind, in's Unendliche.

Auch Neuholland hatte kein wiederkauendes Thier, aber das dort eingeführte Rindvieh kam so gut fort, daß einige entlaufene, trächtige Kühe in einigen Jahren große Herden wilden Rindviehes bildeten, deren Zahl sogar den Colonnen nachtheilig wurde, weßwegen man auf sie Jagd machte und sie vertilgte.

Dieses so nützliche Thier ist jetzt beinahe in der ganzen Welt verbreitet, gewöhnt sich an alle Klimate, gedeihet bei der Stallfütterung sehr gut, und lebt oft auch das ganze Jahr im Freien.

Das Naturell ist sanft und geduldig, besonders der Kühe und verschnittenen Ochsen. Aber die intellectuellen Fähigkeiten sind sehr gering, doch übertreffen sie weit die Schafe.

Der Stier ist nicht so sanftmüthig wie die Kuh, sondern ein unbändiges, boshaftes Thier, welches den Menschen anfällt, und leicht umbringen oder gefährlich beschädigen kann. Doch werden sie meist erst im höheren Alter so böse; dann tödtet oder verschneidet man sie.

Begattungsfähig ist der Stier im zweiten Jahre, aber um ihn kräftiger zu machen, läßt man ihn drei Jahre alt werden. Er hat keine Brunstzeit, sondern kann sich das ganze Jahr hindurch begatten. Seine Kraft ist unerschöpflich, und einer kann 100 Kühe befruchten. Gewöhnlich rechnet man aber nur 50 bis 60 Kühe für einen Stier. Die Kuh tragt 9 Monathe. Ein Kalb, das zur Fortzucht dienet, muß 3 Monathe saugen.

Das Leben bringen diese Thiere auf 25 bis 30 Jahre. Die Nahrung des Rindviehes besteht bloß in Vegetabilien, und es wäre wohl überflüssig, da die Nahrung Pflege und der Nutzen dieser Thiere allzu bekannt ist, etwas weiteres zu sagen.

Diese nützlichen Thiere sind aber mancherlei Krankheiten unterworfen. Das fürchterlichste Uebel für das Rindvieh ist die unter dem Namen Hornviehscheuche (Loserdürre) bekannte Krankheit, welche vornehmlich im Jahre 1711 in Italien ausbrach, sich dann westlich nach Frankreich und nördlich nach Deutschland verbreitete, und schrecklich wüthete.

Eine selbst für den Menschen gefährliche Krankheit dieser Thiere ist der Milzbrand, auf welchen er große Aufmerksamkeit zu richten hat, weil die Behandlung des daran gefallenen Viehes leicht das Uebel auf ihn übertragen kann, und tödtliche Krankheiten hervorbringt. Dagegen haben uns bekanntlich die Kuhpocken, welche an dem Euter der Kühe vorkommen, ein unschätzbares Vorbauungsmittel gegen die Menschenpocken gegeben.

Die Knotenkrankheit besteht in Knoten und Geschwüren unter der Haut, und entsteht durch die Larve der Viehbremse, wie beim Hirschen.

Ferner sind Entzündungen, Koliken, Trommelsucht, Blutharnen, Franzosenkrankheit, Klauenscheuche und Grind nicht minder gefährliche Krankheiten. Unter den Pflanzen sind der Schierling, der gelbe und blaue Eisenhut, Bilsenkraut, Tabak- und Wasserrispe für das Rindvieh giftig, und viele Thiere gehen bei nicht gehöriger Aufsicht davon zu Grunde.

Der Büffel. (Bos Bubalus.)

Uebertrifft an Größe den gemeinen Ochsen, und an Stärke kann ihm füglich der Platz nach dem Elephanten, Nashorn und Flußpferd angewiesen werden. Die Hörner sind mittelmäßig oder auch sehr groß, vorn und hinten platt, am Ende zugespitzt und drehen sich vorwärts. Die Stirne ist so gewölbt, daß die Nase vertieft erscheint. Die Ohren sind tutenförmig, mittelmäßig, nicht hängend; die Wamme unbedeutend;

der Schwanz lang und hängend; die Zitzen liegen auf einer Querlinie; die Haut trocken und hart, das Haar grob und dünne stehend. Die Farbe überall schwarz.

Der Büffel ist ein unbändiges und zorniges Thier. Beim Anblick der rothen Farbe soll er fürchterlich in die Wuth gerathen. Wegen seiner Stärke und Wildheit ist er schwer zu regieren. Man muß ihm wie dem Bären, einen Ring durch die Nase ziehen, damit er zum Gehorsam angehalten werden kann. Seine Kraft im Halse ist so groß, daß er auf einen einzigen Stoß einen Menschen zerquetscht. Vor dem Feuer hat er große Furcht, und wird dadurch leicht in die Flucht gejagt. In seinen Bewegungen und Maniren ist er plump und ungeschickt. Seiner Lebensart nach gehört er wie die Schweine zu den unreinlichsten Hausthieren. Den Kopf trägt er niedergesenkt. Seine Stimme ist ein entsetzliches und viel lauteres Brüllen als das des Hausochsen. Sein Mist riecht stark nach Bisam. Er schwimmt auch sehr gut.

Das Vaterland dieses Thieres scheint das warme Asien zu seyn, wo er noch jetzt wild gefunden werden soll, und zwar auf den Wiesen, welche von großen Flüssen bewässert werden. Auch findet man ihn auf den Inseln des indischen Archipels, auf Celebes und Ceylon, in Hindostan, Persien, am Cap der guten Hoffnung, Egypten, in Abyssinien, am caspischen und schwarzen Meere, und in Europa in Neapel, in Griechenland, in Ungarn und der europäischen Türkei. Die Römer und Griechen scheinen ihn nicht gekannt zu haben. Nach Italien sollen sie erst unter dem lombardischen König Agiluf gekommen seyn.

Die Nahrung hat der Büffel mit unserm Rindvieh gemein, er geht mit auf die Weide; doch kann er Hunger und Durst weit weniger ertragen als jenes, und läuft oft unaufhörlich vom Felde weg nach der Tränke oder seinem Stalle zu; dagegen kann er schlechteres Gras und grobes Futter besser vertragen als das Rindvieh.

Die Büffelkuh ist 10 Monate trächtig und wirft nur ein Junges. Die Euter sind klein und geben wenig Milch, welche aber sehr nahrhaft ist. Die Fruchtbarkeit beginnt erst im vierten, und dauert bis zum zwölften Jahre.

In kalten Gegenden kann der Büffel nicht leben. Im Sommer sucht er den Schatten, und im Winter die Wälder zu seinem Aufenthalt.

Das Nützlichste an diesem Thiere ist die Haut, weil sie zu verschiedenem Gebrauche vortrefflich ist; man macht daraus Kollets für die Reiterei, Degen und Säbelgehänge, Patrontaschen-Riemen, Jägertaschen u. s. w. Aus den Hörnern verfertiget man Rosenkränze, Tabaksdosen, Ringe u. dgl.

Sein gewöhnliches Gewicht beträgt 1000 bis 2000 Pfund, und die Haut allein soll oft über 100 Pfund wiegen.

Zehnte Ordnung.

Fischsäugethiere. (Cetacea).

Diese Ordnung begreift die Säugethiere, welche beständig im Wasser leben, und sich sehr den Fischen nähern. Die vorderen Extremitäten gleichen den Flossen der Fische, die hinteren fehlen gänzlich, und der Körper endigt mit einem häutigen, horizontalen Schwanz; zwei kleine Knochen, welche nur im Fleische stecken, und vor dem Schwanze liegen, bezeichnen die Stelle, wo bei den übrigen Säugethieren das Becken steht. Die Knochen derselben sind verkürzt abgeplattet und ganz flossenartig.

Diese Thiere haben eine vollkommen nackte Haut, und keine Haare. Der Kopf vereiniget sich mit dem Körper durch einen so kurzen Hals, daß man keine Verengerung bemerkt. Im Allgemeinen haben diese Thiere ein unangenehmes Ansehen.

Die Sinneswerkzeuge scheinen eben nicht sehr fein.

Die nackte Haut und der dicke darunter liegende Speck muß dieselbe unempfindlich machen, doch haben sie wenigstens für die Bewegung des Wassers ein feines Gefühl. Sie haben wahre Lungen und müssen athmosphärische Luft einathmen, daher können sie nicht lange unter dem Wasser aushalten, sondern sind gezwungen den Kopf häufig aus dem Wasser zu stecken, um Luft einathmen zu können.

Das Blut ist warm wie bei den übrigen Säugethieren. Sie haben wie diese, äußere Geschlechtstheile, begatten sich wirklich, und die Weibchen gebären lebendige Junge. Sie haben Brüste und Säugewarzen, und nähren ihre Jungen mit Milch. Die Brüste stehen weit hinten, neben dem After, und sind ihrer immer zwei.

Die Walle zerfallen in zwei Abtheilungen. Die einen nämlich fressen Gras, die anderen dagegen sind an thierische Nahrung gebunden.

Erste Familie.

Fischsäugethiere, welche Gras fressen.

Sie haben Zähne mit platten Kronen, welches schon auf ihre Nahrung hindeutet, zuweilen stehen in der Oberkinnlade Hauzähne. Sie gehen an das Ufer um zu weiden. Sie haben zwei Euter an der Brust, und an der Schnauze Borsten und Haare. Wenn sie ihre Vordertheile aus dem Wasser gerade empor strecken, so haben sie in der Ferne einige Aehnlichkeit mit einem Mann oder Weib, woher wahrscheinlich die Sage von den Sirenen oder Tritonen kommt. Die Nasenlöcher endigen sich wie bei den übrigen Säugethieren nach vorne.

Sie bilden drei bestimmte Gattungen.

1. Gattung.

Manati. (Manatus.)

Vorderzähne oben 2, aber nur beim Fötus und jungen Thiere. Die Eckzähne fehlen. Der Kopf ist vom Körper durch einen Hals geschieden. Die Augen sind sehr klein, und liegen zwischen der Schnauze und den Ohren oberhalb. Der hintere Theil des Körpers ist sehr dick, platt, am Ende abgerundet, und ohne eigentlichen Schwanzflossen. Am Rande der Brustflossen sind Spuren von Nägeln. An den Lippen stehen, nach unten gerichtet, sehr dicke Bartborsten, wie eine Art von hornartigen Hauzähnen. Die Brust wird aus sehr starken 16 Paar Rippen gebildet, von welchen nur die ersten zwei Paare an das Brustbein gehen. Der Magen ist in mehrere Fächer eingetheilt.

Diese Thiere leben gesellig und nähren sich von Pflanzen, bewohnen die Küsten des atlantischen Meeres, vorzüglich die Mündungen der großen Flüsse, in welche sie oft weit hinaufsteigen. Sie sind sehr friedlich und gesellschaftlich. Das Weibchen wirft ein oder zwei Junge. Die Tragezeit soll ein Jahr dauern.

Man kennt mit Gewißheit nur zwei Arten.

Der amerikanische Lamatin. (Manatus americanus.)

Im Allgemeinen kann der Körper mit einem Schlauch verglichen werden; der Kopf bildet das vordere Ende, und das hintere Ende plattet sich, nachdem der Körper vorher etwas schmäler geworden, ab, wird wieder breiter, und bildet den Schwanz, der eiförmig, am Ende breit, aber im Ganzen dünne und wie abgeschnitten ist. Der Hals ist gar nicht bezeichnet, und die Form des Kopfes ist die eines abgeschnittenen Kegels. Der Mund ist wenig gespalten. Die Augen klein und stehen hoch am Kopfe, in der Mitte zwischen der Schnauze und den Ohröffnungen. Die Haut ist zwar leicht chagrinirt, mit einzelnen Haaren besetzt, welche an der Vereinigung der Lippen und an der innern Seite der Flossenfüße dichter stehen. Am Fötus sind diese Haare häufiger und über den ganzen Körper zerstreut.

Diese Thiere steigen in Scharen so hoch an den Flüssen hinauf, als sie Wasser haben, und wenn ihnen nicht große Hindernisse in den Weg kommen, ziehen sie mehrere hundert Meilen landeinwärts.

Sie finden sich in den Strömen des südlichen Amerika, im Amazonenstrome, dann in den Strömen Brasiliens und Cayennes. An bewohnten Gegenden trifft man sie selten.

2. Gattung.

T. 188. Dugong. (Halicore.)

Oben 4 Vorderzähne, von welchen 2 sehr stark und gerade sind, und Hauzähne bilden. Backenzähne finden sich bei jungen Thieren allenthalben 5, bei älteren nur 3.

Der Kopf ist vom Halse nicht zu unterscheiden, die Schnauze sehr dick, abgestutzt, beweglich; die Lippen rund, mit stacheligen, dicken Bartborsten besetzt, die Nasenlöcher sehr klein, von einander getrennt, vor den Augen liegend, welche sehr klein sind. Der Körper ist fischförmig, und endigt mit einem horizontalen, zweilappigen Flossenschwanz. Die Flossen sind kurz, ohne deutliche Zehen oder Nägel. Achtzehn Rippenpaare. Der Magen in zwei Säcke durch eine Einschnürung getrennt. Das Herz an seiner Spitze gespalten.

Diese Thiere gleichen am Kopfe beim flüchtigen Ansehen dem eines jungen Elephanten, dem man den Rüssel abgeschnitten hätte. Der Körper ist mit einer dicken, lederartigen Haut überzogen, von hellblauer Farbe; die unteren Theile sind weißlich, und an den Seiten bemerkt man unregelmäßige dunklere Flecken.

Die Länge des ganzen Thieres ist 7 bis 8 Fuß, die Länge der Hauer einen halben Zoll.

Der Dugong lebt in den indischen Meeren, besonders um die Philippinen und die südlichen Inseln, auch an den Küsten Neuhollands.

Seine Nahrung besteht in Seegras, welches er leicht mit seinen dicken Lippen und aufgeschwollenem Zahnfleisch abreißt. Männchen und Weibchen sind so zärtlich mit einander, daß sie sich auch in Todesgefahren nicht verlassen.

Das Fleisch ist vortrefflich, und wird sehr hoch geschätzt.

3. Gattung.

Das Borken-Thier. (Rytina Stellerus.)

Der Körper ist in der Mitte am dicksten und nimmt nach hinten nach und nach, gegen die Schwanzflossen zu, ab. Der Kopf ist rund, der Mund klein, in welchem keine Vorderzähne, keine Eckzähne, sondern nur auf jeder Seite ein Backenzahn, also bloß 4 Zähne stehen. Die sehr aufgeblasenen doppelten Lippen sind äußerlich mit weißen, vier bis fünf Zoll langen, gekrümmten Stachelborsten besetzt. Die Augen haben keine Augenlieder, aber an ihrem großen Winkel eine vorstehende, fast knorpelartige Haut, welche vollkommen das Augenlied vertritt, und das Auge decken kann. Die Schwanzflossen sind halbmondförmig, und an jeder Seitenlappe in eine lange Spitze auslaufend. Siebzehn Rippenpaare. Der Magen ganz einfach, die Speiseröhre fügt sich in der Mitte ein, und neben der Einfügung liegt eine große Drüse. Die Därme sind sehr lang, bis gegen 500 Fuß.

Die Länge des Thieres erstreckt sich bis auf 23 Fuß, und das Gewicht beträgt 800 Pfund. Der Körperumfang in seiner größten Dicke ist 19 Fuß.

Die Nahrung der Borkenthiere besteht aus verschiedenen Arten von Seetang. Sie fressen fast immer, genießen aber nur die zartesten Theile der Pflanzen, die härteren werden an das Ufer geworfen, und verrathen den Ort, wo sie sich aufhalten. Beim Fressen halten sie den Kopf abwärts, und erheben alle vier bis fünf Minuten die Nase aus dem Wasser, um zu athmen, wobei sie die Luft nebst ein wenig Wasser schaubend ausstoßen. Rücken und Seiten ragen fast immer aus dem Wasser hervor. Im Winter sind sie sehr mager. Ihr Koth gleicht dem Pferdekoth. Männchen und Weibchen lieben einander zärtlich. Die Weibchen werfen im Herbste ein Junges. Sie leben gesellschaftlich, und man sieht an den Küsten von Kamtschaka und Westamerika, an den Mündungen großer Flüsse ganze Herden, welche sich wieder in Familien theilen. Auf's Land kommen sie niemals, aber so nahe an das Ufer, daß man sie mit der Hand erreichen kann.

Die Thiere einer Herde suchen sich unter einander zu vertheidigen, wenn eines von einer Harpune getroffen worden ist, und trachten das Boot umzuwerfen, aus welchem der Angriff geschah. Uebrigens fürchten sie den Menschen wenig, sollen sehr zahm werden, und sogar die Musik lieben. Das Fleisch ist wohlschmeckend, besonders das der Jungen. Aus der Haut verfertiget man eine Art von Booten, welche aus einem einzigen Stück bestehen. Die Oberhaut ist hart wie Ebenholz, und hängt unten durch Höcker mit der wahren Haut zusammen, welche daher lauter Gruben hat.

Zweite Familie.

Diese begreift die sogenannten Walle, Wallfische, welche sich aus dem Thierreiche ernähren, und von der ersten Familie sehr verschiedene Freßorgane haben.

Außerdem unterscheidet sie der Bau der Nasenlöcher, welche hinten und oben auf dem Kopfe liegen, und theils zum Athmen, theils zum Ausspritzen des Wassers dienen, wesentlich von den ersteren. Sie athmen durch wahre Lungen und besitzen milchabsondernde Organe oder Euter, gebären lebendige Junge, und sind ungeachtet ihres fischartigen Ansehens wahre Säugethiere.

Man kennt eigentlich zwei Abtheilungen der Wallfische.

Erste Abtheilung.

Walle mit Zähnen, Pottfische und Delphine.

1. Gattung.

T. 191. Der Delphin. (Delphinus Delphis.)

Gleicht seiner äußerlichen Gestalt nach mehr den Fischen als dem Walle. Er hat einen länglichen, fast walzenförmigen Leib, auf welchem fast in der Mitte eine Rückenflosse steht. Der Schnabel ist von mittelmäßiger Länge; die beiden Kinnladen sind gleich lang, auf jeder Seite mit 42 bis 45 dünnen, spitzigen, rundlichen, etwas

gebogenen Zähnen. Die Augen liegen fast auf derselben Linie wie die Mundöffnung. Die oberen Theile sind schwarz, die unteren weiß, die beiden Farben gehen unmerklich in einander über. Er blaset das Wasser von sich, aber nur in Einem Strahle, weil sich seine Nasenlöcher oben am Ausgange zu Einer Oeffnung vereinigen. Der Hals ist kurz, der Kopf erhaben und kugeligt. Der Delphin wird etwa 9 oder 10 Fuß lang und schwimmt mit großer Schnelligkeit.

Seine Nahrung besteht in Fischen und anderen Seethieren.

Sein Aufenthalt ist im nördlichen atlantischen Meere und im großen Ocean, an den Küsten des westlichen Amerika, China's, in den afrikanischen und europäischen Meeren, kurz in allen milderen Gegenden des Meeres.

Das Fleisch wird gegessen, soll aber einen unangenehmen Geruch haben. Die Haut ist sehr glatt, bei Berührung weich und glänzend, wozu das durch die Poren dringende Fett am meisten beiträgt. Die Farbe ist bald mehr braun, bald mehr schwarz, und an den Seiten und Bauch nicht selten mit schwarzen Fleckchen, oder auch rein blendend weiß.

Das Weibchen wirft meist nur ein, selten zwei Junge, und trägt 10 Monate; es säugt sie mit großer Treue und trägt sie zwischen den Flossen, welche die Stelle der Arme vertreten, lehrt sie schwimmen, spielt mit ihnen, und läßt sie nicht allein, bis sie seiner Hilfe nicht mehr bedürfen. Sie wachsen schnell, und haben nach zehn Jahren ihr vollkommenes Wachsthum erreicht. Ihr Leben scheint lange zu dauern. Männchen und Weibchen sind einander sehr anhänglich, verlassen einander selten, und vertheidigen sich beim Angriffe. Unter sich leben sie sehr gesellig, und man trifft meistens große Herden, welche in regelmäßiger Ordnung schwimmen und von den stärksten angeführt werden. Da sie überdieß den Menschen sehr anhänglich sind, und scharenweise die Boote umringen, so hat dieß zu mancher Fabel Anlaß gegeben, welche desto eher geglaubt wurde, je wunderbarer sie war. Daß sie die Musik sehr lieben, daß sie die verunglückten Menschen auf ihren Rücken an das Land tragen u. s. w. waren Erzählungen der an dem Wunderbaren hängenden alten Griechen und Römer. Sie schrieben dem Delphin sogar ein mitleidiges Herz zu, welches er besonders dadurch gezeigt habe, daß er sich eines sehnsuchtsvollen Liebenden erbarmte, und ihn auf seinem Rücken zu seiner jenseits des Meeres wohnenden Geliebten wohlbehalten hintrug.

Wenn die Delphine die Schiffe umringen, kann man ihre Schwimmkunst sehr deutlich sehen. Man hat ihre Schnelligkeit mit der eines Pfeiles verglichen. Sie machen sonderbare Schwenkungen, und springen oft sogar in kleine Boote. Aber nicht aus Freundschaft zu den Menschen, sondern sie suchen raubgierig auf, was etwa aus den Schiffen fällt. Sie fressen fast alles, selbst Dinge aus dem Pflanzenreiche, am liebsten aber Fische, Stockfische, Schalen, Meereschen und alle Fische, deren sie habhaft werden können. Sie verfolgen sie in allen Meeren, und das Klima scheint wenig Eindruck auf sie zu machen. Da sie das Wasser zum Athmen nicht nöthig haben, so können sie sehr lange außer dem Wasser leben.

Das Meerschwein. (Delphinus phocaena.)

Dieser Delphin lebt im atlantischen Ocean, im baltischen Meere, an den Küsten von Griechenland und Labrador und im Golf vom St. Laurenz.

Er ist nicht so groß als der vorige. Die Schnauze ist sehr kurz und stumpf, die Rückenflosse in der Mitte des Körpers ist beinahe dreieckig und rechtwinkelig. Der Körper bildet einen verlängerten Kegel, der Kopf ist stumpf, und endiget mit einem Rüssel, weßwegen dieses Thier auch Meerschwein genannt wird. Seine Schnelligkeit im Schwimmen ist bewunderungswürdig.

Die Farbe ist oben schön schwarz, unten weiß.

Die Länge beträgt etwa 8 Fuß.

Das Fleisch des Meerschweines wird von Vielen gegessen, es ist aber schwarz, zähe und thranicht. Die Haut ist sehr weich anzufühlen, und decket eine Lage sehr weißen Speckes, aus dem man Oehl gewinnt.

Das Weibchen soll, nachdem es 10 Monathe trächtig war, ein Junges werfen, welches von ihm so lange zärtlich versorgt wird, bis die Begattungszeit wiederkehrt.

Der größte Feind des Meerschweines ist der Pottfisch, welcher es mit Wuth verfolgt, tödtet und auffrißt.

Die Arten des Delphines sind sehr zahlreich, die vorzüglichsten unter diesen sind:

T. 191. F. 3. Der kreuztragende Delphin (Delphinus cruciger), T. 191. F. 1. der weißbackige Delphin (Delphinus albigena), Delphine mit zwei Rückenflossen (Delph. Mongitori), Delphine ohne Rückenflossen (Delph. leucas).

2. Gattung.

T. 190. F. 2. Der gemeine Narwall. (Monodon monoceros).

Hat einen länglich ovalen Körper; einen großen Kopf, welcher fast den vierten Theil des Ganzen beträgt. Im Oberkinnladen sind nur zwei Zähne, wovon meistens einer sehr groß ist, der andere weit kleiner oder fehlt gar. Keine anderen Zähne im Munde.

Der Narwall erreicht eine Länge von 20 bis 40 Fuß und eine Breite von 10 bis 12 Fuß; den Stoßzahn mitgerechnet, welcher auf der linken Seite oft 20 Fuß aus dem Munde reicht, und wahrscheinlich zur Sage vom Einhorn Anlaß gab; man glaubte, daß dieses Thier das Horn auf der Stirn trage. Beim Weibchen ist der Zahn immer kleiner. Der rechte Zahn erreicht selten eine größere Länge als 9 Zoll. Die Wurzel dieser Zähne ist mit einer wulstigen Oberlippe bedeckt. Das Blasenloch ist äußerlich halbmondförmig, und dehnt sich unmittelbar unter der Haut in einen 6 — 8 Zoll weiten Sack aus. Dieser Sack ist mit einer dünnen, grünlich-schwarzen Haut überzogen. An der hintern Seite des Sackes sind die zwei Blasenlöcher, welche deutlich Canäle im Schädel bilden. Sie sind mit zwei Lappen verschlossen, welche sich nur öffnen, wenn er athmet oder das Wasser von sich stoßt.

Die Farbe des erwachsenen Thieres ist meist gelb, unregelmäßig, mit grauen und schwärzlichen Flecken von runder oder länglicher Gestalt bestreuet. Am Rücken sind sie am dunkelsten und dichtesten; an den Seiten sind sie schwächer und kleiner. Der äußere Theil der Flossen ist am Rande meist schwarz, um die Mitte herum grau. Die obere Seite des Schwanzes ist mit schwarzen, krummlinigten Streifen auf weißem Grunde bedeckt. Die Farbe der jungen noch säugenden Thiere ist fast bläulich-schwarz oder schieferartig.

Der Aufenthalt des Narwalls ist der nördliche Ocean um Grönland und die Davidsstraße, daher man auch an dieser Küste oft Zähne von ihnen findet. Sie leben einsam oder in Gesellschaft mit ihres Gleichen, durchziehen das Eismeer, welches sie mit ihren Zähnen aufbrechen, und drängen sich oft so zusammen, daß sie kaum Raum haben, sich zu bewegen.

Seine Nahrung besteht aus Schleimthieren oder Weichthieren. Besonders liebt er den Tintenfisch, und in seinem Magen findet man oft Ueberreste großer Fische, so daß es räthselhaft scheint, wie durch einen kleinen Mund so große Schollen gehen können.

Wenn das Thier wüthend mit seinem Zahn und mit der Geschwindigkeit seines Laufes gegen ein Schiff kommt, so kann es demselben sehr gefährlich werden. Man hat Beispiele, daß sie so stark gegen Schiffe anrannten, daß der Zahn durchging und abbrach. Der Fang der Narwalle ist sehr beschwerlich, denn sie sind behend und munter. Wenn sie an der Oberfläche athmen, liegen sie oft einige Minuten ohne Bewegung, indem sie Rücken und Kopf nur eben über das Wasser halten, und lassen sich oft in kleinen Haufen darüber beisammen sehen. Jeder Haufe besteht meist aus Thieren einerlei Geschlechts.

Das Fett, womit der Körper überzogen ist, gibt ein sehr gutes Oehl, und dieses, nebst den Zähnen, ist die Ursache der Verfolgung dieser Thiere. Wird das Thier mit einer Harpune verwundet, geht es schnell in die Tiefe, kommt aber bald wieder auf die Oberfläche, und wird mit der Lanze vollends erlegt. Die Grönländer lieben das Fleisch, sie lassen es am Rauche trocknen; selbst die Eingeweide geben ihnen ein köstliches Mahl, aus den Sehnen machen sie eine Art starker Seile.

3. Gattung.

Der Pottwall. (Physeter.)

In der untern Kinnlade befinden sich 18 bis 23 Zähne auf jeder Seite. Die obere Kinnlade ist breit und hoch, ohne, oder mit sehr kurzen, fast im Zahnfleisch verborgenen Zähnen. Die untere Kinnlade ist breit und schmal, und entspricht einer Längsfurche in der Oberkinnlade. Die Oeffnung der Spritzlöcher ist vereiniget und liegt am Rande des oberen Theiles der Schnauze. Die Rückenflossen sind bei einigen Arten vorhanden, bei andern fehlen sie, und statt ihrer ist ein bloßer Höcker. Am Kopfe liegen weite Canäle oder Höhlen, welche mit mehreren Theilen des Körpers in Verbindung stehen, und eine öhlige Materie enthalten, welche beim Erkalten gerinnt und sich kristallisirt.

Man unterscheidet vier Familien.

Erste Familie.

Pottwalle mit einem Höcker auf dem Rücken.

T. 191. **Der großköpfige Pottfisch.** (Physeter macrocephalus.)

Gibt an Größe des Körpers dem eigentlichen Wallfisch wenig nach; denn er erreicht eine Länge von 60 Fuß und darüber; die Dicke seines Leibes beträgt in der Mitte ungefähr 30 Fuß.

Der Kopf ist sehr groß und unförmlich, vorne gerade abgeschnitten und konisch, und beträgt den Drittheil der ganzen Länge des Körpers. Der Schwanz ist sehr schmal; auf dem Rücken ist eine falsche Floße oder ein länglicher Buckel gerade ob dem After. Die Farbe ist oben schieferblau mit weißlichen Flecken, der Bauch weißlich.

Dieses Thier ist einer der Riesen der gegenwärtigen Schöpfung, dem seine Größe und Kraft die Herrschaft über die Meere sicherte. Er ist weit schneller und behender als die meisten Walle, ist wilder und unbändiger, und seine Stärke macht ihn zum Schrecken der übrigen Meeresbewohner, selbst solcher, welche ihrerseits auch wieder mit furchtbaren Waffen versehen, die Herrschaft über kleinere ausüben, wie die Seehunde, die kleinen Schnabelwallfische, die Delphine und Haye. Alle fliehen in möglichster Eile, und suchen sich im Sande oder Schlamme zu verbergen, und nicht selten ist ihre Furcht so groß, daß sie blindlings am Ufer stranden, oder an dem Felsen den Tod finden, dem sie ausweichen wollen. Auch die Fische, welche die gewöhnliche Nahrung des Pottwalles ausmachen, von denen er täglich viele Hunderte verschlingt, fliehen vor ihm, und es bedarf seiner ganzen Schnelligkeit und Geschicklichkeit, um ihrer habhaft zu werden. Selbst der todte Körper des Pottwalls soll den Fischen noch Schrecken einjagen, so daß sie sich dem Cadaver nicht zu nähern wagen, da sie sich doch bei Tausenden um die Cadaver des Wallfisches versammeln und das durch Fäulniß und Wellen Aufgelöste verschlingen. Die Nahrung des Pottfisches besteht in Fischen und andern Seethieren. Sein Aufenthalt ist der nördliche Ocean, das Mittelmeer, die Meere von Grönland, die Küsten Afrika's, Chili's, Brasilien's, Neuholland's u. s. w.

Die Begattungszeit ist das Frühjahr. Zu dieser Zeit kämpfen die Männchen unter sich mit großer Wuth, und von beiden Geschlechtern hört man weit ein sonderbares Gebrüll, vermischt mit Tönen, welche die Wuth und den Schmerz der Verwundeten, überhaupt ihre Leidenschaften ausdrücken. Die Tragezeit soll 9 bis 10 Monate dauern, nach welchen das Weibchen ein bis zwei Junge wirft, welche sie mit großer Sorgfalt pflegt und mit furchtbarer Wuth gegen jeden Feind vertheidiget.

Man sucht den Pottfisch besonders wegen seines Wallrathes und Fettes zu fangen. Der Speck hat eine Dicke von 7 Zoll, das Fleisch ist schön roth, Eingeweide und Sehnen werden zu verschiedenem Gebrauche benutzt. Aus den Zähnen verfertigen die Nordländer Fischerei- und Jagdinstrumente. Aus den Muskelflossen wird vortrefflicher Leim bereitet. Im Kopfe dieses Thieres ist der meiste Wallrath und zwar in besondern Canälen, im übrigen Körper findet sich der Thran, welcher einem milchweißen Oehle gleicht, durchsichtig ist und einen unangenehmen Geruch hat. Bringt man ihn in die Luft oder gießt man Wasser darauf, so zerrinnt er zu einem halbdurchsichtigen Talg.

Von einem großen Cachalot gewinnt man oft mehr als 20 Tonnen Wallrath, welcher zur Arzeney, und besonders für Brustbeschwerden, zu Lichtern und Pomaden verwendet wird. Unter dem Auswurfe des Cachalot findet sich auch noch eine sehr geschätzte Substanz, welche man Ambra nennt, über dessen Ursprung und Beschaffenheit die Naturforscher lange verschiedener Meinung gewesen sind. Wahrscheinlich ist es, daß er kein Erzeugniß des Pottfisches selbst ist, sondern daß er zufällig von demselben verschlungen wird.

T. 189. F. 1. **Der vielhöckerige Cachalot.** (Physeter polycyphus.)

Hat etwa 10 Höcker auf dem Rücken, der Kopf ist lang, die untere Kinnlade sehr schmal. Sein Aufenthalt ist in dem Meere um die Insel Timor, und wahrscheinlich um alle Molucken. Er wird oft über 60 Fuß lang. Der Kopf allein soll an 24 Barils Wallrath, und der Körper 70 bis 80, ja 100 Barils reines Oehl geben. Der Ambra ist bei dieser Art selten, man verkauft die Unze zu 9 Gulden. Der Capitain des Schiffes »Ocean« hatte das Glück, bei einem einzigen 50 Pfund zu finden.

Zweite Familie.

Der Cachalot ohne Höcker auf dem Rücken.

Zu dieser Art gehört: Der weißliche Pottwall (Physeter albescens), nur 15 bis 18 Fuß lang; sein Aufenthalt ist die Davidsstraße.

Dritte Familie.

Der walzenförmige Pottwall oder Finnfisch. (Physeter cylindricus.)

Vierte Familie.

Pottwalle mit einer Rückenfloße.

Zu diesen gehören: Der kleinaugige Pottwall (Physeter microps), der geradzahnige Pottwall (Physeter orthodon), der Pottwall mit gefurchten Zähnen (Physeter sulcatus).

Zweite Abtheilung.

Walle mit Barten.

4. Gattung.

T. 189. F. 2. **Der gemeine Wallfisch.** (Balaena mysticetus.)

Der Wallfisch ist unter allen bekannten Thieren das größte. Weder auf dem Lande, noch im Wasser kommt ihm irgend ein Thier an Größe und Körpermaße gleich. Er erreicht eine Größe von 60 bis 70 Fuß, von der Spitze der Schnauze bis zum Ende des Schwanzes. In früheren Zeiten fand man noch viel größere, ja es soll sogar Wallfische gegeben haben, welche 120 Fuß lang waren. Man hat fossile Knochen von Wallfischarten gefunden, nach welchen zu urtheilen es in der Vorwelt Walle gegeben hätte, welche fast 200 Fuß Länge gehabt hätten. Daß man jetzt dergleichen nicht mehr fängt, kommt daher, weil man ihnen so sehr nachstellet, und jährlich wohl einige Tausende tödtet. Sie haben daher nicht die gehörige Zeit auswachsen zu können, und wer weiß, welche Reihe von Jahren nöthig ist, ehe der Wallfisch seine gehörige Größe erreicht. — Seine Breite in der Mitte beträgt 40 bis 50 Fuß. Das Gewicht seiner körperlichen Masse wird über 100,000 Pfund geschätzt, man gibt sogar 300,000 Pfund an, welches aber doch zu viel scheint. Diese ungeheuere Masse gleicht einer Masse von 100 Nashörnern oder 80 Elephanten.

Die Farbe dieses Walles ist auf dem Rücken schwarz wie Sammt, eben so am größten Theile des Oberkiefers und einem Theile des Unterkiefers, an Flossen, Schwanz und Augenliedern. Der Theil des Körpers, welcher mit dem Schwanz sich verbindet, und die Wurzeln der Flossen sind grau. Die Zunge, der vordere Theil des Unterkiefers und ein Theil des Bauches sind rein weiß. Zuweilen gibt es auch gefleckte, weiße, oder gelblich marmorirte Walle. Jüngere Thiere sind mehr bläulich-schwarz, ältere mehr grau. Sie sind oft mit allerlei Seegewächsen, Muscheln, Korallen u. s. w. besetzt, welche oft mehrere Zoll dick den ganzen Körper umkleiden.

Unter der Haut liegt das Fett oder der Speck, welchen das Thier in großer Menge bei sich führt, und woraus der Thran gewonnen wird. Unter dem Speck findet sich das eigentliche Fleisch, welches eine rothe Farbe hat, und von jungen Wallfischen, wenn es am Roste gebraten wird, wie derbes Rindfleisch schmeckt. Das eines alten ist überaus grob. Viele nördliche Völker essen es, den Europäern will es aber nicht schmecken. Aus dem Schwanze, welcher aus sehnigen Fibern besteht, wird in Holland Leim gesotten. Die meisten Knochen sind sehr groß und enthalten viel Oehl.

Der Kopf des Wallfisches nimmt den Drittheil des Körpers der Länge nach ein, und ist, wegen des Gebrauches, den dieses Thier davon macht, sehr bewunderungswürdig. In der Mitte des Kopfes sind zwei große, ungefähr 1½ Fuß breite Oeffnungen, welche Nasenlöcher heißen. Sie dienen zum Athemhohlen, aber auch zu anderem merkwürdigen Gebrauche. Das Thier verschluckt nämlich beim Fressen und Athemhohlen eine Menge Wassers, welches es durch diese Oeffnungen von sich blaset, es entsteht dabei ein so großes Brausen, daß man es eine Meile weit hört. Dieser Anblick, welche diese Wassersäulen auf das Auge des Seefahrers thun, soll prächtig und majestätisch seyn. Auf den beiden Seiten des Kopfes liegen die verhältnißmäßig kleinen Augen, welche die Größe der Ochsenaugen haben. Die Ohren sind äußerlich nicht sichtbar, aber die inneren Gehörwerkzeuge gleichen denen der übrigen Säugethiere. In dem großen Rachen liegt eine unbewegliche Zunge. Sie ist fast lauter Speck, und gibt oft 10 bis 20 Tonnen Thran.

Eine Stimme hört man von ihm nicht, aber wenn er Athem hohlt oder bläst, so ist der Laut fürchterlicher als das Brüllen eines Löwen. Von der Größe des Rachen kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß in demselben, wenn der Wallfisch getödtet ist, 6 bis 8 Mann mit einem ansehnlichen Fahrzeug hinein fahren, und bequem handthieren können. Wäre dieser ungeheure Rachen noch verhältnißmäßig mit Zähnen

besetzt, so müßte der Wallfisch für alle Seegeschöpfe schrecklich und furchtbar seyn, es würde das Meer bald entvölkert, und er selbst den Menschen gefährlich werden. Allein diesem schrecklichen Rachen fehlen die Zähne gänzlich. Im Oberkiefer befinden sich statt der Zähne hornartige Massen, welche in Barden getheilt sind. Diese Barden ziehen sich nicht in die Länge nach den Rachen hin, sondern in die Quere. Auf jeder Seite befinden sich 350 derselben, im Ganzen also 700, welche aber nicht von gleicher Länge sind, und daher auch nicht alle benutzt werden. Die mittleren sind die längsten, nämlich 10, 15 bis 20 Fuß lang. Von diesen 700 sind 500 brauchbar, und geben das Fischbein.

Die Bogen des Unterkiefers geben kein Fischbein, sondern diese knochenartigen Theile werden auf vielfältige andere Weise benutzt.

So groß der Rachen des Wallfisches ist, so enge ist dagegen der Schlund, welcher kaum 6 Zoll im Durchmesser hat. Er kann daher keine großen Seethiere verschlingen. Seine Nahrung besteht auch nur in kleinen Wasserinsecten und Würmern, wovon das ganze Meer wimmelt. Diese fängt er mit den Haaren der Barten auf und verschlingt sie. Besonders fangen sich viele Seepolypen in denselben. Der Auswurf des Wallfisches ist roth gefärbt, und zwar zinnoberähnlich. Man kann damit Leinwand färben, nur ist es nicht von Dauer.

Man findet den gemeinen Wallfisch in den Polarmeeren der nördlichen Erdhälfte, in den Meeren von Grönland, in der Baffinsbai und Hudsonsbai, in den Meeren nordwärts von der Behringsstraße, und längs einigen Theilen der nördlichen Küste von Asien und wahrscheinlich auch von Amerika. Niemals aber findet man ihn in der Nordsee und selten 200 Meilen von der brittischen Küste. Dagegen erscheint er an der Küste von Afrika und von Südamerika periodenweise, und es wird auch dort eine ordentliche Fischerei auf ihn getrieben. Ueberhaupt hat man ihn unter allen Klimaten und in allen Theilen des Oceans angetroffen.

Die Begattungszeit des Walles ist in der letzten Hälfte des nördlichen Sommers, und da man Weibchen, welche ihre Jungen mit sich führen, nur im Frühjahre antrifft, so kann man annehmen, daß die Tragezeit 9 bis 10 Monate dauere. Das Junge soll bei der Geburt wenigstens 15 bis 20 Fuß lang seyn, welches der Mutter so lange folgt, bis es durch den Wachsthum der Barten in den Stand gesetzt ist, sich selbst Nahrung zu verschaffen.

Die mütterliche Liebe des Wallfisches, der in andern Beziehungen ein stumpfsinniges Thier zu seyn scheint, ist sehr groß. Das Junge, welches die Gefahr nicht kennt, wird leicht harpunirt, dann zeigt sich die Zärtlichkeit der Mutter in einem so hohen Grade, daß sie dadurch oft in die Gewalt des Fängers geräth. Wenn daher gleich ein Junges von geringem Werthe ist, da es selten mehr als eine Tonne Oehl gibt, so wird doch zuweilen Jagd auf selbes gemacht, um die Mutter herbei zu locken. Dieselbe eilt sogleich dem verwundeten Jungen zu, steigt auf die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an, fort zu schwimmen, sucht ihm zur Flucht behilflich zu seyn, indem sie es unter ihre Flosse nimmt, und verläßt es selten, so lange es noch lebt. Dann ist es gefährlich sich ihr zu nähern, aber sie gibt daher oft Gelegenheit, angegriffen zu werden. Aus Angst für ihr Kind setzt sie alle Rücksichten für die eigene Sicherheit bei Seite, fährt mitten durch die eigenen Feinde hindurch, verachtet die Gefahr, welche ihr droht, und bleibt bei ihrem Jungen, auch wenn sie schon mehrere Harpunen getroffen haben.

Wenn das Junge saugen will, so legt sich die Mutter auf die Oberfläche des Wassers, und kehrt sich halb zur Seite, so daß das Euter über das Wasser ragt, und das Junge saugen kann, und so wechselt sie, damit beide gehörig athmen können.

Die Lebensdauer des Wallfisches ist unbekannt, man glaubt daß er in fünf und zwanzig Jahren seinen Wachsthum vollendet habe, und gibt zu, daß er ein Alter von einigen Jahrhunderten erreichen könne. Allein daß er vielleicht tausend Jahre alt werde, wie Einige angenommen haben, scheint durchaus unrichtig. Dieser Irrthum ist dadurch entstanden, daß man annahm, der Wall sei ehemals viel größer gewesen als heut zu Tage, und man findet ihn jetzt nur deßwegen nicht mehr so groß, weil ihm die Zeit zum Auswachsen nicht gelassen werde. Allein die Wallfische waren auch früher nicht größer als jetzt. Die Zeichen des Alters sind die größere Menge des Grau in der Haut, und eine Aenderung der weißen Theile am Kopfe in's Gelbliche, und eine Festigkeit des Specks, und eine größere Dicke und Zähigkeit der Fibern.

Der Fang dieses gewaltigen Thieres beschäftiget eine große Menge Menschen, und man sollte denken, daß diese Art schon gänzlich verschwunden wäre. Allein dieses Thier weiß sich in unzugängliche Eisschollen und zwischen Eisinseln zu flüchten, wohin ihm Niemand folgen kann. Schon seit dem zwölften Jahrhundert wird dieser Fang betrieben. Die Biskayer sollen die ersten gewesen seyn, welche jährlich 50 bis 60 Schiffe auf den Wallfischfang aussandten, und durch den reichen Fang großen Gewinnst zogen. Diese fanden den Wallfisch häufig bei Spitzbergen und andern nördlichen Inseln, und die Walle unserer Zeit fanden nur noch Schutz zwischen den Eisbergen der Polarmeere. Im Jahre 1598 fingen die Engländer an, die Walle zu verfolgen, und im Jahre 1611 wurde die grönländische Gesellschaft deßwegen errichtet, und bald gingen alle Schiffahrttreiber der Nationen Europa's auf den Wallfischfang aus. Man rechnet jährlich 300 Schiffe aller Nationen, welche für diesen

Erwerbszweig nach Norden hinsteuern. Man rechnet den Gewinn von einem Wall an Oehl, Thran und Barten auf wenigstens 5000 Thaler Sächsisch oder etwa 8000 Gulden.

Das Fleisch des Wallfisches ist für manche Bewohner der nördlichen Küsten von Europa und Amerika ein vorzügliches Nahrungsmittel. Die Eskimos trinken auch das Wallfischöhl mit großer Begierde. Sie essen auch die Haut des Wallfisches roh, und zwar Kinder und Erwachsene. Die Weiber reichen den Kindern, welche sie auf dem Rücken tragen, ein Stück Wallfischhaut mit dem Speck daran, und sie saugen mit eben dem Appetit daran, wie unsere Kinder an Zuckerpapier. Die Haut des Bauchfelles dient wegen seiner Durchsichtigkeit statt des Glases in den Fenstern ihrer Hütten, die Knochen werden zu Harpunen, Sparren, Zeltenstützen, Schlitten und Bootgerippen angewandt. Die Sehnen spalten sie in Faden und brauchen sie als Zwirn, womit sie die Häute an ihren Booten und Zelten zusammen nähen; auch werden die Kleider damit sehr nett genähet. Aus den Haaren der Barten werden Schnüre und Seile gemacht. Das Fischbein wird auf vielfältige Art benutzt.

Das Oehl und der Thran sind nebst dem Fischbein die besten Producte.

Der Fang des Wallfisches geschieht fast immer mit dem Wurfspieß oder Harpune. Diese besteht aus einem schweren dreieckigten Eisen von fast 3 Fuß Länge, welches zu beiden Seiten schneidend und sägeförmig gezähnt ist; dieses Eisen ist an einem etwa 6 Fuß langen Holze befestiget, an welches ein Seil von festem Hanf gebracht wird. Neben dieser Harpune hat jedes Boot noch ein oder mehrere Lanzen von 14 bis 15 Fuß Länge, womit man nach dem Fische mit Kraft stechen, die Lanze aber nach jedem Stiche wieder zurückziehen kann.

Da die Wallfische im Winter, wenn die Eismeere mit Eis bedeckt sind, genöthiget werden, die Polarregionen zu verlassen, so geht man im Frühjahre, ehe sie wieder dahin zurückkehren, auf den Fang aus, und verwendet den ganzen Sommer über dazu, indem man immer weiter nach Norden vordringt, und den Wallen in ihre Schlupfwinkel nachfolgt. Die Schiffe, welche auf den Fang ausgehen, sind meist 70 bis 120 Fuß lang, und besonders an den Seiten sehr fest gebaut, haben fast meist doppelte eichene Bekleidung, damit sie dem Stoß des Eises widerstehen können. Jedes hat 6 bis 7 Schaluppen, jede von 24 Fuß Länge und 6 Fuß Breite. Zu jeder Schaluppe gehören zwei Harpunier, welche sich darin üben müssen, dem Fisch sich so sehr zu nähern, daß sie ihre Harpunen auf ihn werfen können. Sie geben wohl acht, wo er mit dem Kopf hervorschießt, um zu athmen, indem sie diesen Augenblick benützen müssen, um ihm eine Harpune in den Leib zu werfen. Sobald ein Fisch getroffen ist, und die Harpune haftet, so ruft der Harpunier: „getroffen," und steckt auf einen Stock eine Flagge auf. Auf diesen Ruf stürzt aus dem Hauptschiffe alles auf's Verdeck und drängt sich in die Boote. Alles rudert nach dem Boote, aus welchem der Wall getroffen wurde.

Sobald der Fisch sich getroffen fühlt, schießt er mit furchtbarer Geschwindigkeit davon, und zieht das Seil, welches an der Harpune und der Schaluppe befestiget ist, mit sich, und zwar mit solcher Gewalt, daß die Schaluppe, wenn sich das Seil verwickelt, in den Grund gezogen wird. Das Seil muß inzwischen immer mit Wasser begossen werden, damit es sich nicht entzünde. Nun bleibt man ruhig in den Booten und beobachtet den Fisch von weitem. Hat derselbe sich so weit entfernt, daß das Seil auslauft, so wird eilig ein anderes daran geknüpft. — Durch den vielen Blutverlust ermüdet der Wallfisch bald, und kommt zu athmen auf die Oberfläche. Oft kommt das Blut in Strömen aus den Spritzlöchern, und dieß ist das Zeichen seines nahen Todes. Im Todeskampfe muß man ihm sorgfältig ausweichen, denn mit seinem Schwanz schlägt er furchtbar umher, und schon manche Schaluppe wurde von ihm zertrümmert.

Wenn der Wall todt ist, durchbohrt man die Flossen und den Schwanz, und zieht Seile durch, um ihn an das Hauptschiff oder an das Ufer zu schleppen, wo er zerstückt wird. Man eilt damit so schnell man kann, um zu verhüten, daß derselbe etwa nicht sinke. Man bringt daher den Kopf außer Wasser, damit dasselbe nicht in den Mund eindringe. Zwei Personen setzen sich auf den Kopf, andere auf den Rücken, und zu beiden Seiten legen sich die Schaluppen an, theils um die Vögel zu verscheuchen, welche sogleich, ohne die Gegenwart des Menschen zu fürchten, in Scharen herbei fliegen, um die Beute zu theilen, vorzüglich Meven und Eissturmvögel, theils aber, um die abgelöseten Stücke Speck den Arbeitern abzunehmen. Diese Arbeit erfordert für geübte Leute 5 bis 6 Stunden, dann läßt man den Cadaver dem Wasser über, auf welchen unzählige Seevögel sich setzen und mit großer Gierde die Knochen benagen. Vom Lande und den nahen Eisinseln wittern die Bären die willkommene Mahlzeit, und schwimmen herbei, die Reste, welche der Mensch dem Wasser Preis gab, mit den übrigen Meeresbewohnern zu theilen.

Zweite Familie.

Walle mit einer Rückenfloße.

T. 190. F. 1. **Der Finnfisch.** (Balaenoptera Physalus.)

Der Kopf bildet eine Art von Kegel, dessen Länge ungefähr einen Drittheil der Körperlänge ausmacht. Der obere Theil des Körpers ist glänzend-grau, der untere blendend weiß. Das Auge liegt ganz nahe an der Einlenkung der Brustfolle. Die Spritzlöcher sind in der Mitte des Kopfes, und er soll das Wasser viel höher spritzen als der gemeine Wallfisch. Sein Umfang ist viel geringer als der der Wallfische, und hat etwa 10 Tonnen Speck. Seiner großen Schnelligkeit wegen ist die Jagd viel gefährlicher als beim vorigen.

Das Fleisch soll besser schmecken als das des gemeinen Wallfisches, und sogar an Geschmack dem Fleische des Stör gleichkommen. Die Grönländer ziehen aus seinen Theilen großen Nutzen.

Man findet diesen Wall in den Meeren von Grönland, überhaupt im Norden, zwischen Europa und Amerika, auch in den Meeren von Afrika.

Zu dieser Abtheilung der Walle gehören noch: Der Jupiterfisch (Balaena Boops), das Breitmaul (Balaena musculus), der Schnabel-Wall (Balaena rostrata), der punctirte Wall (Balaena punctata), im stillen Meere; der schwarze Wall (Balaena nigra), im japanischen Meere; der gefleckte Wall (Balaena lunulata), im japanischen Meere.